# RÖHL

## KLAUS RAINER

Mein langer Marsch durch die

# ILLUSIONEN

## Leben mit HITLER, der DKP, den 68ern, der RAF und ULRIKE MEINHOF

UNIVERSITAS

KLAUS RAINER RÖHL

# Mein langer Marsch durch die Illusionen

## Leben mit HITLER, der DKP, den 68ern, der RAF und ULRIKE MEINHOF

UNIVERSITAS

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.universitas-verlag.de

© 2009 by Universitas Verlag in der
Amalthea Signum Verlag GmbH, Wien
Alle Rechte vorbehalten
Schutzumschlag: g@wiescher-design.de
Satz: Fotosatz Völkl, Inzell/Obb.
Gesetzt aus der 10,5/12,5 Stempel Garamond
Druck und Binden: CPI Moravia Books GmbH
Printed in der EU
ISBN: 978-3-8004-1484-0

*Danksagung*

Ich danke allen Freunden und vielen Lesern, die mir bei der Abfassung dieser Aufsätze durch Rat und Kritik geholfen haben. Ich danke meiner wunderbaren Lebensgefährtin und meiner Familie, die in Freud und Leid immer für mich da war. Ich danke meinem Kollegen Herrn Klaus D. Voss, dem Chefredakteur der »Preußischen Allgemeinen Zeitung«, in der regelmäßig meine Aufsätze erscheinen, für seinen guten Rat und Zuspruch. Besonderer Dank gebürt Angelika Immerrath, die alle meine Texte in vielen Jahren durchgesehen und begleitet hat und ohne deren unermüdlichen Einsatz und Zuspruch dieses Buch nicht hätte erscheinen können.

## *Inhalt*

Ein Leben zwischen den Stühlen . . . . . 009

***Schmuckfarbe rot***

Für Bodenreform in Niedersachsen: Drei minus . . . . . 021
Brecht kontra Borchert: die Keimzelle von *konkret* . . . . . 022
»Eilt sehr, da gegen den Krieg gerichtet!« . . . . . 025
Geld für einen Russenstiefel oder ein erster Bestechungsversuch . . . . . 026
Ein Demonstrant wird erschossen . . . . . 035
Illegale Treffs auf einem Segelboot . . . . . 039
Zwölf Seiten maschinenbedruckt, Schmuckfarbe Rot . . . . . 041
Wer finanziert die neue Zeitung? . . . . . 042
»Wir wollen die Macht, sonst nichts!« . . . . . 043
Eine illegale Wohnung in Ostberlin . . . . . 046
Nach Moskau und Prag ohne Ausweis und Paß . . . . . 052
»Und einmal dann, wenn die Stunde kommt ...« . . . . . 055
Prag - die schönste deutsche Stadt . . . . . 057
Ein Mitarbeiter namens Gustav Heinemann . . . . . 059
Ein Anti-Ost-Artikel pro Heft . . . . . 060
Eine einzelne: Ulrike Marie Meinhof . . . . . 064
Brautwerber für die Partei . . . . . 072

***Und willst du nicht mein Bruder sein ...***

Der erste (mißlungene) Putsch . . . . . 081
Atomtöter . . . . . 088
Heimliche Verlobung mit Ulrike Meinhof . . . . . 090
Ein Graf schickt uns 80 000 DM . . . . . 096
Illegalität und immer Angst . . . . . 099
Eine unabhängige Zeitung . . . . . 109
Hans Werner Richter wird aktiv . . . . . 113
Bluff und Spesen - die Literaturmafia von Berlin . . . . . 115
Die Nackten und die Reichen von Sylt . . . . . 123
Ein Haufen loser Steine: Kleine Ursache, große Wirkung . . . . 125
Die Viva-Maria-Gruppe: Keimzelle der Kommune 1 . . . . . 128
»Die Polizei braucht eine Muse - wir denken an Beate Uhse.« 129
Las Benno Ohnesorg Ulrike Meinhofs Persienartikel? . . . . . 130
150 000 Mark Streitwert oder *SPIEGEL-Affäre* Nr. 2 . . . . . 132

Mit Feltrinellis in Kampen - und in Schloß Villadeati . . . . . 137
Gegenöffentlichkeit - ein anderer Name für Enteignung? . . . . 145
Rudi Dutschke macht Urlaub in Kampen . . . . . 147
Drei Kugeln auf Rudi Dutschke. Wer schoß sie? . . . . . 154
Liebe mit Gewalt und Gewalt in den Metropolen . . . . . 156
Pokern aus der Westentasche . . . . . 162
Die Familie schickt Hilfe . . . . . 165
»Ach, Ulrike!« . . . . . 168

***Eine ganz miese Geschichte***

Eine Gegenredaktion wird gegründet . . . . . 173
»Enteignet Extra-Dienst - entmachtet Röhl!« . . . . . 177
»Der Laden wird zerkrümelt!« . . . . . 181
*konkret* geht in den Untergrund . . . . . 182
»Auf Bullen kann geschossen werden!« . . . . . 188
Bei Hippies und Obdachlosen in Sizilien . . . . . 191
Die letzten Worte von Ulrike Meinhof - ein Hilferuf . . . . . 220
»Ulrike ist ermordet worden!« - eine Gespenster-
beschwörung . . . . . 225
Das Ende der RAF - eine ganz miese Geschichte . . . . . 230

***Brüder zur Sonne - Schwestern zum Mond***

Andere Nachgeburten von '68 - High sein, frei sein . . . . . 241
Brüder zur Sonne - Schwestern zum Mond . . . . . 251
»Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren
bürgerlichen Schwänzen« . . . . . 252
Retortenbabys an die Front . . . . . 265
Geheimsache »Gender Mainstreaming« . . . . . 267
Die Generation der Hypochonder . . . . . 273

***Lebenslüge Antifaschismus***

Und die Bilanz nach Flut und Ararat? . . . . . 285
Recht gehabt - recht behalten: Ein Gruß an
Matthias Waiden . . . . . 288
Was wird bleiben von den 68ern? . . . . . 294
Lebenslüge Antifaschismus . . . . . 299

Die Opfer der RAF . . . . . 306
Personenregister . . . . . 308

## *Ein Leben zwischen den Stühlen*

War alles in meinem Leben Zufall? Sind die Personen austauschbar? Nichts an der Wiege gesungen? Nichts war Zufall.

Mein Großvater, Hugo Röhl, war Zeitungsverleger und Redakteur in Bütow. In Bütow in Pommern. Seine Zeitung hieß »Bütower Anzeiger«. Ich habe ihn nicht mehr gekannt, aber er muß für das kleine Provinzstädtchen etwas Ungewöhnliches gewesen sein. Er war »Alldeutscher« und Freigeist. Wegen eines Artikels gegen die damals noch herrschende geistliche Schulaufsicht, »Ein Pastor, wie er nicht sein soll!« (gegen einen auch für die damalige Zeit ungewöhnlichen Pfarrer, der nicht etwa einen Schüler, sondern den ihm unterstellten *Lehrer* geprügelt hatte!), verwickelte er sich in einen endlosen Prozeß gegen die Evangelische Landeskirche, der durch alle Instanzen lief. Erst das Reichsgericht gab ihm schließlich recht - die Zeitung war durch die Kosten fast ruiniert. Hugo Röhl ist früh, mit 39 Jahren, auf untragische Art gestorben, aber als echter Verleger: Um eine zweite Zeitung zu kaufen, fuhr er nach Plön in Holstein, badete im Plöner See und starb an einer Lungenentzündung. Nicht auszudenken, was für ein Verlagsimperium er vielleicht zusammengebracht hätte, er, dessen Lieblingssätze mein Vater, ein Freimaurer, mir einbleute: »Gazetten müssen nicht genieret werden«, und »Jeder muß nach seiner Fasson selig werden«. Friedrich der Große, der Freimaurer. Überhaupt Toleranz, Lessings »Nathan« und Voltaire: »Ich billige deine Meinung nicht, werde aber jederzeit dafür eintreten, daß du sie sagen darfst.« Und die Freimaurerhymne: »Brüder, reicht die Hand zum Bunde!« *Das* wurde an meiner Wiege gesungen.

Der Tod des Großvaters ließ die Familie verarmen. Meine Großmutter zog nach Danzig und wurde »Hausdame« im traditionsreichen »Conradinum« in Danzig-Langfuhr. So konnte mein Vater das Gymnasium weiter besuchen, als Freischüler, immer den Zwang im Nacken, gute Leistungen zu erbringen. Er macht sein Lehrer-

examen, heiratet früh, geht aufs Land, wo 1928 sein erstes Kind geboren wird, ich, Klaus Rainer. Der Landlehrer hegt immer den Traum von einer anderen als nur der Brotexistenz: Gedichte schreiben, Kurzgeschichten, gedruckt werden, anerkannt sein als Schriftsteller. Er wird einer der Hörspielautoren der ersten Stunde, als die Töne noch aus einem Detektorradio gelockt werden mußten: Draht kratzt auf Quarzstein, Landessender Danzig und Reichssender Königsberg senden ein Hörspiel - von Hansulrich Röhl.

Bald ging mein Vater in die Stadt zurück, arbeitete im Danziger Sender, schrieb Hörspiele, Kritiken für Zeitungen und Gedichte. Er war in Danzig, später sogar im ganzen Reich, ein halbwegs bekannter Schriftsteller. Wie würde der Sohn geraten? Alle Weichen waren gestellt für eine journalistische Karriere. Das Jungchen, der Erstgeborene, Klaus Rainer, schien für etwas Höheres geboren zu sein, jedenfalls wurde er von einer Großfamilie, in der er das erste Enkelkind war, so behandelt. Seine ersten Piepser waren die originellsten, seine Witze die geistreichsten, seine Grimassen die ulkigsten, das fanden zwei Großmütter und sieben Tanten.

Mit fünf Jahren erstes Auftreten vor der Presse und erste Berührung mit der großen Politik. Das erste Prominenteninterview. Des Führers Stellvertreter Rudolf Heß besucht zusammen mit dem Stürmer-Herausgeber Streicher den Freistaat Danzig, der jetzt, im Sommer '33, auch nationalsozialistisch gewählt hat. Ich sitze mit meiner Großmutter Anna in der Strandhalle von Heubude, dem größten Danziger Seebad. Sie sagt: »Jungchen, wenn du da an dem Tisch vorbeikommst, da sitzt unser Gauleiter Albert Forster, da hebst du den Arm hoch und sagst: >Heil Hitler!<« Ich nahm das als Aufforderung, ging sofort hin, die Obernazis zu begrüßen: »Heil Hitler!« - »Ach, wie reizend!« sagte Heß, »komm doch mal näher!«, und er tätschelte mir die Wange. Ein zukünftiger Hitler-Junge aus Danzig. Und der Reporter von der »Danziger Neuesten« zückte schon die Kamera. Am nächsten Tag war ich in der Zeitung abgebildet - von hinten.

Meine nächste Veröffentlichung erfolgte erst wieder mit acht. In der Kinderzeitung »Dideldum«, die das jüdische Schuhhaus »Leiser« kostenlos ausgab, wenn man Schuhe oder auch nur Schnürsenkel kaufte. Dort erschien mein erstes Gedicht: »Vorfrühling« hieß es, glaube ich.

Mit zehn Jahren war ich Jungvolkjunge und Besitzer einer Uni-

form. Im September '39 begann der Krieg. Bei uns in Danzig begann er. Wir kletterten auf den Dachboden, um das Mündungsfeuer der »Schleswig-Holstein« zu sehen, die die polnische Festung »Westerplatte« beschoß.

Meine weitere Kindheit war ein Martyrium. Als schlechter Turner (Note »Fünf«) hatte ich keine Chance, Jungvolkführer oder überhaupt irgendein Führer zu werden. Als Schwächling (»Heulsuse!«) wurde ich meist verprügelt, wenn ich mich auf der Straße auch nur sehen ließ. Auch die Rabauken aus dem nahegelegenen Arbeiterviertel gewannen schnell die Überzeugung, daß ich was Besonderes sei. Besonders affig. »Dichter« war bald mein Spitzname. Einer meiner Spitznamen. Kam ich mit meiner Milchkanne oder mit meinem Kartoffelnetz vom Anreihen beim Gemüsemann an ihnen vorbei, stellten sie sich mit drohenden Gebärden vor mir auf, strichen sich grinsend über die oppositionell (entsprechend den Kahlköpfen von heute) lang bis in den Nacken wachsende »Louis-Mähne« und schrieen mich an: »Los, du bist doch Dichter, so, jetzt dichte mal was, gleich, sonst gibt's was auf die Schnauze. Über den Mann da, über den Baum, über das Fahrrad!«

Ich dichtete. Sie grölten anerkennend. Fünf Fäuste gegen einen Angsthasen. Solche Demütigungen von Intellektuellen hinterließen bei mir eine auch heute noch bestehende starke Abneigung gegen physischen Terror und Gewalt.

Eigentlich war diese Abneigung schon immer da. Seit ich denken kann.

Mein allererstes erinnertes Erlebnis war die Enteignung eines Fahrrads in Danzig-Ohra, 1934. Ich bin fünf. Es ist - wenn man so will - gleich eine Begegnung mit dem Sozialismus. Schicksalstag. Ein Onkel bringt mir ein neues Dreirad mit, ich schätze, es war Onkel Reinhold aus Berlin, Steingroßhändler in Bernau, der in der Hauptstadt ein Heidengeld verdiente. Er fuhr einen Mercedes-Benz, sagte man mir. Auch Apfelsinen und Bananen brachte er mit, aus dem »Reich«. Sie hatten einen unverwechselbaren, bis zur Stunde eindrucksvollen Geruch und Geschmack, der den heutigen Apfelsinen und Bananen fehlt. Die Apfelsinen kamen aus Palästina, sagte man.

War es zu meinem Geburtstag? Am 1. Dezember 1934? Oder war ich erst drei, also 1931 ? War es überhaupt mein Geburtstag? In Danzig ist es um diese Zeit sehr kalt, meistens liegt Schnee, es war

wohl mehr Sommer oder Herbst. Keine Erinnerung an Ohra. Wir hatten, wie ich erst später erfuhr, eine Etagenwohnung in einer Arbeitergegend, in der eben auch kleine Angestellte - und Lehrer - lebten. Wir wohnten im ersten Stock, hatten einen Balkon. Hier setzt meine Erinnerung ein. Unten gab es keinen Garten, aber einen Hof zum Spielen und wahrscheinlich auch zum Teppichklopfen. Da ging ich hin mit meinem Kinderfahrrad, begleitet von den guten Wünschen meiner Eltern und wohl auch des Onkels. Kaum war ich unten und versuchte, ungelenk auf dem neuen Dreirad loszufahren, tauchten auch schon ein, zwei, drei andere, größere, aber jedenfalls kräftigere Nachbarjungen auf, bewunderten das Dreirad und fragten nicht lange, ob sie damit fahren dürften. Was sollte ich sagen? Sie nahmen mir mein Dreirad einfach weg, fuhren damit, und das gefiel ihnen sehr. Sie johlten dabei vor Vergnügen. Meine Bitte, auch mal fahren zu dürfen, überhörten sie, voller Eifer, ganz mit dem Problem beschäftigt, wer als nächster fahren dürfe. Ich lief heulend nach oben, und ich erinnere mich besonders gut daran, daß mein Vater mich wieder runterschickte, ich solle mir das nicht gefallen lassen. Ich versuchte es, aber die Jungen lachten mich aus. Ich heulte und lief wieder nach oben: Nun erst griffen meine Eltern, ich glaube, meine Mutter, ein. Die Eltern der Bengel wurden eingeschaltet, und die Jungen mußten mein Eigentum zurückgeben, böse lachend: »Hab dich doch nicht so, du Heulsuse!« Praktisch hatte ich es von nun an mit meinen ruppigen proletarischen Nachbarskindern verdorben. Glücklicherweise zogen wir bald aus dieser Gegend fort. 1934.

36 Jahre später schenkte ich meinen Zwillingstöchtern Regine und Bettina, weil sie sich das sehr wünschten oder weil ich mir das als geschiedener Vater ausgedacht hatte, um ihnen eine Freude zu machen, jeder ein rotes Klapprad. Das war damals das Neueste. Vermutlich, weil man es im Auto transportieren konnte, war es in der 1968 schon voll motorisierten Welt praktisch für die Eltern bei Ausflügen oder bei Transporten in der Großstadt. Erfolgreich wie der zusammenklappbare Kinderwagen. Die Zwillinge freuten sich sehr über die Fahrräder und hatten nichts Eiligeres zu tun, als sie am nächsten Tag in den sogenannten »Kinderladen« mitzubringen. Dort hatten sie eine ganz ähnliche Begegnung mit dem Sozialismus wie ich als kleiner Junge. Die anderen Kinder aus dem Kinderladen, wie wir heute wissen, keineswegs aus proletarischem Milieu,

aber gerade nicht im Besitz von Klapprädern, bemächtigten sich ohne Federlesens der Erzeugnisse des »Konsumrauschs«, wie ihre Eltern das damals nannten. Nach wenigen Tagen waren die neuen Klappräder gemeinschaftliches Eigentum und - schrottreif. Doch wir greifen vor.

In das »Deutsche Jungvolk« wurde ich wie alle anderen Schüler beim Eintritt in die Oberschule automatisch übernommen. Der »Jungvolkdienst«, zu dem zweimal in der Woche mit einem schriftlichen »Dienstbefehl« geladen wurde, den die Eltern unterschreiben mußten, machte mir vorwiegend Angst. Mit seinen Turnstunden, dem militärischen Marschieren und dem Drill und den drohenden Geländespielen am Wochenende (dazu das Lied: »... ist das Tanzen dann vorbei/Gibt's gewöhnlich Keilerei/Und den Bub, den das nicht freut/Ja, man sagt, der hat kein' Schneid! Oh, du schöner Westerwald!«). Gegen den Straßenterror gründete ich eine eigene Organisation, die »Wehrhafte Waffe«. Sie hatte nur drei Mitglieder, aber ich war ihr anerkannter Vorsitzender. Wir tagten vorzugsweise in dem geschützten Hinterhof und Garten unseres Mietshauses.

In der Schule herrschte in diesen Jahren Terror. Der beliebte (Nazi-)Turnlehrer Wallerand, porträtiert in Grass' »Blechtrommel« und »Katz und Maus«, erkannte in mir schnell einen schlechten Turner aus Prinzip, heizte den Haß gegen den Weichling an, ließ den Angsthasen Röhl von der Klassengemeinschaft mit knallharten Schlagbällen beschießen, ich sollte üben, den Bällen auszuweichen, und gleichzeitig abgehärtet werden. Es war eine Art Steinigung. Nach den Turnstunden setzten sich die Pogrome fort. Ich wurde behandelt wie in den linken Spielfilmen immer die Juden, wie der »Bemalte Vogel« bei Jerzy Kosinski, weil ich eine Idee anders war, anders redete, mich anders benahm als die anderen. Ich wurde von meiner Klasse und der »B«-Klasse, Günter Grass nicht ausgenommen, bis aufs Blut gepiesackt oder regelrecht gesteinigt - mit den jeweiligen Waffen der Saison: Schneebällen mit vereistem Kern, Weidenstöcken im Frühjahr, Brennesseln im Sommer, im Herbst Kastanien und Eicheln. Immer aber Schlagbälle. Es war die ganze, 30köpfige Klasse, die an diesen jahrelangen Quälereien teilnahm. Meine einzigen Freunde, der dickc Wcndt, nach mir schlechtester, und Gullatz, der beste Turner der Klasse, waren machtlos. Sie versuchten gar nicht erst, mich zu verteidigen. Biß ich die Zähne zu-

sammen und heulte nicht, wurde ich weiter gequält und gepiesackt; heulte ich los, bestätigte ich ihre Erwartungen und hieß »Heulsuse« oder auch »Susi«. Ich habe es überstanden. Gelobt sei, was hart und hellhörig macht.

Ich schildere diese Zeit meines Lebens so ausführlich, weil sie in mir eine solide Sympathie für geprügelte Minderheiten festlegte und einen Haß gegen terroristische Mehrheiten. So nahm ich fast selbstverständlich Partei für die Schwachen auch unter den Lehrern, so für den von den Mitschülern bis zum Wahnsinn gequälten alten Mathematiklehrer »Wumm«, der schon zur Schulzeit meines Vaters »Wumm« genannt wurde und gelitten hatte, der zu meiner Zeit bereits schwer verhaltensgestört war, dem sie grölend den Unterricht »verunsicherten«, der mit einem Gummischlauch (!) und schlechten Noten um sich schlug, dem sie von hinten Tinte übers Jackett gössen, der mit Tränen am Pult zusammenbrach, unter dem brüllenden Gelächter der Klasse. »Warum greift ihr nicht den Turnlehrer an?« fragte ich. Von daher gingen meine Sympathien auf jeden Professor über, der nach 1968 mit physischem und psychischem Terror durch die Hörsäle gehetzt wurde, Terror, den ich kenne, der immer gleich ist: Haß gegen den »bemalten Vogel«, den Andersartigen, ab '68 mit aufgesetztem, pseudomarxistischem Überbau.

Die abklingende Pubertät und damit die Aufwertung intellektueller Fähigkeiten beendete diese lang anhaltende Epoche. Tonangebend wurden plötzlich meine Freunde und ich. Nun terrorisierten *wir* die Mehrheit, waren die BBC-hörenden Opinionleader.

Von meinem 15. Lebensjahr an spielte sich unser ganzes Leben allerdings mehr oder weniger kaserniert ab, in Lagern und Barakken. Wehrertüchtigungslager, Schipplager zum Bau von Panzergräben, Erntelager zum Einbringen von Kartoffeln oder Rüben, Flak-Lager, RAD-Lager. Aufenthalte zu Hause nahmen in den letzten zwei Kriegsjahren, '44 und '45, den Charakter von flüchtigen Urlauben an.

Jüngeren wird das heute schwer vorstellbar sein: Unsere unglaubliche Abhärtung, physisch wie psychisch. Harte vormilitärische Ausbildung hatten wir alle seit dem zehnten Lebensjahr. Stundenlange Gewaltmärsche mit schwerem Gepäck in glühender Sonne, Schleifdienst auf dem Sturzacker den Berg hoch 30mal (!), bis ein Junge mit Kreislaufbeschwerden zusammenbrach, das

kannte ich mit zwölf, Geländemärsche in Dreck, Schlamm, Regen, Nachtmärsche, Mutproben, alles im Laufschritt.

Ab 15 lernten wir nur noch die Waffen handhaben. Mit 15 beherrschten wir den Karabiner 98, das Schnellfeuergewehr 41, das Maschinengewehr 42, die Panzerfaust und den Panzerschreck. Nichts, was uns schrecken konnte. Seit den frühesten HJ-Lagern waren wir gewohnt, daß Freundschaften auseinandergerissen, nach Größe abgezählt, Persönlichkeiten zerstört, Individualisten gedemütigt wurden: »Kann hier jemand Klavier spielen? Ja? Was spielst du denn?« - »Brahms.« - »Dann raus zum Scheißhaussaubermachen!« Ab Sommer '44 waren wir immer im Einsatz, Gemeinschaftsbaracken oder Gemeinschaftszelte, runde Finnenzelte, Gemeinschaftsessen: Eintopf; Pakete von zu Hause mußten aufgeteilt werden, frühe Geschlechtlichkeit wurde in Form ordinärster Zoten thematisiert, bei der sogenannten »Schwanzparade«, einer täglichen Sauberkeitskontrolle: »Na, du Wichser, woher kommt der Käse auf der Nille? Hier pump mal 20 Sachen, den Rest kannst du mit 'ner Frau machen.«

Zwei, drei Erlebnisse möchte ich festhalten.

Wie sich die Bilder gleichen. Oder eben auch nicht. Während ein Teil unserer Schulklassen zur Flak kommt und zum Arbeitsdienst und für Grass die Waffen-SS-Ausbildung beginnt, betreten ich und die übrig gebliebenen Mitglieder unserer Schulklasse historischen Boden in Poldersee, Westpreußen. Als Erntehelfer zum Kartoffelbuddeln. Ein Dorf mit Deutschen und Polen. Die Deutschen waren die Bauern, die Polen die Knechte. Vor 1939 war es umgekehrt gewesen und vor 1919, als Poldersee zum Deutschen Reich gehörte, wieder umgekehrt. Sagen wir, ein deutsch-polnisches Dorf. Aber warum sangen wir, die Kinder aus meiner Klasse und aus der Parallelklasse, Harry Gullatz und ich und Ferch und Grabowsky und Lingenberg damals, im Herbst 1944, todesverachtend Lieder gegen Hitler und die Nazis und für die Polen, die wir doch gar nicht kannten, sangen »Noch ist Polen nicht verloren«? Vielleicht muß ich noch erwähnen, weil es bald niemand mehr genau wissen wird, daß keiner der 400 000 Danziger ein Wort Polnisch konnte, obwohl der Freistaat Danzig mitten in einem polnischen Sprachgebiet lag. Niemand von uns kannte einen Polen. Und doch sangen wir damals »Polen, rächet eure Schande und zerschlagt die Nazibande!«. Im September 1944. Warum?

Schwer zu sagen, wie das zustande kam. Vielleicht war es die Wut

über das elende, gebückte Schuften auf dem Kartoffelfeld, getrieben von dem erbarmungslos seine Runden ziehenden Kartoffelroder, eine dumpfe Wut gegen die HJ und die Partei, ein bißchen Erinnerung an Rundfunksendungen von BBC und Radio Moskau, die alle heimlich hörten, obwohl es verboten war?

Jedenfalls packte uns eines Nachts der verrückte Gedanke, den polnischen Bauern, die von ihren Höfen vertrieben worden waren, eine Art Solidarität zu bekunden. Irgendeiner behauptete, daß die polnische Nationalhymne anfängt mit den Worten »Noch ist Polen nicht verloren«. Mehr wußten wir nicht, die Melodie kannten wir natürlich auch nicht, aber wir kannten die italienische Nationalhymne, über die damals Spottverse gesungen wurden. Schnell dichteten wir einen Text dazu. Und den sangen wir, besser grölten wir, laut durch das nächtliche Dorf marschierend, noch mal und noch mal, wie berauscht von unserer Frechheit und der Gefahr, die damit verbunden sein mußte:

*»Noch ist Polen nicht verloren,*
*Hallt es jetzt in allen Ohren!*
*Polen, rächet eure Schande*
*Und zerschlagt die Nazibande.*
*Haut den Hitler aus dem An-zug,*
*Haltet in Berlin Ein-zug,*
*Haut dem Goebbels, diesem frechen Hund,*
*Eins auf seinen großen Mund!«*

Eigentlich waren wir müde von dem achtstündigen, elenden, rükkenzermürbenden Kartoffelausbuddeln im Takt des immer schneller heranratternden Traktors. Aber wir zogen nach Feierabend durch das menschenleere Dorf und sangen »Zerschlagt die Nazibande!«. Warum taten wir das? Welcher Hafer hatte uns gestochen, welcher Vater uns aufgeklärt, welche politische Einsicht uns getrieben? Nein, wir waren keine »Antifaschisten«, das kommunistische Propagandawort kannten wir nicht einmal. Ich denke, wir waren bloß übermütig, aufgedreht, auf Krawall und gefährliche Abenteuer aus. Es war einfach das Verbotene, daß uns gerade scharf machte. Natürlich war es auch die zufällige Gemeinschaft, die sich gegenseitig anfeuerte. »Du traust dich nicht?« - »Doch.« Wir trauten uns. Wir taten einfach das, was am meisten verboten war. (Wie heute

»Heil Hitler!« zu rufen und Hakenkreuze an die Wand zu pinseln. Damals war es eben »Haut den Hitler aus dem Anzug!«. Und dann sangen wir:

*»Heil Dir, Polen, dobrze Polen!*
*Weitam nietzko! Njaktina siwatsch! Zotta jesk!«*

Am Ende sollte nämlich etwas Polnisches kommen, aber niemand, ich erwähnte es schon, konnte ein Wort Polnisch. Nur einer, mein Freund Harry Gullatz, hatte mal einen Sprachkurs angefangen, für eine Stunde nur, und daher kannte er die Worte: »Weitam nietzko! Njaktina siwatsch? Zotta jesk?« Auf deutsch: »Seht das Kind! Wie heißt du? Was ist das?« Dobrze (sprich: dobjsche) heißt gut. Gutes Polen. Herbst 1944 war das. 15 waren wir. Niemand hat uns am nächsten Tag verpfiffen, obwohl einer von unseren Mitschülern Sohn eines hohen SS-Führers war. Der hatte ja auch mitgesungen.

# *Schmuckfarbe rot*

Alle Familienmitglieder fanden sich wieder in der Knechtskammer eines kleinen niedersächsischen Dorfes zusammen. Der Freistaat Danzig existierte nicht mehr, vergeblich bewahrten wir noch unsere Danziger Pässe auf. Eigentlich waren wir Bürger des Freistaats Danzig. Wir hatten den Krieg ja nicht angefangen. Aber die Weltgeschichte ging über den völkerrechtlich souveränen Freistaat Danzig hinweg, wir wurden den Deutschen gleichgestellt. Eine Rechtsgrundlage für die Eingemeindung meiner Heimatstadt in den polnischen Staat gibt es bis heute nicht. Ich wurde bei einem winzigen Bäuerlein in dem Dorf Engelschoff bei Himmelpforten Knecht, ein ganzes Jahr, lernte pflügen, eggen, säen, mähen, die Ernte einbringen, Mieten ausheben, Torf stechen, Kühe melken, ausmisten, Misthaufen bauen, alles brotlose Künste heute. Alles inzwischen mechanisiert. Säen und mähen mit der Hand kommt nur noch in schlechten Schulbüchern vor. Aber ich hatte den Ernst des Lebens kennengelernt.

Wieder auf der höheren Schule, stürzte ich mich in eine hektische Organisationstätigkeit. Freundschaftsclubs, Schwarzmarkt, Tanzfeste, bunte Abende, Schüleraufführungen. Es war die Fortsetzung der »Wehrhaften Waffe« mit anderen Mitteln. Ich war nur an Organisationen interessiert, in denen ich der Leiter, der Spiritus rector, der »king« war. Nachdem ich mir als Philotas (von Lessing) strahlend, in echtem Bühnenkostüm, einen ehemaligen SA-Dolch opfermütig in die Brust gerammt hatte, gründete ich eine Mammut-Schülerbühne für beide Stader Gymnasien, probte als Regisseur und Hauptdarsteller Sartres *Fliegen* und Shakespeares *Sommernachtstraum*, ließ Massen von Schülern und Schülerinnen pantomimisch herumhüpfen, wollte alles, machte alles, schaffte alles. Mein Berufsziel war nun nicht länger Chemiker wie bis zum 18. Lebensjahr, sondern Dramaturg. Von meinen frühen Jugendversuchen mit Tränengas und Schwarzpulver und Nitroglyzerin blieb nur die Eins in Chemie.

Die Politik streifte mich nur flüchtig, als Empörung über Dummheit und Ignoranz, als ich in meinem Deutschlehrer den Turnlehrer von Danzig entdeckte und bekämpfte. Ich entlarvte ihn täglich. Wies ihm Unwissenheit und mangelnde geistige Beweglichkeit, Sturheit und schlechte Vorbereitung des Unterrichts nach. Ich demütigte ihn in jeder Deutschstunde, er rächte sich in den Turn-

stunden. Dann kam es zum Knatsch, meinem ersten politischen und, wenn man so will, auch publizistischen Zusammenstoß. Es stand die Bodenreform in Niedersachsen zur Debatte, bekanntlich liebäugelte sogar die CDU mit einer Enteignung der Großgrundbesitzer. Der Reserveoffizier Tiedemann erläuterte uns das Für und Wider, es wurde deutlich, daß wir in dem folgenden Hausaufsatz die Bodenreform abzulehnen hätten. Ich schrieb einen ausführlichen, zwei ganze Hefte einnehmenden Aufsatz über die Notwendigkeit einer Bodenreform. Urteil: Drei minus. Das war zuviel. Ich verlangte unverzüglich einen neuen Deutschlehrer und in die Parallelklasse überzusiedeln. Mein Vater hielt das für übertrieben, aber ein Röhl und Drei minus in Deutsch, das war auch ihm zuviel; er ging zum Direktor, ich durfte die Klasse wechseln. Der neue Deutschlehrer »Stoffel« Reinicke, ein Weltgeist mit Vorliebe für Intellektuelle und Schriftsteller der 20er Jahre, bestritt den Hauptteil des Unterrichts durch Privatunterhaltungen mit mir und ein paar Freunden über Expressionismus und Neue Sachlichkeit. »Stoffel Reinicke« ist gestorben, Tiedemann, inzwischen CDU-Stadtrat, war lange stellvertretender Direktor des Stader »Athenäums« und ist inzwischen wahrscheinlich auch tot. Ihm verdanke ich noch zahlreiche Tiedemann-Opfer und konkret-Mitarbeiter, vor allen Dingen Niko Neumann, Stefan Aust und meinen Bruder Wolfgang Röhl. Und natürlich Peter Rühmkorf.

## *Brecht kontra. Borchert: die Keimzelle von* **konkret**

Erst ganz am Ende meiner Schulzeit, 1948, lernte ich einen Schüler aus der Unterprima kennen, der für meine ganze weitere Entwicklung ausschlaggebend wurde und an allen wichtigen Stationen meines Lebens eine Rolle spielt. Peter Rühmkorf. Peter, schon früh nach Pidd Lyng, dem Rebellen von Sylt, Lyng genannt, hat ein eigenes Erinnerungsbuch geschrieben: »Die Jahre, die Ihr kennt«, in dem er unsere Begegnung aus seiner Sicht schildert. Um es kurz zu machen: Rühmkorf und seine damaligen Freunde waren Anhänger des Expressionismus, also für Borchert, für Trakl, für Döblin - ich war Anhänger der Neuen Sachlichkeit, also für Brecht, für Klabund, für den damals sehr populären Erich Kästner.

Rühmkorf gab eine nur in zwei Abschriften verbreitete Schü-

lerzeitung heraus, die »Pestbeule«, ich ließ eine (einmalige) Polemik dagegen kursieren. Es ging schon um die Alternative »Hausfrau von Hannover« oder Elitezeitung. In den damals, vor der Währungsreform, noch erscheinenden vielen Literaturzeitungen, die es freilich kaum zu kaufen gab - wir lasen sie im englischen Kulturzentrum »Die Brücke« -, wurde auch gerade so eine Auseinandersetzung geführt, zwischen horizontaler und vertikaler Lyrik. Horizontal gleich breit verständlich. Vertikal ist gleich in die Tiefe lotend, esoterisch.

Rühmkorf an Röhl:

*»Du bist modern, du dichtest linear,*
*Du hast den Mut, wie Bertolt Brecht zu sprechen;*
*Nichts gegen Brecht, doch grämt mich dein Gebrechen:*
*Veräußerung von Brechtschem Inventar.*
*Kunst auf marsch, marsch! schon ist die Linie klar:*
*Mein Bruder Röhl, nun richte dein Gerölle -*
*Fehlt auch der Wasser eigenes Gefälle*
*Du brauchst es gar nicht, bleibst ja linear.«*

Als ich Abitur machte, blieb Rühmkorf noch zwei Jahre auf der Schule. Ich versprach, in Hamburg auf der Universität auf ihn zu warten. Zusammen wollten wir dann die Welt umkrempeln. *Komm, heiliger Geist, Du schöpferisch/Den Marmor unser Form zerbrich /Zerbrich das Eis in unseren Zügen«,* solche Sprüche von Werfel waren damals nach unserem Sinn, aber auch » *Unsern Söhnen sei es gesagt/Zerschlagt die Trommel/Zerschlagt, zerschlagt«* von Weinen. Gesungen von Kate Kühl, die Platte kannten wir, die Bücher nicht. Uns interessierte ganz im Gegensatz zum herrschenden Zeitgeist nur eine nationale, deutsche Avantgarde, in Kultur und Politik. Die Re-education-Kultur, verbreitet durch englische und amerikanische Zentren wie »Die Brücke« und »Amerika-Haus«-Bibliotheken, Vorträge, Clubs, durch die »Neue Zeitung« und den NWDR, verachteten wir. Diese verblasene, schwächliche Kollektivschuldkultur, die keine richtige antifaschistische Bewegung war, sondern nur ein Anbiederungs- und oft genug Abfütterungsbetrieb wie die gleich nach dem Krieg gegründete »Gruppe 47«. Das sagte uns nichts. Noch gab sie sich selbst engagiert und verkündete den

»Kahlschlag« der Literatur, aber das sollte sich bald ändern. Wir waren ja wirklich engagiert.

Es lockte uns nicht, wie damals Scharen junger Schüler und Studenten, zu internationalen Begegnungen und in die Existentialistenkeller von Paris. Nein, hier bei uns sollte etwas passieren, in Hamburg wollten wir zusammen »maßlos literieren und kabarettieren«.

Die Pläne schmiedeten wir auf einem einzigen, langen, nächtlichen Spaziergang. Das war schon ein halbes Jahr später, nach der Währungsreform im Juni '48, als ich mit meiner Kasperlebühne in Rühmkorfs Dorf gastierte. In dieser Nacht schliefen wir nicht. Da gründete sich eine Freundschaft, die nie ganz persönlich werden wollte, immer an Sachen orientiert blieb, an Literatur, Politik und Gesellschaft, und die bestand, durch alle Wirrungen und Veränderungen bis zu seinem Tode am 8. Juni 2008. Kein Einerseits und kein Andererseits, alles übertrieben wir maßlos: Haß und Zuneigung. Unsere Gegner beschimpften wir als maßlose Idioten, unsere Freunde als außerordentlich, fabelhaft, außergewöhnlich gut. Oder, wie Kurt Hiller, unser erster literarischer Förderer, einmal über uns schrieb: »Einige Eiffelturmlängen über allem übrigen!«

Eigentlich hätte hier schon die Zeitung *konkret* gegründet werden können. Aber jetzt war noch gar nicht daran zu denken, '48, da waren ja eben erst alle literarisch-politischen Zeitschriften eingestellt worden, weil niemand sie mehr kaufen wollte für das neue Kopfgeld von 40 Mark für jeden Westdeutschen. Da kaufte man sich lieber einen Fahrradschlauch oder ein Pfund Butter und eine Tafel Schokolade oder eine Tüte frischer Kirschen, aber nicht mehr den *Horizont,* den *Ruf,* den *Ulenspiegel* und wie sie alle hießen. Und die Bauern des Alten Landes, die Besitzer der Kirschbäume, die keine Bodenreform hatten erdulden müssen dank Studienrat Tiedemann und vieler Gleichgesinnter, die auch nur 40 Mark Kopfgeld erhalten hatten am Tage X, sie fuhren einen Monat später die ersten großen Mercedeswagen, die es plötzlich wieder frei zu kaufen gab.

## *»Eilt sehr, da gegen den Krieg gerichtet!«*

Bis Rühmkorf nach Hamburg kam, 1950, hatte ich schon zweimal bei der Studentenbühne Regie geführt, eine Studentenbühne gespalten, einen »Arbeitskreis Progressive Kunst« gegründet und einen Haufen guter Kumpels aufgetan, die waren literarisch interessiert und politisch links, und von Beruf waren sie alle »Werkstudent«. Die waren bereit, etwas mit uns auf die Beine zu stellen. Rühmkorf wurde in Hamburg bereits erwartet. Ich war sein Prophet. Meine eigene Lyrik und Prosa hatte ich weggeschlossen, seit Lyng einmal kategorisch gesagt hatte: »Ich bin Schriftsteller - du bist Journalist. Anreger, Herausgeber!« Schön, das nahm ich an. Ich las Rühmkorfs Gedichte vor, der damals viel zu schüchtern war, eine einzige Zeile selber zu lesen, und begeisterte mich und andere dafür.

Auch ein Quartier gab es schon, einen alten abgestellten Güterwaggon mit vier Räumen, die man mit Kanonenöfchen heizen konnte. Hier lebte und arbeitete 1950 ohne Marcuse-Lektüre, Mao-Kult und Selbstbeweihräucherung Deutschlands erste Kommune. Hamburg 19, Stresemannstraße 70 war das, gegenüber der Radioröhrenfabrik »Philips Valvo«. Dort lebten »Dick« Busse mit wechselndem Anhang, Peter Rühmkorf, Bruni, meine spätere Frau, Peggy Parnass und ich. Zusammen leben und zusammen arbeiten. Keine Erfindung von '68. Von hier aus starteten wir unser erstes Projekt. Keine Zeitung, sondern ein Kabarett: »Die Pestbeule«.

Die Schauspieler suchten wir am Schwarzen Brett der Uni: »40 bis 50 Kabarettisten zum sofortigen Dienstantritt gesucht. Eilt sehr, da gegen den Krieg gerichtet.«

Unser Kabarett war eine sehr düstere Angelegenheit, eher ein Mysterienspiel mit politischem Inhalt. Aber es war das Modernste und Beste, was es damals überhaupt in Deutschland zu sehen gab. Ganz im Gegensatz zu den Schöpfungen der »Gruppe 47« und dem damaligen Bühnenangebot, das sich fast ausschließlich von Importen aus Frankreich und Amerika nährte, war unser Stück nicht modisch, sondern modern. Es schwamm nicht mit dem Strom, sondern dagegen. Wie alles Neue. Es berücksichtigte den neuesten Stand der Literatur und schöpfte aus dem Reichtum unserer literarischen Bibel, die wir aus der Staatsbibliothek geklaut hatten und wie einen Augapfel hüteten: Soergel, Band II, »Im Banne des Expressionismus«.

## *Geld für einen Russenstiefel oder ein erster Bestechungsversuch*

Unser Stück war schonungslos, düster, gewalttätig und anklägerisch. Es war gegen alle und gegen alles. Nicht nur gegen die Wiederbewaffnung, die Militärs, die Nazimörder. Nicht nur die Reichen wurden angegriffen, die Schieber, auch und sogar vor allem die Gleichgültigen, die Kleinbürger, die Konsumenten, selbst die Arbeiter. Die Russen ebenso wie die Amis. Der General, mit Totenmaske und Khakiuniform, trug folgerichtig zwei verschiedenartige Beinkleider: einen Russenstiefel und einen Amischuh. Krüppelchöre waberten hinter Gazeschleiern. Schreie von Gefolterten gellten durch die Räume. Peggy Parnass, die aus Schweden kam, Mitglied einer 20köpfigen jüdischen Familie, von der die meisten, sagte sie, vergast worden waren, krümmte sich in KZ-Kleidung unter den pantomimischen Peitschenhieben eines SS-Mannes, während im Hintergrund Lastenträger im gleichen Rhythmus gebuckelt vorüberkeuchten. Die Lastenträger von Stutthof. Im Hintergrund rief ich mit Überlautstärke und Hallton durch einen krächzenden Lautsprecher:

*»Und ich war da, und da warst auch du,*
*Und da hörten wir einen schrein.*
*Dann banden sie ihm die Schnauze zu.*
*Ich war da, und da warst auch du.*
*Und keiner von uns sagte NEIN.«*

Arbeiter zogen mit Transparenten gegen den Krieg heran, ließen sich korrumpieren, reihten sich ein und folgten dem General, dem mit dem Russenstiefel und dem Amischuh. Fresserpantomimen agierten gotteslästerlich an Abendmahlstischen: »Der Kotbrei liegt wohlig tief in den Därmen, möge Gott die Hungernden speisen und die Frierenden wärmen.« In der Schlußszene überrollt eine pantomimische Masse von Maskierten den »Unmaskierten«, den Einzelgänger (den spielte ich im schwarzen Rollkragenpullover):

*» Wir sind die Masse, die Masse.*
*Wir sind die Masse, die Masse.*
*Wir sind die Masse, die Füllmasse.*
*Wir sind die Masse, die Brüllmasse.*
*Unser sind Stadt und Stra-ße.*
*Wir sind die Masse, die Masse.«*

Alles ist schon mal da gewesen. Elfriede Jelinek, die Nobelpreisträgerin, die 2001 in ihrem »Sportstück« ähnliche Flüster- und Sprechchöre verwendet, war damals noch ein Kleinkind. Die Tanzpantomimen gab es schon. Wochenlang brauchte ich, um den Laienschauspielern die ihnen völlig fremden, abgehackt roboterhaften Tanzschritte beizubringen, die ganz dem künstlichen Sprachrhythmus von Rühmkorf folgten: »Wir sind die Masse, die *Füll*masse! Wir sind die Masse, die *Brüllmassel«* Die Massentänze hatte ich mir ausgedacht, nachdem ich die Pantomimen von Kurt Joos (»Der Grüne Wagen«) gesehen hatte, der aber die Tänzer nicht selber sprechen ließ. Meines Wissens war ich der erste, der nach dem Krieg diese Mischform zwischen Tanztheater und chorischem Sprechen ausprobierte.

Seltsamerweise, für die damaligen Verhältnisse eher ein Exotikum, tauchte in den Texten auch schon das Wort Revolution auf. Es hatte für uns nicht den geringsten Realitätsbezug. Es kam unmittelbar aus der Geschichte, besser aus der Literaturgeschichte in unser Stück. Direkt aus dem Soergel, Band II. Es gab keine reale Basis in unserem Leben für dieses Fremdwort Revolution, selbst die Kommunisten hätten es damals nicht verwendet. 16 Jahre vor Rudi Dutschke schlugen wir Töne an, die erst 1968 populär werden sollten:

Der unmaskierte Einzelgänger, der Intellektuelle trifft einen sogenannten einfachen Mann und redet ihn an:

*»Du bist nur ein einfacher Mann*
*An sich kein Grund, nicht zu denken.*
*Du bist keiner, der sich erlauben kann,*
*Den Reichen was zu schenken.*

*Wie ist euch zu helfen?*
*Auf keinen Fall doch mit der Methode*
*Porzellanhund auf der Elternkommode*
*und Bilder mit Elfen.*

*Oder meint ihr, das sei eure Sternkonstellation ?*
*Oder meint ihr, das seien göttliche Pläne?*
*Eure Zukunft sind eure Zähne.*
*Macht Revolution!«*

Einfacher Mann (applaudiert): »Sehr richtig. Hat gut gesprochen, der Kollege, unterschreib' ich alles. Also ich, für meine Person, stell' mir das ungefähr so vor: Erst mal 'n bißchen Unabhängigkeit, erst mal 'ne sichere Position, wo man nicht jeden Tag rausfliegen kann, kleines festes Einkommen, kleines eigenes Häuschen, kleinen selbständigen Garten - tscha, und dann, dann können wir mal weitersehn, dann mach ich aal-les mit. Bis auf dahin - Hals und Beinbruch.«

Die Texte, die wichtigsten, besten waren von Rühmkorf, ich führte Regie. Ich steuerte auch einige Texte bei, ich spielte die Hauptrolle, ich erfand sogar die Musik, die »Dick« Busse auf der Gitarre spielte. Wir probten pausenlos, mußten tausend Schwierigkeiten überwinden, abgesprungene Mitspieler wieder neu besetzen, aber wir machten weiter. Es würde ein großer Erfolg werden. Uns fehlte nur noch ein schönes, herbes, blondes Mädchen für die weibliche Hauptrolle, das Mädchen, das mich, den Unmaskierten, den einsamen Einzelgänger, trösten und später verraten sollte, mit einem reichen Satten auf und davon gehen würde: »Fleisch, verderblich, zum schnellen Gebrauch bestimmt«. So ein Mädchen kannten wir nicht.

Eines Tages wehte uns so ein Mädchen ins Haus und damit der Geist der Geschichte, und der Geist wehte uns, wohin er wollte: nach links, immer weiter nach links. Das Mädchen erhielt die Rolle und stand bald auf der Bühne, schön blond und herb und ganz und gar unbegabt, und sagte völlig unverständig ihren Vers auf: Christine Hübotter. Mit ihr kamen mit einemmal auch reichlich Statisten ins Haus, ernste junge Leute, die von Theater nichts verstanden, aber aus politischen Gründen mitmachten, wie sie sagten, und einer von ihnen, ein gewisser Ludwig Nau, ließ die Katze auch aus dem Sack: Das sei ein so schönes, fortschrittliches Stück, jede Unterstützung wert, man habe da unter Umständen auch Möglichkeiten, etwas Geld aufzutreiben, nicht kommunistisches, versteht sich, aber von der »Nationalen Front«, sicher könnten wir doch Geld für Kostüme und Programme und so weiter gebrauchen - aber. Der Russenstiefel. Der Russenstiefel, der entwerte doch das ganze Stück, der sei ja »antikommunistisch«, der müsse weg. Wir lehnten ab, der Russenstiefel blieb, und das Geld blieb aus. So einfach ging die politische Entwicklung nun nicht. Da mußte schon mehr passieren, ehe wir den Russenstiefel wegließen.

Ob Stiefel oder nicht, man war auf uns aufmerksam geworden,

und man kümmerte sich weiter um uns, die »noch im Antikommunismus befangenen, aber doch als fortschrittlich einzuschätzenden jungen Studenten«, wie es in der etwas altklugen und herablassenden Sprache der KPD hieß. Man kümmerte sich um uns, ohne daß wir es direkt wahrnahmen. Durch Ludwig Nau, übrigens den Neffen des Schatzmeisters der SPD, Alfred Nau, lernten wir seine Verlobte kennen, Eve Acel, eine 24jährige ungarische Jüdin von überbordender Schönheit, die Lyngi und ich beide leidenschaftlich liebten, voller Zorn auf den ihrer nicht würdigen »Ludi«. Ihr Schwager war Zamory. Zamory, als Jude und Kommunist mit seinen Eltern nach England emigriert, hatte als Staff Sergeant in der britischen Armee am Krieg teilgenommen, und nun hatte er gerade mit sechs anderen die »Kommunistische Hochschulgruppe« an der Universität Hamburg gegründet, die vorläufig die einzige in der Bundesrepublik blieb. Es gab damals eine inoffizielle, verdeckte kommunistische Wohnungsvermittlung. Jeder Genosse, der ein Zimmer frei hatte, gab es der Partei an, die vermittelte es weiter. Man beschaffte Rühmkorf ein Zimmerchen bei liebenswerten Altkommunisten, Arbeiterklasse in Hamburg-Ottensen, »zufällig« 100 Schritte von Zamorys Wohnung entfernt. Wer weiß, wozu es gut ist, dachte man wohl. Man lud uns zu dieser und jener Diskussion ein, zu der wir meistens nicht hingingen, aber man behielt Kontakt. Wir waren am Marxismus nicht interessiert, überhaupt nicht an Politik. Wir waren Literaten und wollten literarisch wirken, die Frage stand im Raum: »Andern Dichter die Welt?« Wir waren so auf unser Kabarett konzentriert, daß wir das erste wichtige politische Ereignis der Nachkriegszeit verpennten: die Hamburger Studentendemonstration von 1951. Eine Demonstration wegen einer Mark, der Preis für die Schülermonatskarte wurde von fünf auf sechs Mark erhöht. Als wir hörten, daß die Studenten die Bannmeile um den Stefansplatz durchbrochen hatten, 6000 Studenten, und daß starke Polizeieinheiten mit äußerster Härte in die Menge prügelten, Studenten blutig schlugen, schwangere Studentinnen nicht schonten, kamen wir zu spät zur Demonstration, es war alles abgesperrt, und wir konnten nur noch erfahren, daß viele persönliche Bekannte, mit denen wir auf dem Studentenwerk täglich auf Jobs warteten, Teppichklopfen und Möbeltransporte zur Finanzierung unseres Lebens - und des Russenstiefels! -, daß diese Bekannten jetzt als kommunistische Rädelsführer verhaftet worden waren.

Ach, die waren so wenig Kommunisten wie wir, die da spontan die Demonstration organisiert und Transparente gemalt hatten, »Studenten fordern Schülermonatskarte«. Sie, die jetzt tagelang im Gefängnis saßen, bis massive Proteste der Kommilitonen sie herausholten, waren so unpolitisch wie der Lautensänger Wolfram, den wir nach diesen Tagen kennenlernten, dem sogar unser Kabarett zu politisch war, um mitzumachen.

Ein Mann wie ein Baum, aber mit der Seele eines Kindes. Niemand, der wie er mit seinen großen Händen so zart die Saiten seiner alten Instrumente greifen konnte und durch die Welt fahren und singen: *friuntlichen lac ein riter vil gemeit - an einer frouwen arme* - ein Mann, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte. Aber der war mitmarschiert. Weil billige Fahrpreise auch ihn angingen, und als er sah, wie ein Polizist auf eine kleine Studentin einschlug, *konnte* er jemand etwas zuleide tun, er packte den Polizisten, der keine Fliege war, hob ihn nur hoch in die Luft und ließ ihn auf das Straßenpflaster donnern. Der war nun als Rädelsführer fotografiert und angeklagt worden und als Kommunist.

Wer je von diesen Demonstranten später wirklich Kommunist geworden ist - tausendfach waren sie schon vorher als vom Osten geschickt, als Kommunisten verketzert und diffamiert worden. Das grobe Raster von Polizei, Regierung und Presse sah nur rot, wo junge Leute nicht mehr braun oder schwarz sein wollten, wo sie sich eine eigene Meinung bilden wollten, höchst differenziert und höchst skeptisch auch gegenüber dem Osten, der damals, noch zu Stalins Zeiten, wahrlich nicht attraktiv war.

Lange bevor ich Kommunist wurde, nannte man mich so häufig und ungerechtfertigt, so absurd und bösartig »Kommunist«, daß es mir am Ende nichts ausgemacht hätte, es wirklich zu sein: Mitglied einer geprügelten Minderheit, die sich verstecken und verbergen mußte und die manche Leute am liebsten gelyncht hätten. Unser Kabarett nannte sich im Untertitel ja auch »Vereinigung der KZ-Anwärter des Vierten Reiches«.

Dieses Kabarett ging nun im Februar 1951 über die Bühne, mit Russenstiefel und Amischuh und Christine Hübotter. In der Aula einer Hamburger Schule, einen Bühnenraum konnten wir nicht bezahlen. Das düstere Programm wurde mit großem Beifall aufgenommen, der große Hans Henny Jahnn, von Döblin an uns empfohlen, war da und Weisenborn und Eggebrecht. Jahnn brachte auch drei

Gymnasiasten mit, die das Programm begeisterte, einer von ihnen hieß Hubert Fichte. Noch eine Aufführung und noch eine, dann war Hamburg abgespielt, und Gastspiele waren zu teuer. Was nun?

Nun kam der Direktor von Werner Fincks »Mausefalle« und engagierte uns für zwei Wochen in das berühmte Hamburger Kabarett. Der Arme unterlag einem furchtbaren Betrug. Wir nannten uns ja Kabarett und hatten gute Kritiken: »Dem Krieg mitten ins Herz! Die haarscharf pointierten Texte treffen ins Schwarze ... die Nachfolge Brechts, Tucholskys und Borcherts, vortrefflich formuliert, das Ganze kann sich sehen lassen.« *(Hamburger Echo)* Direktor Hochtritt engagierte uns also während des Sommerurlaubs von Finck, ohne das Programm gesehen zu haben. Seine Schuld.

Unter den Augen an kleinen Tischchen sitzender, festlich angezogener Pärchen, die bei gedämpftem Lampenlicht Wein oder Sekt tranken, rollten unsere Krüppelchöre über die Bühne, brüllten und schimpften wir ins Publikum:

*» Wir woll'n was sehen, wo wir über lachen können,*
*Und nicht was, wo wir über weinen müssen.*
*Wir wollen fressen! Ficken! Kacken! Küssen!*
*Und Nummern schieben und danach gut pennen!«*

Wir schafften etwas, was noch kein Nachkriegskabarett geschafft hatte, wahrscheinlich auch kein Vorkriegskabarett: Wir leerten den Saal bis auf den letzten Platz, Abend für Abend. Erst humpelten die Kriegskrüppel und Spätheimkehrer raus, dann die Bürger, die Reichen und die Fresser. Aber wenn einer auch bis zuletzt ausharrte unter der trüben Beleuchtung und mit seiner Liebsten Händchen hielt - bei diesem letzten Vers mit dem Kacken und Küssen, den wir von Mal zu Mal wütender herausdonnerten, gingen auch die letzten. Acht Tage schafften wir, dann wurde das Gastspiel abgebrochen, wir mußten uns nach etwas Neuem umsehen.

Hier mag die Frage am Platz sein, ob wir denn nicht gelegentlich auch studierten. Ja, gelegentlich studierten wir. Wenn sich die Gelegenheit ergab. Regelmäßig jobbten wir, Hilfsarbeiten für Studenten, besser und informativer als jedes Berufspraktikum. Wir lebten ja alle von der Hand in den Mund, unsere Güterwagenkommune. Unsere Eltern waren nicht begütert genug, um uns monatlich Geld zu schicken, aber nicht arm genug, daß wir Stipendien hätten krie-

gen können. Ein begabter Germanist wie Robert Mandelkow mußte auf diese Weise erst einmal sechs Jahre lang jede Nacht Tanzmusik spielen, bis er an die ersten Lehrbücher herankam.

»Dick« Busse arbeitete sieben Jahre lang im Hafen und anderswo, ehe er seinen Professor persönlich zu sehen bekam. Wir waren das studentische Proletariat, hatten auch durchaus eine Art von Klassenbewußtsein, wir waren »Jobber«. Trugen nur ungefärbte alliierte Uniformen damals, die man billig kaufen konnte; der ganze Hörsaal A bei der großen Vorlesung über Platon war ein einziges Meer aus Khaki, und freuten uns, wenn wir uns mal ein richtiges Hemd leisten konnten, ein neues Jackett. Die Ahnung, daß es einmal Studenten geben würde, 20 Jahre später, Bürgersöhnchen, die keine größere Sorge hätten, als ihren neuen Jeans durch zehnmaliges Waschen unter Beigabe von Bleichsoda, Kieseln und Aufsetzen von Flicken den künstlichen Eindruck von Ärmlichkeit zu geben, den noch durch Schmuddeligkeit zu ergänzen - daß diese Kleidermode in begüterten Vorstädten gar zur Etikette werden würde, hatten wir nicht. Daß Studentenbuden, die wir uns damals bemühten, so gemütlich wie möglich einzurichten, heute durch lose herabhängende, nackte Glühbirnen mit einem künstlichen Touch von Slum und Armut versehen werden würden, konnten wir uns nicht ausmalen: Wir *waren* arm. Wir sahen darin keine Tugend, eher eine Belastung. Also jobbten wir.

Morgens um neun Uhr war auf dem Studentenwerk Auslosung. Wer später kam, hatte keine Chance. Da wurden die geeigneten Leute gesucht für den und den Job. Viele Jobber waren erfahrener und beweglicher als Rühmkorf, »Dick« Busse und ich. Für uns blieben meistens nur Teppichklopfen bei Hamburger Villenbesitzern oder Möbelschleppen und Schiffeabladen im Hafen.

Einmal war ich sogar Buchhalter. Ich hatte Glück. Man verlangte einen Mann, der gut kopfrechnen kann und sehr gut schreiben. Ich meldete mich spontan. Ich kann nicht 12 und 13 zusammenrechnen, und ich habe eine miserable Handschrift. Aber ich brauchte das Geld, ich mußte ja immer außer meinem Lebensunterhalt noch Flugblätter, Handzettel, Plakate und andere Werbemittel für unsere vielen brotlosen Künste bezahlen. Ich wurde Lagerbuchhalter für die gesamten Ersatzteilelager von Philips. Anfangs ging alles gut, ich buchte jeden Tag Zahlen in ein dickes Buch, war zu allen nett und freundlich und kaufte einen Trockenrasierer mit Philips-Ra-

batt. Dann aber stimmte irgend etwas nicht. Da war eine Differenz von nur sieben Pfennigen, aber der Hauptbuchhalter sagte sehr ernst, es müsse alles auf den Pfennig stimmen, sonst stimmte nichts. Es war eine Katastrophe, in die sich die zentrale Philips-Verwaltung, die ALDEPHI, einschalten mußte, drei Wochen buchte ein Oberbuchhalter alles wieder um. Das zeigte mir, daß ich für den Beruf des Buchhalters nicht geeignet war.

Aber was hätten wir denn an der Uni schon groß lernen können? Was uns interessiert hätte, gab es nicht. Altnordisch und Gotisch und Mittelhochdeutsch mußten wir zwangsweise machen, um unserer »Scheine« willen. Aber sonst? Das Modernste waren noch die Kafka-Seminare von Professor Wolffheim. In seinem Freitagsseminar saß alles, was in Hamburg etwas auf sich hielt. Auch die Etablierten, die schon in Funk und Fernsehen und bei Zeitungen mitarbeiteten und später ganz da blieben, aber davor hatten sie eben mal ein paar Semester studiert, bei Wolffheim. Der sagte mit urbaner, freundlicher Süffisanz, wenn ich, naiv genug, mit Engagement kam und Tendenzkunst und Weltveränderung und Weltverbesserung: »Aber Röhl, das ist ja 18. Jahrhundert, was Sie da im Kopf haben, Aufklärung.« Und der ganze Hörsaal lächelte maliziös, natürlich, Aufklärung, hmhm, und ich antwortete nicht, wie ich es mir immer wieder vornahm: »Aber Ihre Alles-schon-mal-dagewesen-Beliebigkeit und Ihr fataler Schicksalsdeterminismus - das ist ja 17. Jahrhundert, das war ja vor der Aufklärung!« Doch wir verstanden uns gut mit Wolffheim, wir gehörten dazu. Er machte wenigstens Kafka.

Nach zwei ganzen Jahren Kafka faßte Wolffheim das Ergebnis unserer Bemühungen in dem kurzen Satz zusammen, man könne eigentlich kaum etwas Haltbares über Kafka sagen. Es sei alles sehr kompliziert. Hoch kompliziert. Das dauerte noch ziemlich ein Jahrzehnt, bis das große Kafka-Seminar in Prag stattfand, in dem der Dichter als Kritiker der spätbürgerlichen Gesellschaft und was weiß ich noch Brauchbares entdeckt wurde, unter anderem auch von Klaus Wagenbach, der war damals Cheflektor bei Fischer.

Wir konzentrierten uns weiter auf unsere literarische Weltveränderung, die immer auch zu einem großen Teil Selbstdarstellung war, und verwirklichten den Plan Nummer zwei, einen eigenen »Exi-Keller«, einen Treffpunkt für Leute, die Jazz und Lyrik hören wollten, das Gegenstück zu den Pariser Existentialistenkellern. In den

Colonnaden wurde er gebaut mit der Hilfe proletarischer Jazzfans, die gut mit Spitzhacke und Maurerkelle und Malerpinsel umgehen konnten und uns akzeptierten, als Trägergesellschaft, den »Arbeitskreis Progressive Kunst«. Es war ein ehemaliger Bunker, wir mußten selbst ziemlich schweißtreibend mitbauen, und an die Bunkertür pinselte Rühmkorf seine Ode an Armstrong.

Nach einer erfolgreichen Lyrik- und Prosalesung auf Tonnen und Colakisten gab es bald Krach mit der Arbeiterklasse. Die rauhbeinigen Jungens bemängelten, daß hier zuviel Lyrik und zuwenig Jazz gemacht würde und zuwenig Rabatz, und wiesen uns kurzerhand die Tür. Was nützte der Hinweis auf die Rechtslage, daß der Keller unserem »Arbeitskreis« gehörte? Sie hängten ein anderes Schloß vor die Tür und erklärten uns, daß wir ordentlich was auf die Schnauze bekämen, wenn wir weiter auf unserem Rechtsstandpunkt beharren würden. Die Macht kam da aus den Fäusten. Einer, Karl-Heinz hieß er, der mich eigentlich ins Herz geschlossen hatte wie ein Leibwächter seinen Gangsterboß, war immerhin Gebietsmeister im Boxen gewesen. Wir zogen uns zurück, hatten allerdings viele neue Bekannte und Anhänger gewonnen, Rühmkorf zum Beispiel seine erste richtig schöne Freundin Renätchen und die Bekanntschaft mit dem Büroboten und Lyriker Werner Riegel, der auch die Welt verändern wollte, die Literatur wie die Politik.

Mit Riegel gründeten wir eine hektographierte Zeitung: *Zwischen den Kriegen* hieß sie und meinte das auch so, so ernst wie *KZ-Anwärter des Vierten Reiches.* Nämlich literarisch, hochpathetisch und um Anknüpfung an die literarsiche Tradition der 20er Jahre bemüht. In gewisser Hinsicht kann man *Zwischen den Kriegen,* die auf einer alten Wäscherolle abgezogen und in 150 Exemplaren verbreitet wurde, als Vorstufe zu *konkret* bezeichnen. Aber nur mit Einschränkungen. Nach dem ersten Heft zeigte sich, daß wir doch ganz Verschiedenes wollten: Riegel und Rühmkorf eine Literaturzeitschrift, ich eine eher aktuelle Zeitschrift mit Glossen, Satiren, mit Tagespolitik. In der auch ich hätte schreiben können, ich war schließlich kein Dichter. Ich drängte auf Zeitungspapier, richtigen Druck und hohe Auflage, war eben immer noch »horizontal«, das Geld wollte ich womöglich borgen, erjobben, es würde schon wieder reinkommen, meinte ich, das würde sogar ein Geschäft.

Solchen schnöden Gedanken waren meine Dichterkollegen gänzlich abhold, es kam zu einer gewissen Trennung oder Aufgabentei-

lung in aller Freundschaft. Riegel und Rühmkorf würden weiter die Zeitschrift machen, ich baute mit jungen Schauspielern und Studenten (und Rühmkorf) eine Schauspielgruppe auf, das »Wolfgang-Borchert-Theater«, und inszenierte Georg Kaisers »Von morgens bis mitternachts«. Motto: »Besser ein einsamer Wanderer auf der Straße als Straßen leer von Wanderern (!)« Dachorganisation war immer der »Arbeitskreis Progressive Kunst«. 1952 hatte Hamburg also eine progressive Bühne und ein neues, progressives Literatenblatt, was den letzten Weltbühnenveteranen Kurt Hiller so begeisterte, daß er seinen Wohnsitz von London nach Hamburg verlegte, dem vermeintlich neuen Zentrum eines reichen literarischen Lebens.

## *Ein Demonstrant wird erschossen*

Die aktuelle Tagespolitik läßt uns nach wie vor kalt. Obwohl jetzt zum erstenmal bei uns in der Westzone etwas los ist. Adenauer will mit Macht und allen Mitteln aufrüsten, sieben Jahre nach dem verlorenen Krieg wieder aufrüsten und dabei den Westzonenstaat endgültig an den Westen binden, die möglicherweise von Stalin zu erreichende Wiedervereinigung in den Wind schlagen. Dagegen kommt zum erstenmal eine kleine, wenn auch zaghafte »Ohne mich«-Bewcgung zustande, die Jugend rebelliert gegen den »Generalvertrag«, und von dieser Entwicklung profitiert auch die kommunistische FDJ. Sie macht Volksfrontpolitik, gewinnt Bündnispartner bei den anderen Jugendorganisationen und bringt mit Bussen und Zügen und Fahrrädern und Autos am 11. Mai 1952 in Essen über 100 000 Jugendliche zum Protest gegen den »Generalvertrag« zusammen.

Die unerwartet hohe Anzahl der Demonstranten macht die Polizei nervös, die Demonstranten sind erbittert, am Tage davor hat man sie durch Straßensperren in ganz Nordrhein-Westfalen aufgehalten, sie umzudirigieren versucht, sie verprügelt und beschimpft, es kommt zu Schlägereien. Die Polizei, unsicher und auf Straßenkämpfe nicht vorbereitet, schießt. Zwei Schwerverletzte bleiben auf der Straße und ein Toter: Phillip Müller, ein FDJler. Sein Name ist kaum einem Bundesdeutschen bekannt - in der DDR war in jeder zweiten Stadt eine Schule oder ein Lehrlingsheim nach ihm benannt, dem ersten »Blutopfer« des Adenauerregimes.

Wir aber kannten seinen Namen und empörten uns. Nicht Benno Ohnesorg hieß das Signal, das uns politisierte, sondern Phillip Müller. Wir liefen - diesmal liefen wir - zu Zamory und den anderen Genossen und sagten: »Wir müssen etwas tun!« Da machten wir eine Studentenzeitung, die nur einmal erschien, auch sie, auf andere Weise, eine Vorstufe zu *konkret:* »Der Untertan«. Dick Busse zeichnete als Herausgeber, Rühmkorf stand auf dem Titel mit einem Gedicht, und ich schrieb darin meinen ersten politischen Zeitungsartikel, der auch noch das Leben der Studenten von damals ganz gut widerspiegelt:

»Haben Sie schon das Neueste gehört? Der Frühling ist gekommen - und das Semester hat begonnen. Das Studium generale wird in diesem Semester ganz groß geschrieben werden, das Essen in der Mensa wieder sehr klein geschrieben, der Historische Club lädt ein zur Maibowle, der Asta zur Astasitzung. Radieschen werden täglich billiger, Brot und Eier täglich teurer. Wer keine Wohnung hat, kann auch in diesem Semester so leicht keine bekommen; dagegen kann man für nur 2000 DM nach Indien fahren. Man kann für die Hälfte des Preises ins Theater gehen, und man kann das *Sonntagsblatt, Die Welt, Die Neue Zeitung* und *Die Zeit* bestellen und für 0,50 DM zum Friseur gehen. Kann man mehr verlangen?? Wer gar kein Geld hat, kann auf dem Studentenwerk welches verdienen, wenn er Glück hat. So wird das Studcntenleben immer angenehmer. Außerdem, seit die bösen Nazis fort sind, gibt es jetzt die Freiheit, die besagt, daß jeder tun und lassen kann, was er will.

Ende des unverbindlichen Teils. Hier nicht weiterlesen!

Und doch, ihr Lieben. Da ist neulich etwas passiert, das allen zu denken geben müßte. Das geht alle an. Es wurde letzten Sonntag ein Junge von 21 Jahren auf der Straße erschossen. Letzten Sonntag in Essen war das, da nahm ein Kommando von Essener Polizisten, sonst biedere Familienväter und Junggesellen, die Pistolen in die Hand und schoß scharf. Gab Feuer. Sie taten das auf höheren Befehl. Ohne höheren Befehl hätten sie das nicht gedurft.

Und jetzt werden Sie sich erinnern: Ach so, mal gehört, das war *aber* ein FDJler, der da erschossen wurde. Etwa so werden Sie das aussprechen, als wenn Sie sagen, ach so, da war ein Zuchthäusler, der auf der Flucht erschossen wurde. Aber nun werden Sie lachen: Es war nur ein Zufall, ein reiner Zufall, daß Sie nicht selbst er-

schössen wurden. Denn bei der Hamburger Studentendemonstration, da waren Sie dabei. Und wie sagte da ein Polizeioffizier? Wenn Senator Danner dabeigewesen wäre, hätte er Feuerbefehl gegeben. Der entsprechende Herr ist in Essen wahrscheinlich dabeigewesen.

Schlägt ein Mann auf der Straße seinen Hund oder sein Pferd etwas heftiger als gewöhnlich, fallen ihm weinende Naturfreunde und sentimentale Kaufleute in den Arm und alarmieren die Gesetze. Wenn irgendein siebenjähriges Mädchen im Wald überfallen und erwürgt wird, was die Morgenpost in Schlagzeilen bringt, wenn ein alter Mann seiner Frau Rattengift in die Suppe tut und dafür lebenslänglich bekommt, heulen sich Millionen Frauen von Dienstmädchen bis zur Millionärstochter die Augen aus. Wird ein Mann auf offener Straße erschossen, wobei der Täter vorsätzlich und bei gutem Verstand handelte, so ist das Mord. Trugen die Mörder jedoch Uniform, war ihr Verhalten gut und richtig.

Wie aber könnte ein Mord, die Auslöschung des Lebens eines Menschen - diese unfaßbare Eigenschaft: Leben wie könnte eine solche Tat, die schon bei den primitivsten Kulturvölkern gesühnt wird, durch den Befehl eines zufällig an der Macht befindlichen Innenministers legalisiert werden??? Was die >höheren Stellen< nachträglich guthießen, keine Kirche und kein Gott kann dafür die Absolution erteilen, kein Gewissen den Mörder freisprechen.

Und nun hören Sie bitte weiter Ihre Vorlesungen über die Philosophie der Griechen, den Bau der Bauchspeicheldrüse, die Technologie des Holzes und die Rechtsprechung der alten Ägypter.

Übrigens: Im zweiten Verfahren des Dortmunder Gestapoprozesses wurden alle fünf Angeklagten freigesprochen. Sie waren beschuldigt worden, am 4. Februar 1945 als Gestapobeamte bei der vorsätzlichen Tötung von 14 Gestapohäftlingen beteiligt gewesen zu sein. In der Urteilsbegründung heißt es, es sei nicht erwiesen, daß die Angeklagten die Unrechtmäßigkeit der Exekution voll erkannt hätten, (dpa, 21.4.1952)«

In diesem »Untertan«-Artikel war eigentlich die spätere *konkret*-Methode schon angelegt: Nachricht - Appell - Montage - Agitation - Mobilisierung. Es kam noch eine gewisse moralisierende Kodderschnäuzigkeit dazu, die wir von Tucholsky übernahmen: »Ein Arm ab/made in Stalingrad/So hat denn jeder Tote/seine persönliche Note« hieß ein Text in unserem Kabarett.

Der »Untertan« erschien nur einmal. Niemand in dieser kom-

munistischen Hochschulgruppe merkte, daß hier intellektuelle Fähigkeiten brachlagen, es bedurfte erst des Genius eines Klaus Hübotter, um zu erkennen, daß hier nützliche Idioten aufgetaucht waren, die auf ihren Mißbrauch geradezu warteten. Aber Hübotter war noch nicht aufgetaucht. Der war, glaube ich, gerade als FDJler verhaftet worden, saß in Untersuchungshaft oder war schnell wieder heraus oder studierte an der Uni Jura, fleißig und korrekt und immer ein wenig über dem Durchschnitt.

Die Zamory-Leute von der KPD-Hochschulgruppe aber waren Spießer. Sie lebten in einem Ghetto, mit einer künstlichen, selbstauferlegten Moral, die sogar heutigen DKP-Linken unverständlich wäre. Wenn einer von den sieben Aufrechten mal auf St. Pauli versackt war, wurde eine Parteisitzung darüber veranstaltet, und er wurde mit einer Rüge bestraft. Ein anderer, der Sinologe und Zyniker Klaus Sarkander, später ein pfiffiger Advokat und Makler, hatte mal klassische chinesische Erotik an der Wand hängen, er wurde genötigt, sie während der Parteisitzungen zu entfernen.

Unsere Beziehungen zu dieser wie ein Perpetuum mobile im Kreis laufenden »Avantgarde der Arbeiterklasse« blieben kühl. Wir hielten uns in den folgenden Jahren eher an die wirkliche Arbeitswelt, wo wir die Arbeiterklasse in erstaunlicher Reinkultur vorfanden - im Hamburger Hafen zum Beispiel. Dick Busse und ich arbeiteten 1953 schon so lange dort als »Unständige«, daß wir eine Steuerkarte erhielten. Da kam der Streik. Der »große«, rote, von der Gewerkschaft nicht gebilligte wilde Streik der Hamburger Hafenarbeiter. Da erlebten wir zum erstenmal, was nicht *ein* Arbeiter, sondern eine Masse von Arbeitern bedeutet, die durch ein paar tüchtige Agitatoren zusammengehalten werden: Da gab es, jedenfalls im Hamburger Hafen, eine Art von Kameradschaft: Solidarität. Brechts bisher nur gesungenes Wort wurde uns plastisch: »Vorwärts und nicht vergessen ... Die Soli-dari-tät«. Auf der anderen Seite erlebten wir, wie die Presse falsch über den Streik berichtete. Tendenziös.Tatsachen, die wir zufällig kannten, wurden verfälscht oder einfach ignoriert. »Dat Lögenblad« nannten Arbeiter verächtlich die »Hamburger Morgenpost«, die die antikommunistische Arbeit damals noch allein bewältigen mußte. Die *BILD*-Zeitung gab es noch nicht, die wurde erst später aus der Taufe gehoben, und Rühmkorf und ich halfen als Jobber dabei, verteilten Veilchen-

sträußchen mit Gruß von *BILD* an allen Hamburger U-Bahn-Stationen, die Stunde zu 2,50. Die entscheidene Lüge der *Morgenpost* bestand darin, den Hafenarbeiterstreik »kommunistisch gesteuert« zu nennen. In Wirklichkeit war er, wie unsere Studentendemonstration, spontan. Selbstgewählte Streikführer traten auf, gar nicht kommunistisch. Trotzdem wurden sie als Kommunisten diffamiert. Endlich erwachten auch die Kommunisten aus ihrem Dämmerschlaf und schlossen sich an. Nun waren die Vorwürfe berechtigt, aber jetzt standen die Arbeiter auf dem Schlauch, bekamen kein Streikgeld, es war ja ein wilder Streik, und nun schob die DDR tatsächlich Geld ins Land, in den Hafenkneipen zahlte die illegale Streikleitung »Ostgeld« an die Arbeiter, niemand fand was dabei.

Die Beschimpfung der Streikenden als »Kommunisten« half nicht, die Schiffe mußten entladen werden, und man holte Studenten als Streikbrecher. Und während wir mit-»streikten«, zogen andere Studenten auf die Schiffe und versuchten, die Winschen zu bedienen und die Lasten richtig zu stapeln. Ohne Erfolg natürlich. Das war damals nicht so einfach wie heute mit den Containerschiffen und den von Computern gesteuerten Kränen. Wir aber standen auf dem Studentenwerk und versuchten, die Streikbrecher zurückzuhalten, erreichten nicht viel, eigentlich gar nichts. Wir taten es mehr für uns selbst als für die Arbeiter, hatten unseren Traum: Solidarität zwischen Stauer und Studiker. Ein Traum, der nach '68 in den »K-Gruppen« wieder auflebte. Der Streik wurde dann doch ausgehungert und kaputtagitiert, und die Hafenarbeiter resignierten, behielten davon eine dumpfe Wut und wählten nacheinander die GVP, die DFU und heute, wenn sie noch leben, eben die LINKE.

Jetzt ging es in die Schlußrunde, ins Examen. Das höhere Lehramt stand ins Haus. Deutsch und Geschichte, eine solide Karriere mit Frau und Kind. Da endlich schlug die kommunistische Weltbewegung zu, sozusagen in letzter Minute, und holte sich einen ihrer nützlichsten Idioten ins Haus, an die breite Brust.

## *Illegale Treffs auf einem Segelboot*

Der das zunächst versuchte, hätte es nie geschafft: Till Meyer-Bruhns. Einen schlechteren Vertreter der Arbeiterklasse habe ich

nie kennengelernt, nie einen ungeeigneteren Werber für die KPD als diesen aus Hannover kommenden Freund Christine Hübotters. Heute wäre vielleicht in der LINKEN noch ein Plätzchen für den weißhaarigen alten Hallodri. Er war, er ist das klassische Produkt der Verbotszeit der Partei, der Epoche der Tarnorganisationen, der Fellowtravellers und Friedenstanten. Die Natur hatte ihn mit einem sonnigen Bernhardinerblick, das Elternhaus mit gepflegten Umgangsformen ausgestattet. Neffe eines berühmten Opernregisseurs in Ostberlin, Sohn eines hannoverschen Regisseurs und einer bekannten Schauspielerin, wurde Till seit frühester Jugend gehegt und gehätschelt und während seiner schier endlosen Studienzeit bereitwillig von der Familie unterstützt. Aus ihrem Schoß glitt er unmittelbar in den der Partei über. Gelegentlich war er auch einmal gezwungen zu jobben, so fuhr er für die kommunistische Tarnpartei »Bund der Deutschen« Wahlplakate aus oder arbeitete später auch bei der DFU. Selbst heute ist er noch Gebietsvertreter eines linken Buchverlags. Er war ein vollendeter Plauderer. Wenn er über die Notwendigkeit der Diktatur der Arbeiterklasse schwadronierte, blieb der Blick seines Gegenübers doch immer magisch gefangen vom unnachahmlichen Sitz seines altmodischen, aber maßgeschneiderten Zweireihers, den er mit dem lässigen Charme der 30er Jahre zurechtzog. Keine Friedensphrase, die nicht aus seinem Munde in gepflegtem Bühnenhochdeutsch herauskam, keine Türklinke, die beim Herannahen eines weiblichen Wesens nicht automatisch seine Hand anzog. Er war unwiderstehlich: eine wandelnde Reklame *gegen* den Kommunismus. Er war nie beleidigt, wenn man ihm das sagte, höchstens bekümmert, gab es nie auf, mich zum Friedenslager zu bekehren. Durch ihn wurde ich eines Tages mit Klaus Hübotter bekannt, dem Bruder von Christine Hübotter.

Hübotter war ein Mitglied der verbotenen FDJ, das seinen Prozeß erwartete, und studierte damals Jura. Er sah mir erst einmal tief in die Augen. Ein Typ wie aus einem Buch von Arthur Koestler, da gibt es auch so einen gläubigen jungen Kommunisten, dessen außergewöhnlich strahlender Blick sich später als Folge einer Augenkrankheit herausstellt. Sein Äußeres signalisierte im Gegensatz zu Till auffällige Schlichtheit und Verachtung alles Irdischen. Sein durchdringender Blick analysierte mich sofort als bürgerlichen Hallodri, leichtsinning und unernst, aber brauchbar. Es ging alles ganz schnell. Er eröffnete mir unumwunden, die Zeit sei nun reif für eine

»fortschrittliche« Studentenzeitung. Auch ich wollte schon immer eine gründen, sagte ich, leider hätte ich kein Geld. Das Geld, sagte er, das sei nicht so wichtig, das fände sich schon, die Zeitung sei wichtiger und die Notwendigkeit des Kampfes für Frieden, Verständigung und Wiedervereinigung.

Man beachte die noble Gesinnung. Er sagte nicht: »Am Geld soll es nicht liegen, das habe ich.« Sondern: »Geld ist doch nicht wichtig.« Viel später erst fand ich dieses als die Maxime der Stammgäste von Kampen wieder: Vom Geld redet man nicht, man hat es. Ach, für uns Werkstudenten war Geld gar nicht unwichtig, es war das einzige, was uns allen fehlte, für die Verständigung und den Frieden und die Wiedervereinigung waren wir doch längst. Und schreiben konnten wir und Ideen hatten wir - für drei Zeitungen.

Doch Hübotter verschwand erst mal wieder, sah schon überall Verfassungsschützer herumhuschen und verabredete sich mit mir zu einem neuen, nunmehr endgültig konspirativen Treff, und um dem Verfassungsschutz ein Schnippchen zu schlagen, hatte er sich einen ganz besonderen Ort der Begegnung ausgedacht, ein Segelboot. Auf der Elbe lag das, auf der Höhe von Blankenese, niemand würde so unser Gespräch abhören können, denn jedes Boot, das sich uns näherte, sahen wir kommen. So lernte ich bei Windstärke sechs auf der Elbe segeln. Er *konnte* es, das sei hier einmal festgehalten, das war eine andere Welt, aus der die kamen, die hätten sich auch beim Golf- oder Tennisspielen treffen können, nur nicht beim Kohleschippen im Hafen.

## *Zwölf Seiten maschinenbedruckt, Schmuckfarbe Rot*

Die Vorstufe von *konkret* hieß »Das Plädoyer«. Ein Funkredakteur, Eckart Heimendahl, war Chefredakteur, ich Stellvertreter, es war eine ziemlich lustlose, mittelmäßige Angelegenheit. Heimendahl war ein Idealist, fast ein Schwärmer. Eigentlich der Prototyp eines »nützlichen Idioten«. Aber so versponnen war er nun wieder nicht, daß ihm die »Spenden« von der »Nationalen Front« nicht doch zu plump vorgekommen wären. Er sprang ab. Später war er Programmdirektor von Radio Bremen, ist 1973 verstorben.

Was sollten wir machen? Ich führte die Zeitung auf eigene Faust weiter, was ich sowieso immer für das beste gehalten hatte. Die

zweite Ausgabe nannten wir *Studentenkurier.* Rühmkorf, mein bester Freund Lyngi, war sowieso dabei. Neue Leute kamen in die Redaktion, zum Beispiel Rolf Hädrich, der später berühmt gewordene Filmregisseur.

Jetzt schrieb der erst mal Filmkritiken für uns, und alle schrieben, was sie schon lange hatten schreiben wollen. Vor allen Dingen ich. Schreiben und eine Zeitung machen. Gebt mir ein Heer Kerls wie mich, und ich will Deutschland eine Zeitung geben, gegen die alle anderen Zeitungen Nonnenklöster sind, den *Studentenkurier,* später *konkret.* Die erste Ausgabe kostete genau 800 DM. Einschließlich Klischees. Zeitungspapier, zwölf Seiten Buchdruck. Schmuckfarbe Rot!

## *Wer finanziert die neue Zeitung?*

Mit einem Trick schaffte ich es, die Zeitung gleich beim ersten Mal an 24 Hochschulen zu verkaufen. Mit zwei Tricks eigentlich. Die AStAs, von Burschenschaften oder CDU-Studenten beherrscht, würden uns nicht verkaufen, die örtlichen Studentenzeitungen auch nicht. Ich mobilisierte meine Freunde von den Studentenbühnen. Jeder sollte etwas über seine Bühne berichten und - die Zeitung verkaufen. Außerdem schrieb ich allen Studentenwerken, hier sei eine neue überregionale Zeitung, die schon überall verkauft werde, nur an ihrer Hochschule noch nicht. Am Ende stimmte es: Der Erstverkauf am 8. Mai, dem Tag der Kapitulation, fand bereits an 24 Hochschulen statt, von Kiel bis Freiburg.

Dem überregionalen Erfolg folgte die überregionale Diffamierung. Wieder wurden wir, weiß Gott keine Kommunisten und den verschiedensten Gruppierungen zugehörig, in Bausch und Bogen als kommunistisch bezeichnet. Geheime Rundschreiben gingen heraus. Der Hamburger AStA warnte in einem vertraulichen Brief alle Studentenvertreter und empfahl, den Verkauf zu unterbinden. Als wir ein solches Geheimschreiben im Faksimile veröffentlichten, gab es Krach. Das Schreiben konnte nur durch Verrat an uns gelangt sein. Das Studentenparlament tagte in Permanenz, die AStA-Vorsitzenden beschuldigten sich gegenseitig, und schließlich trat der am meisten von allen verdächtigte zweite Vorsitzende Ralf Dahrendorf zurück. Seine Laufbahn war damit erst einmal beendet,

denn der »Verband Deutscher Studentenschaften« galt damals als ein Sprungbrett in die Politik, in die Ministerialbürokratie, ins Auswärtige Amt. Er ging wieder zurück ins Studium, machte sein Doktorexamen, wurde Staatsrat in Hamburg und endete als Lord in England. Gerade hat er ein Buch über die 68er geschrieben.

Der Raub der Geheimdokumente wurde nie aufgeklärt. Der Panzerschrank des Studentenwerks war nächtlich erbrochen worden. Der Einbrecher war ein Werkstudent, Klaus Schlegel, der etwas ganz anderes suchte: Material über Unterschlagungen im Studentenwerk. Zufällig fand er die uns betreffenden Geheimschreiben und sandte sie uns per Post zu. Einige Monate später nahm er sich durch einen Revolverschuß das Leben. Da er allein lebte, wurde seine Leiche erst sechs Wochen später entdeckt, sie war kaum mehr kenntlich. Jahrgang '28, wie ich. Er war mit 16 zur Waffen-SS gekommen wie Günter Grass, hatte die letzten Kriegstage mitgemacht. Aber mit jener unauslöschlichen SS-Tätowierung unter der Achselhöhle, der ich durch Zufall und List entgangen war, wurde er nicht fertig. Er galt als lebenslustiger Kerl, guter Kumpel, mit dem wir viel Spaß hatten. Nur manchmal befiel ihn eine merkwürdige Traurigkeit, ja Wut. Er zog mit einem anderen Kumpel los, in Hamburger Arbeiterkneipen, pöbelte Leute an, prügelte sich und wurde am Ende fürchterlich verprügelt. Auch jener Kumpan, ein gebürtiger Tschcche, und seine Frau nahmen sich einige Zeit später das Leben. Nachkriegsschicksale.

## *»Wir wollen die Macht, sonst nichts!«*

Ich blieb also im Harz und machte mich an meine Staatsexamensarbeit »Christian Weise oder Vom Spätbarock zur Frühaufklärung«, die ich zur Doktorarbeit ausbauen wollte, das Philosophikum hatte ich schon vor der Hübotter-Zeit gemacht. Bald wäre ich ein junger Referendar für Deutsch und Geschichte. Während sich meine »bürgerlichen« Mitarbeiter bei den »Weltfestspielen der Jugend und Studenten« in Warschau am süffigen Wein des Friedens, des Fortschritts und des Kommunismus betranken, das heißt an dem, was dem flüchtigen Fellowtraveller-Blick als Kommunismus erscheinen mochte, und sich reihenweise um ihren kritischen Verstand brachten, sagte ich meinem wie immer ernst und vorwurfsvoll blickenden

»Freund« Hübotter, ich wolle aussteigen. Die Sache wurde mir zu endgültig. Es war zu befürchten, daß die Zeitung ihre Unabhängigkeit nicht ewig würde halten können. Eines Tages würden die Geldgeber Rechte fordern. Aus mit dem »Unabhängigen Forum für die Linke«, aus mit Tucholsky und Ossietzky. Ich hätte selber Kommunist werden müssen, um mich damit abzufinden. Daran aber war gar nicht zu denken. Was ich bisher erlebt hatte, machte mir wenig Hoffnung auf eine schöne neue Welt unter kommunistischer Führung. Wenn ich mir die Bürgersöhnchen Till Meyer-Bruhns und Klaus Hübotter ansah, die sich mir als Vertreter der Partei darstellten, sah ich schwarz. Nicht rot. Schließlich war der 17. Juni noch nicht lange vorbei, und man munkelte, daß auch Brecht nicht ganz glücklich darüber gewesen sei.

Ich sagte Hübotter also, daß ich demnächst ausscheiden wolle. Andere könnten ja weitermachen. Er beschwor mich zu bleiben. Er schmeichelte mir, nur *ich* könne so eine Zeitung machen (da hatte er recht). Ich könne meine eigene, unabhängige Linie fortführen. Ich brauchte mir nie mehr Sorgen um meine Zukunft zu machen. Mein Leben sei gesichert. Aufgehoben im großen Friedenslager, das schon ein Drittel der Welt beherrschte, bald mehr. Nichts an seinen Worten überzeugte mich. Ich fuhr nach Hause mit dem Entschluß aufzuhören. Die nächste Ausgabe würde ohnehin erst im November erscheinen, zum Semesterbeginn.

Doch es kam anders. Hübotter, damals aktives Mitglied der bereits verbotenen FDJ, der Jugendorganisation der Partei, wurde verhaftet. Andere erhielten den Auftrag, mit mir Kontakt aufzunehmen. Es kam der Genosse Burmeester. Er erinnerte mich stark an meinen Schulfreund Gullatz aus Danzig, den besten Turner der Klasse mit dem weichen Herzen. Burmeester war Kleinbauernsohn und hatte den Klassenkampf in einem kleinen Dorf in Niedersachsen gelernt. Als Kriegsgefangener in Rußland war er Kommunist geworden. Er verstand nichts vom Zeitungmachen, aber etwas von kommunistischer Politik. Mir, dem Kleinbürger, wie er mich nannte, vertraute er. Beziehungsweise, er ließ es darauf ankommen. Er redete nicht herum, vermied die vielen Phrasen von Friedensfreunden und Annäherung und Verständigung und »breiter nationaler Front gegen die Kriegstreiber«, sondern sagte, sinngemäß, eine Aufzeichnung darüber gibt es nicht: »Wir wollen die Macht. Wir, die Kommunisten.« Die Ehrlichkeit imponierte mir, die Offenheit

reizte mich, sie mit der gleichen Offenheit zu erwidern. Burmeester sagte: »Wiedervereinigung gibt's nicht, liegt gar nicht drin. Natürlich, ein sozialistisches Gesamtdeutschland, das wird es vielleicht einmal geben, alles andere ist Quatsch.« So etwa war die Formulierung. Er sagte auch: »Selbstverständlich sind wir für eine Demokratie, solange wir in der Minderheit sind. Wenn wir die Mehrheit haben, sind wir für die Diktatur, alles andere ist Stuß.« Und: »Die Gutsbesitzer und die Fabrikherren und die Bankherren und ihre Anhänger, die buchten wir ein in der DDR, klar. Und die buchten uns Kommunisten hier in der Bundesrepublik ein, klar?« Er redete auf mich ein, daß die Machthaber 1923 den Hamburger Aufstand zusammengeschossen hätten und die anderen kommunistischen Aufstände in Thüringen und Sachsen, immer wieder zusammengeschossen die Kommunisten. Er sagte: »Die Arbeiter. Die meist unbewaffnet waren oder schlecht bewaffnet und schlecht geführt, und die waren ja auch nicht kriegserfahren wie die meisten Soldaten, weil sie in der Rüstungsindustrie hatten arbeiten müssen. Die anderen, die sich ergeben haben, hat man in die Keller geschleppt und umgebracht. Wie Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Rosa war für Toleranz und gegen Terror für die Andersdenkenden, trotzdem haben sie sie umgebracht, die Freicorps. Die später bei den Nazis mitmachten. Von den Nazis ganz zu schweigen, die die Kommunisten und andere Oppositionelle zu Tausenden ermordet haben. Krupp und Stinnes und Thyssen haben dabei ihre Profite gesteigert, Milliardenprofite. Jetzt aber sind die Arbeiter auch bewaffnet: in der DDR. Soldaten und Soldaten sind eben nicht das gleiche, es kommt darauf an, sagte er, auf welcher Seite der Barrikade man steht.«

Auf welcher Seite stand ich? Es wurden lange Gespräche, lange Nächte hindurch, es waren Gespräche schon unter Freunden. Ich war immer noch gegen den Kommunismus, aber mir schmeichelte das Vertrauen, das mir, dem Kleinbürgersöhnchen, entgegengebracht wurde, und er, Siegfried, mochte keine heimlichen Treffs und halben Sachen, und er ließ es nochmals darauf ankommen und sagte: »Ich nehme dich mit zur Partei.«

Wer aber ist die Partei? Sitzt sie in einem Haus mit Telefonen? Die Partei saß in einem Haus in Ostberlin. Sie war immer noch vorsichtig genug, auch in Ostberlin, mich nicht in dieses Haus, in die paar schäbigen, kleinen Büroräume zu bitten, in denen sie damals

residierte, kurz vor dem KPD-Verbot, in der Nähe der Friedrichstraße. In Ostberlin gab es besonders viele Agenten des Westens, sagte man mir.

## *Eine illegale Wohnung in Ostberlin*

Das Treffen fand in einer sogenannten »konspirativen« Wohnung statt. Auch in Ostberlin durfte uns niemand beobachten. Im Gegenteil, dort wimmelten vor der Mauer eher mehr Agenten des Verfassungsschutzes herum als im Westen, dazu Leute von der »Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit«, der »Gruppe freiheitlicher Juristen«, vor allem aber, für uns besonders zuständig, die Agenten des SPD-Ostbüros und des Gesamtdeutschen Referats des VDS, der Dachorganisation aller Studenten. Spangenberg hieß der Leiter dieses in Westberlin sitzenden und mit einem Sonderetat ausgestatteten Büros, das von der SPD Informationen und vom Gesamtdeutschen Ministerium Gelder bezog. Die beobachteten natürlich jede Ostreise, haben uns wahrscheinlich auch schon sehr früh geortet und registriert. Dennoch mußte man sich sichern, konspiratives Treffen also. Spangenberg war hinterher gar nicht mehr ein so fanatischer Gegner des Ostens, das war zu dieser Zeit wohl mehr beruflich. Später war er ein hoher Beamter der Bundesregierung in Berlin und arbeitete mit den DDR-Behörden zusammen im Rahmen des »Wandels durch Annäherung«. Durch Anbiederung, wie ich später schrieb. Damals war er für uns ein Buhmann, schlimmer als Strauß, ein »bezahlter Antikommunist«. Vermutlich hat er uns »bezahlte Prokommunisten« genannt. Wahrscheinlich war beides falsch. Ein Kausalzusammenhang bestand nicht.

Eine konspirative Wohnung, das sah damals so aus: Irgendwo in Ostberlin inmitten der Trümmerlandschaft, die in vielen Teilen des kommunistischen Sektors bis zur Wende bestanden, ist ein großes Gebäude stehengeblieben, ein schäbiges, verlottertes Bürohaus mit vielen Mietern, auch ein Postamt ist da drin, wo viele Leute aus und ein gehen. Wir biegen um eine Ecke, hinein. Eine Treppe höher, wo keine Büros mehr sind, ein Gang mit mehreren Türen. Eine Tür ohne Namensschild.

Die Tür wird von innen geöffnet. Dahinter ist eine Wohnung. Eine wenig benutzte, spießig und unpersönlich möblierte Woh-

nung. Dennoch aufgeräumt, sauber, mit Küche und Bad. Ein Telefon, dessen Nummer man nicht kennt, wird abgehoben, eine unbekannte Nummer gewählt. »Sie sind da.« Das genügte. In solch einer Wohnung fand meine erste Begegnung mit der »Partei« statt. Mit einem ganz gewöhnlichen, gar nicht geheimnisvollen, unscheinbaren Mann, der heute noch lebt und eine unbedeutende Rolle in der DKP spielt. Richard. Er war ein echter Prolet, war lange schon in der Illegalität gewesen, immer gehetzt, jetzt ein bißchen Ruhe in Ostberlin.

Die Gespräche waren freundlich. Keine Anweisungen über die Zeitungsarbeit, keine Bevormundung. Nur praktische Zusammenarbeit. Keine Arroganz, kein bürgerliches Gehabe. Richard Kumpf blieb für lange Zeit unser Kontaktmann. Ein dröhnender, biederer, imponierender Kumpel. Ein Thälmann im Kleinformat. Später kam noch ein anderer dazu, aber den sahen wir nur ein- oder zweimal, er wurde auf die Parteihochschule nach Moskau geschickt. Fünf Jahre blieb er dort, Herbert Mies, erster Sekretär der als DKP seit 1973 wieder zugelassenen Partei.

Ich aber galt trotz dieser Kontakte nur als Sympathisant. Bürgerlicher Bündnispartner. Man beließ es dabei, versuchte nicht, mich zu missionieren oder zu indoktrinieren. Ich hatte nie in meinem Leben Marx oder Engels oder Lenin gelesen. Meine Gesprächspartner offenbar aber auch nicht. Sie hatten praktische Erfahrungen mitzuteilen. Studentenarbeit kannten sie nicht. Sie berichteten von Schwierigkeiten und Erfolgen, meistens aber Mißerfolgen in den großen Betrieben, bei Streikkämpfen und bei der Kleinarbeit, im Ruhrpott und anderswo. Es war die zweite Generation, ihre Väter, erzählten sie uns, waren auch Kommunisten gewesen, in den Spanienkrieg gegangen, im KZ umgekommen oder untergetaucht (daß sie auch Opfer der Stalinschen Säuberungen hätten sein können, erwähnten sie nie), und die Söhne waren selbstverständlich auch in die Partei gegangen, hätten nach dem Krieg »gegen Trümmer und Elend gekämpft« (mitgearbeitet wäre die sachliche Bezeichnung gewesen), und sechs Jahre nach dem Ende des Kommunistenjägers Hitler seien sie nun schon wieder illegal, gejagt, auf der Arbeit verspottet, manchmal auch verprügelt. Entlassung von der Arbeitsstelle und Gefängnis seien sie gewohnt. Zur Theorie wären sie kaum gekommen, die Praxis langte ihnen.

Das waren keine zwielichtigen Typen, meine Konktaktleute, keine Funktionäre, die mich fernlenken wollten. Man hatte bei ihnen ein gutes Gefühl. Ich vertraute ihnen, und sie, seltsamerweise, vertrauten auch mir. Ich verlangte und erhielt für die Zeitung Unabhängigkeit und freie Hand.

Es begann die erste Blütezeit von *konkret,* zu diesem Zeitpunkt noch *Studentenkurier* genannt. Die Zeitung, ohne jedes Herumfummeln branchenfremder Funktionäre, war bald wie aus einem Guß. Wir hatten außer den guten Ideen bald auch Erfahrungen. Riegel war jetzt ganz bei uns. Riegel, Rühmkorf und ich machten unsere unabhängige Zeitung, unsere *Weltbühne,* von der wir geträumt hatten, für die ich lediglich ein paar stille Mäzene gewonnen hatte.

Ab dem Sommersemester '56 war das Blatt mit Sicherheit die bestgemachte Studentenzeitung Deutschlands, auch die meistdiskutierte. Die Titelbilder: Fotomontagen im Stil Heartfields. Ein studentischer Leitartikel von mir, von mir betreut die ersten vier politischen Seiten. Dann von Rühmkorf und Riegel abwechselnd, unter gemeinsamem Pseudonym, die politische Kolumne, der Leitartikel von »John Frieder«. Anschließend Diskussionsstoff die Fülle, der bald die Gemüter beschäftigte und die Geschichte: »Gebärzwang durch § 218«, so begann 1956 Kurt Hiller die erste Nachkriegskampagne gegen den Abtreibungsparagraphen, eine Sache, die heute noch nicht ausgestanden ist. Auslandsartikel eröffneten auf breiter Front den Kampf gegen den auf dem Rückzug befindlichen Kolonialismus, forderten und - bewirkten Solidarität: Algerien wurde für die deutschen Studenten ein Lehrstück wie später Vietnam, Zeugnis gegen die Re-education. Die Lehre, daß *freedom* und *democracy* immer nur zählen, solange die Kasse stimmt. Daß es vorbei ist mit Menschenrechten und Habeas-corpus-Akte, wenn es an wirtschaftliche Interessen geht. In Algerien, in Zypern wurden Menschen dafür gefoltert und getötet, wir haben darüber berichtet.

Im Feuilleton begann Rühmkorf den Kampf gegen das sich gerade etablierende Establishment. Gegen die »Gruppe 47«, die eben dabei war, vom »Kahlschlag« der ersten Nachkriegsjahre zur Naturlyrik, zum unverbindlichen Muschelgemauschel und Korallengeklingele überzugehen. Vor allen Dingen kämpften wir gegen ihren Chef, den als Schriftsteller mittelmäßigen, als Manager aber hochbegabten Hans Werner Richter. Sein offen ausgesprochenes Ziel:

Entpolitisierung der Literatur. Weiß der Himmel, ob das seine eigenen Marotte war oder jemand ihn dafür bezahlte. Jedenfalls blieb jedes politische Engagement bei seinen Gruppentagungen verbannt, man redete über Formen, »blieb immer am Text«, um Himmels willen nicht die Gesellschaft verändern, sie auch nur beschreiben! Siehe weiter unten.

Während Riegel in einer Spalte »Links im Bücherschrank« die guten alten Haudegen von 1848 und 1920 wieder auftreten ließ, die zu Unrecht vergessenen, heute von Suhrkamp alle längst vermarkteten Dichter des »besseren Deutschland«, spießte Rühmkorf in einer neuen, bald viel gelesenen Serie »Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof« die Gummilöwen der Gruppe 47 einen nach dem anderen auf. Die einst auf der Wäschemangel mit einer Auflage von 400 Stück vervielfältigten hektografierten Gedichte und Essays von Riegel und Rühmkorf wurden jetzt im Zeitungsdruck noch einmal über das Land verbreitet, die Auflage betrug schon 10 000. Erfolg stellte sich ein.

Rühmkorf widerstand allen Verlockungen des Establishments. Auch denen des »Friedenslagers«. Als einer der ersten Westdeutschen fuhr er schon Ende '55 für sechs Wochen nach China, sah im Vorübergehen Moskau, kam wieder zurück zu seinen altkommunistischen Wirtsleuten in die Arnoldstraße und blieb, unbeeinflußt nicht, doch unabhängig. Ein skeptischer Individualist. Die Reise nach China hatte eigentlich ich machen sollen, ich schlug dann aber ihn vor; mich interessierte das Ausland - damals wie heute - wenig. Auch eine zweite Chinareise schlug ich später aus, schickte einen hoffnungsvollen jungen Mitarbeiter hin, der als guter Sozialist zurückkam, sich aber als ungetreuer Eckart entpuppte und die Zeitung verließ. Er wurde als Rebell in der *Frankfurter Rundschau* bekannt und als Vorsitzender der dju: Eckart Spoo.

Jetzt, im Frühjahr und Sommer '56, hatten wir praktischere Pläne. Das Eis des kalten Kriegs begann zu schmelzen, wir profitierten davon und förderten zugleich das Tauwetter. Der *Studentenkurier* war schon bald eine der größten Unizeitungen. Wir brachten die drei größten, den Frankfurter *Diskus,* das Münchner *Profil* und uns, an einen Tisch mit dem Chefredakteur des Ostberliner *Forums,* Kurt Turba, und seinem Stellvertreter Ottersberg.

Deutsche an einen Tisch, ein unerhörter Vorgang. In Frankfurt

trafen wir uns im Studentenhaus in der Jügelgasse, wo später die Polizei nach Waffen der RAF suchte, dort trafen wir zusammen und einigten uns nach kurzer Zeit auf meinen Plan: einen gesamtdeutschen Artikelaustausch zu machen. Den ersten gesamtdeutschen überhaupt!

Hatte ich die Herren von drüben vorher schon gesehen? Das sind so Fragen. Unwichtig, denn der Artikelaustausch scheiterte ohnehin an den einfallslosen und sturen SED-Funktionären. Wir Westdeutschen druckten den Artikel des Forum-Redakteurs Turba ab. Unser Gegenartikel aber wurde vom *Forum* abgelehnt, weil das Politbüro sein Veto einlegte. Ein Rückschlag für die Verständigungspolitik und ein Sieg der Abgrenzer schon damals. Kurt Turba wurde für diese und viele andere Beweise von Linientreue später Jugendsekretär beim Politbüro der SED, stand direkt unter Ulbricht, fiel noch später in Ungnade und wurde danach immerhin Leiter des Berliner ADN-Büros. Sein Stellvertreter Kurt Ottersberg, auch einmal anläßlich irgendwelcher Parteiquerelen in Mißkredit geraten, fiel dann die Treppe hinauf und leitete später die Auslandsabteilung des DDR-Fernsehens.

Zu beiden behielt ich unabhängig von meinen »konspirativen« Kontakten freien Bündniskontakt und besuchte sie, die selber nicht über alles informiert waren, in Ostberlin, wurde als »westdeutscher Friedensfreund« mit viel Wodka und Ungarwein aufs herzlichste traktiert und erfuhr manches Wissenswerte.

Bald gab es noch eine dritte Personengruppe, die wieder von den beiden anderen nichts wußte und die wir bei unseren immer häufigeren Besuchen in Ostberlin gern anliefen, als intellektuellen Ausgleich gewissermaßen: die Gruppe der Künstler und Schriftsteller aus den 20er und 30er Jahren, die alle von der Parteibürokratie etwas ins Abseits gedrängt worden waren und sich nach dem Tode Brechts einigermaßen ratlos um die Akademie der Künste sammelten. Arnold Zweig vor allem, dessen »Grischa« und »Junge Frau von 1914« uns die ganze Studentenzeit als leuchtendes Vorbild begleitet hatten, Ernst Busch, der polternde, stahlharte und aprikosenzarte Sänger des Spanienkriegs und des Klassenkampfes, John Heartfield, unerreichtes und tief verehrtes Vorbild unserer eigenen Fotomontagen, sein Bruder Wieland (Herzfelde), Willy Bredel und Stephan Hermlin, Franz Fühmann, Stefan Heym. Der Bildhauer und Maler Fritz Cremer, der den Aufbauhelfer vor dem Ostberli-

ner Rathaus gemeißelt hatte, aber auch das Buchenwalddenkmal, der Zeichner Riemke, der beste Plakatzeichner und Buchillustrator der DDR, und viele andere. Die trafen wir in ihren mit antiken Möbeln und Spanienkriegserinnerungen vollgestellten Privatvillen und tranken ihren guten Wodka und unseren guten Whisky, schimpften mit ihnen auf den Stalinismus und begeisterten uns mit ihnen für den Kommunismus, den richtigen, der siegen würde eines Tages über alle spießigen Dumpfmacher und Parteibürokraten. Klar, daß solche Anschlußbesuche von unserer »Partei« nicht so gerne gesehen wurden, aber was sollte sie dagegen tun, die Akademiemitglieder waren ja verdiente »Antifaschisten«, die dort eine Rente bekamen, und sie bildeten uns schließlich weiter.

Wir gingen so oft ins »Berliner Ensemble«, daß wir schon Stammplätze hatten, und wurden ganz trunken von Brechts Stükken und seinem Inszenierungsstil, seinem unwiederholbaren Ensemble und seinen unnachahmlichen Schauspielern, Ernst Busch und der Weigel, Ekkehard Schall und der Hurwicz und Regine Lutz und dem kleinen Heinz Schubert (»Schuby«), der den Schweizerkas spielte, Jahre später im Westfernsehen dann Alfred Tetzlaff, das Ekel. »Mutter Courage« sah ich achtmal, den »Galilei« sechsmal, fünfmal davon mit Ernst Busch. Es war eine rauschhafte Zeit. Das lag alles an Kurt Tucholsky, dem unabhängigen Sozialisten, unserem nie zu erreichenden Vorbild. Das kam so: Für den Fall, daß die Partei verboten würde, daß selbst der »Arbeitskreis Progressive Kunst« gefährdet wäre, brauchten wir eine neue Auffangorganisation. Eigentlich wollten wir einen Heinrich-Heine-Kreis gründen, aber dann besannen wir uns auf unser ältestes Vorbild seit den frühen Studententagen: Kurt Tucholsky. Der hatte eine unabhängige linke Zeitschrift herausgegeben, war Rowohlt-Autor, war noch weitgehend unveröffentlicht. Und er hatte seine geschiedene Frau zur Universalerbin seiner Urheberrechte gemacht, die 1934 nichts wert gewesen waren, nun aber ein Vermögen darstellten. Mary Tucholsky lebte in Rottach-Egern bei Tegernsee und betrieb dort ein Kurt-Tucholsky-Archiv. Sie nahm mich mit offenen Armen auf. Dorthin wallfahrtete ich nun allmonatlich, genoß die würzige Luft der bayerischen Voralpen und die nicht minder anregende Atmosphäre im Haus. Dort wurde die Erinnerung an Tucho wachgehalten. Nicht nur durch Tucho-Bilder, Tucho-Manuskripte, Tucho-Platten und -Tonbänder, sondern durch einen nie abreißenden Strom von Be-

Suchern aus Ost und West. Unter ihnen Ernst Busch, der dort regelmäßig (mit Genehmigung der SED) seine Ferien verbrachte. Ich gewann seine Freundschaft und ungefähr gleichzeitig die Antipathie eines jungen Ehrgeizlings aus Ostberlin, eines der sehr seltenenen Westflüchtlinge (wie Wolf Biermann), der aber bald schon wieder mit dem Westen liebäugelte und seine erste Gesamtausgabe von Tucho plante, Fritz J. Raddatz.

Der Tucholskykreis wurde also gegründet, und Ernst Rowohlt wurde sein Ehrenpräsident und Mary Gerold-Tucholsky Ehrenmitglied, die Mitglieder waren wir. Das klappte alles wie am Schnürchen. Ich organisierte bald eine, die erste Tucholsky-Ausstellung überhaupt in Hamburg, die ich mit Frau Tucholsky zusammenstellte und zu der ich eine Rede in der Staats- und Universitätsbibliothek, mit vielen prominenten Gästen, halten durfte. Diese Ausstellung wurde noch in London, in Westberlin und in Wien gezeigt.

Der Tucholskykreis begann sich zu verselbständigen, ein Eigenleben zu entfalten. Busch zog uns nach Ostberlin und brachte uns mit den übrigen Mitgliedern der Akademie zusammen. 1957 brachte ich den Ostberliner Ernst Busch mit seiner in Westberlin lebenden Erzrivalin Kate Kühl bei einer Veranstaltung im Hamburger Besenbinderhof zusammen, und Erich Kuby hielt die Einführungsrede. Ein großer Erfolg, etwa 2000 Besucher.

## *Nach Moskau und Prag ohne Ausweis und Paß*

Im Sommer 1956 starb unerwartet Werner Riegel. Einer jener tragischen, banalen, sinnlosen Todesfälle, die ein gerade erst begonnenes bedeutsames Leben einfach beenden. Wir hatten den Umbruch der Julinummer gerade angefangen, Riegel hatte das Feuilleton schon abgeliefert, das wurde immer zuerst hergestellt. Da klagte er über Kopfschmerzen. »Nimm doch 'ne Tablette«, sagte Lyng. »Hab' ich schon«, antwortete Riegel, »hat nichts geholfen.« Am Abend waren die Schmerzen unerträglich, am nächsten Tag stand er unter Morphium, am dritten Tag wußte er fast nichts mehr. Man sagte ihm nicht mehr die ganze Wahrheit: Krebs, der ganze Körper voller Metastasen. Bis zuletzt hatte er an der neuen Ausgabe mitgearbeitet. In der der Artikelaustausch erschien, in der der Gewinner des Tucholsky-Preisausschreibens veröffentlicht wurde, in der

das neue Jobberpreisausschreiben angekündigt wurde, in der wir den ersten Artikel über den Algerienkrieg brachten - in der schrieb Rühmkorf schon den Gedenkartikel für seinen toten Freund. Am 11. Juli starb Riegel, eine halbe Woche nach dem Tod Gottfried Benns, seines großen Vorbilds. Unser Kreis schmolz zusammen. Die flüchtigen Mitarbeiter der ersten Jahre gingen irgendwohin Karriere machen. Hädrich zum Beispiel hielt Fernsehkabel im Studio Lokstedt, biß sich daran fest, bis er seine erste Regieassistenz machen durfte, blieb zäh dabei und machte bald seine ersten eigenen Filme, Anti-Ost-Filme übrigens. Wilke wurde Dramaturg, Tiedemann ging zu Adorno, Griem wurde Filmschauspieler, Zenkel ging zur dpa, und Winter wurde, was er schon immer werden wollte, Atomwissenschaftler. Daß Hübotter wegen seiner Tätigkeit für die illegale FDJ am 11. Juni '56 der Prozeß in Hamburg gemacht wurde, nahmen wir gar nicht mehr wahr, so unwichtig war er geworden. Für die Richter auch, er wurde bald darauf auf freien Fuß gesetzt, grollte noch ein wenig über die Trennung von dem Objekt, für das er einmal Geld bei der Partei beschafft hatte. Er schien sich zu trösten und brachte eine eigene, rein kommunistische Studentenzeitung heraus, »Knickrifix«. Es war eine einzige endlos lange Papierrolle, die wie eine Ziehharmonika zu einem Paket gefaltet war, mehr habe ich von diesem Experiment nicht in Erinnerung, es wurde auch bald eingestellt. Hübotter warf sich wieder auf sein Studium, schmollte und grollte aber wahrscheinlich die ganzen 18 Jahre lang, so daß er 1973 seine in der Zwischenzeit (mit Hilfe von wem auch immer) angehäuften Millionen daransetzte, »seine« Zeitung zurückzuerobern, sie - tot oder lebendig, heil oder kaputt - wieder in seinen Besitz zu bringen.

Noch hatte er die Millionen nicht, und er machte sein Examen.

Ich dagegen fuhr im Sommer 1956 nach Moskau. Es war meine erste Auslandsreise, meine erste - und letzte Fellowtraveller-Tour. Trotz allem Skeptizismus und aller Zurückhaltung gegenüber der Wirklichkeit des realen Sozialismus war ich eingefangen und betroffen. Betroffen und besoffen. Von der Gemeinschaft der Genossen, der »gemeinsamen Sache« und einer ganz unerwarteten Privatsache. Gisela hieß sie, und sie war illegale Instrukteurin der Partei. Eine von denen, die verheizt wurden, die von Ort zu Ort hetzten, von Parteigruppe zu Parteigruppe, um die müden und schwankenden und vom Parteibefehl abgeschnittenen Genossen wieder auf-

zurichten und ihnen immer wieder einzuhämmern, was sie zu tun hätten: kein Aufsehen, keinen Krawall, kein Wort von Klassenkampf, sondern immer nur Säuseln von Frieden und Entspannung. Gisela, die Instrukteurin. Sie sah ganz anders aus. Zierlich, zerbrechlich, war übernervös, launisch, verrückt, hysterisch und - hier in Moskau glaubwürdig in mich verliebt. Einer von diesen sieben Kommunisten an der Hamburger Uni war ihr Mann, Richard Hiepe.

»Nie werden wir je vergessen das Land ...« In Brest-Litowsk - darüber hatte ich mein Staatsexamen bei Fischer gemacht, über Trotzki und seinen Friedensvertrag mit Ludendorff -, in Brest-Litowsk wurden die Züge gewechselt, die Gleise wurden da breiter. Breite russische Liegewagen, bequem für wochenlanges Reisen, nahmen uns auf, mich, meine Frau Bruni, Richard und Gisela Hiepe: Für uns und viele andere junge Kommunisten sollte es eine Belohnung sein. Nach jahrelangen Strapazen im Adenauerstaat zehn Tage lang Erholung in der Heimat aller Werktätigen.

Der Strom der Landschaft zieht endlos vorbei, schon in Polen unendlich weit, verbreitert sich immer noch mehr, tage- und nächtelang, der freundliche Ober fragt: »Tschai?« Wir trinken den Tee mit Zuckerstücken doppelt so groß wie bei uns. Essen und schlafen. Singen, begleitet von einer dünnen Mundharmonika, Volkslieder. Singen die »Thälmannkolonne« Ernst Büschs: »Die Heimat ist weit« und »Die Herren Generale, die hab'n uns verraten«. Und nächtelang über den breiten Abstand des Liegewagens hinweg nur schüchtern die Hand der Genossin. Aber wir fraßen uns mit Blicken fast auf, stürzten uns in Moskau, sobald wir allein waren, in die Arme, festgesogen aneinander gingen wir durch die zehn Tage Moskau, durch weiße Nächte, Hochdruckklima, Jubelmassen, durch die eindrucksvollen U-Bahn-Stationen, jede einzelne in den 20er Jahren von Künstlern gestaltet, die Lomonossow-Universität und das Bolschoiballett in der Oper und den Volkstanz und das Mozartkonzert auf den offenen Plätzen, viele der Jugendlichen aus allen Teilen der Riesenrepublik liefen barfuß durch Moskau (Meine Schlagzeile in *konkret* später »Barfuß im Konzertsaal«). Hunderttausendejugendliche aus über 100 Völkern des riesigen Landes mit den unterschiedlichsten Hautfarben flanierten ebenfalls durch die Stadt. Alle waren zur »Ständigen landwirtschaftlichen Ausstellung«, einer gigantischen Mischung aus Messe, Zirkus, Konzert und Kar-

neval, in tagelangen Eisenbahnfahrten angereist. Auch für sie war die Reise nach Moskau als eine Belohnung und Auszeichnung gedacht. Wie für uns. Wir aber gingen durch diese lärmende, bunte Stadt wie durch einen Traum. Zwei Verliebte. Durch einen nie enden wollenden, aber immer als endlich erkannten Traum. Immer im vollem Bewußtsein des Satzes:

*»Ihr fragt, wie lange sind die beiden schon beisammen?*
*Seit kurzem./Und wann werden sie sich trennen?/Bald.*
*So scheint die Liebe Liebenden ein Halt.«*

Das war nicht einfach nur ein Brechtgedicht, in irgendeinem Stil vorgetragen oder gelesen, das war die Stimme von Helene Weigel, die wir da hörten, in ihrem eigenartig bajuwarischen Bühnenhochdeutsch jedes Wort langsam skandierend, mit schwebender Betonung. Wir hatten ja auch nicht irgendeine Stimme im Ohr, wenn wir die »Thälmannkolonne« sangen oder »Die Herren Generale«, sondern die metallisch dröhnende Stimme Ernst Büschs, die wir schon bei Zamory gehört hatten auf den billigen, zerbrechlichen Schellackplatten mit der 78er Geschwindigkeit, das war damals eine Rarität, für die man sich krumm legte; wenn die Platte tatsächlich zerbrach, gab es keinen Ersatz (Heute liefert »Amazon« DVD-Scheiben von allen Busch-Platten, aber niemand läßt sich davon begeistern wie damals, 1956.) Nicht Marx und Engels überzeugten uns, sondern Brecht und Busch überzeugten hier eine ganze Generation. In diesen frühen Adenauerzeiten, wo es jedem so gut ging, wie es in Deutschland noch nie jemandem gegangen war, da gab es keine Wirtschaftskrise und keinen Arbeitskampf und erst recht keinen Spanienkrieg. Aber Busch überzeugte uns alle.

## *»Und einmal dann, wenn die Stunde kommt...«*

Allem voran aber und mehr als bezeichnend für unsere Lage, unsere edle Einfalt und unser Engagement und unsere Illusionsfähigkeit - die »Jaramaschlacht« von Ernst Busch. Gibt es jetzt auch bei »Amazon« oder »eBay«. Dieses Lied geistert durch das genialisch mißratene Buch von Christian Geißler (»Das Brot mit der Feile«) wie ein Leitmotiv. Christian Geißler, Jahrgang 1928, *konkret*-Autor der

frühen Jahre, den wir hier auch nicht vergessen wollen. Wie sein Ruf nach Waffen, seine Angst vor Waffen, sein Lob auf die Genossen der KPD und der RAF. Durch diesen mißglückten Versuch, Marx und Baader, KPD und RAF unter einen Hut zu bringen, geistert bezeichnenderweise nicht ein damals gesungenes Lied - diese Zeit hatte keine Lieder -, sondern eine Schallplatte, das Lied von der Jaramafront. Von der Niederlage der Guten, dem Zusammenbruch der letzten republikanischen Kampflinie vor Madrid. Das war sentimental, und wie, das war pathetisch, auf jedes Mannes Tränendrüse drückend war dieser Song: *»Genossen im Graben, singt alle mit...«,* der gedämpfte Trommelklang, der langsam anschwellende Chor, trauermarschartig, das Lied von den letzten Toten. Die letzten Toten der spanischen Revolution, die durften nicht sinnlos gefallen sein, weshalb die blecherne Stimme Ernst Büschs beteuert: *»... und einmal dann/wenn die Stunde kommt,/wo wir alle Gespenster verjagen,/wird die ganze Welt zur Jaramafront/- wie in den Februartagen!«*

Niemand begriff, daß hier eigentlich eine ganz schlimme Voraussage über den Kommunismus vorgetragen wurde, wenn man das Lied beim Wort nahm - die ganze Welt wird zur Jaramafront. Also die ganze Welt eine Niederlage? Niemand außer uns wußte damals oder weiß heute, unter welchen Umständen Busch, nach dem seit 1991 die angesehene »Hochschule für Schauspielkunst« in Berlin benannt ist, damals lebte, von der Partei verfemt und geschnitten sogar zu seinem 70. Geburtstag, mit Auftrittsverbot. Ausgeschlossen auch von der Weigel aus dem »Berliner Ensemble«, saß er verbittert in seinem Häuschen und sang die »Jaramaschlacht« - auf West-Tonbänder, weil er der technischen Qualität der Ostbänder mißtraute. Ignoriert vom Fernsehen, vom Funk und der Plattenindustrie wie später Biermann. Während die offiziellen Sender »Baut auf, baut auf« dudelten und »Die Partei, die Partei, die hat immer recht«, sang er für uns das Lied von der Jaramaschlacht.

Aber Busch und Brecht und die »Thälmannkolonne« und »Jaramaschlacht«, wie tröstete das, wie hielt das Familien zusammen, Geliebte und Geliebten! Bis zum Beweis des Gegenteils natürlich, bis die Geliebte über den Deich geht, bis der Ehemann Ehebruch begeht und mit seiner neuen Geliebten wieder ins »Berliner Ensemble« geht und sich die Liebenden wieder an den langsamen, hochbayerisch gesprochenen Worten der Weigel begeistern«, den

Worten aus der Brechtschen »Mutter«: *Immerfort hört ich,/wie die Mütter die Söhne verlieren./Aber ich behielt meinen Sohn./Wie behielt ich ihn?/Durch die dritte Sache./Er und ich waren zwei./Aber die dritte, gemeinsame Sache,/gemeinsam erkämpft, war es,/die uns einte.'"*

Als Gisela Hiepe und ich aus Moskau nach Ostberlin zurückkamen, immer noch verliebt und keineswegs ernüchtert, war die »Partei« in der Bundesrepublik verboten. Polizisten schlossen die Parteizentralen, besetzten die Zeitungsredaktionen.

Da erklärte ich meinen Eintritt in die »Partei«.

Sollten wir überhaupt nach Hause fahren? Standen nicht auch vor unseren Häusern schon Polizisten? Nein, es bestand keine Gefahr. Bruni und Richard Hiepe fuhren nach Hause, aber wir klebten noch aneinander, fuhren noch nach Prag, wo Jiri Pelikan, damals strammer Stalinist, den »Weltkongreß der Studenten« inszenierte. Wir waren nicht angemeldet, hatten weder Unterkunft noch Einreisevisum, durften eigentlich auch gar nicht zusammen gesehen werden.

## *Prag - die schönste deutsche Stadt*

Aber die Partei liebte die Liebenden, unsere Partei jedenfalls, und alle Türen öffneten sich, keine Bürokratie stand hindernd im Wege. Wir waren ja auch nach Moskau ohne Paß und Visum gefahren, sogar ohne Ausweis, nur durch einen Fetzen Papier legitimiert, das ging alles im Ostblock, die waren unbürokratischer als wir, wenn es darauf ankam.

In Prag, in märchenhafter Hochsommerluft und märchenhafter Altstadtkulisse, schlossen wir Rühmkorf in die Arme, und so war die Einheitsfront wiederhergestellt, neidvoll-neidlos zog er mit dem Liebespaar durch die Goldene Stadt. Bis ihn eine Mandelentzündung von unserer Seite riß und er ins Revier mußte, wo er mit Jassir Arafat, einem Studentenführer aus Palästina, dem späteren PLO-Vorsitzenden, diskutierte und Mühle spielte.

Ich habe keine Ahnung, was für Beschlüsse auf dem Studentenkongreß gefaßt wurden. Ich weiß von dieser Reise nur zu berichten, daß Prag im Hochsommer die schönste Kulisse für Verliebte ist. Die ganze Stadt ist ein einziges Museum, von romanischem Baustil

Bearbeitung des gleichnamigen Stücks von Maxim Gorki.

bis zur Gotik, deutsche Gotik, slawische Gotik, ja jüdische Gotik auf dem uralten winzigen Judenfriedhof, hochgetürmt von immer neuen Gräbern im eingezäunten Ghettofriedhof - oben, sich bedrängend, übereinandergestürzt die Grabsteine, da gibt es das: jüdische Gotik und hebräische Schrift.

Ich sagte unserem Dolmetscher Janos als tiefsten Ausdruck meiner Zuneigung: »Prag ist die schönste deutsche Stadt.« Und Janos, angeblich Widerstandskämpfer gegen Hitler und sicherlich auch unser »Betreuer«, nahm das nicht falsch, verstand, was ich ausdrücken wollte, Patriotismus und Liebe zu Prag und Uberschwang und Ironie dritten Grades.

Eine Erinnerung ist noch geblieben, ein Bild: die Art, wie die Chinesen alle ihre Beschlüsse durchsetzten. Nachts um drei, vier Uhr, wenn selbst die Russen aus den Pantinen kippten, wenn die westlichen Delegationen längst schlafen gegangen waren, standen die zierlichen, aber zähen »roten« Chinesen noch wie eine Eins. Um drei erhoben sie sich wie auf Kommando und gingen vor die Tür, machten fast tänzerisch einige Minuten Schattenboxen und marschierten danach topfit, geschlossen und dunkelblau uniformiert wieder in den Konferenzsaal, wo sie alle ihre Resolutionen durchbrachten, lächelnd. Ich muß sagen, daß mir das schon damals ziemlich unheimlich war, aber auch imponierte. Nicht mein Fall, aber alle Achtung! Diese Mentalität blieb über alle stürmischen Epochen ihrer neueren Geschichte hinweg erhalten und wird bei der Olympiade von 2008 wohl Früchte tragen.

Ich verlor Gisela, die hauptamtliche Instrukteurin der KPD, die erste emanzipierte Frau in meinem Leben, bald aus den Augen. Sie tauchte wieder unter in ihr flüchtiges, unstetes, illegales Leben, wann werden sie sich trennen? Bald. Sie suchte kurz darauf Ruhe in der DDR, lebte dann als Dozentin da drüben. Wenn sie nicht gestorben ist, ist sie noch heute Kommunistin und Mitglied der LINKEN. Richard Hiepe, der alle ihre Launen, ihre Liebschaften, ihre hektische Nervosität erduldet hatte, wurde diesmal krank vor Eifersucht, schmiß sich auf die Schienen der Straßenbahn Linie 6, die durch unsere Schanzenstraße fuhr; aber halbherzig, Bruni und ich rissen ihn zurück. So wurde er gerettet für die Partei und die Schwabinger Bohème; gar nicht mehr zerbrechlich, sondern eher behäbig, gab er lange noch nach der Wiedervereinigung die Kunstzeitschrift *Tendenzen* heraus und war Inhaber der »Neuen Gale-

rie«. Dort kamen die fortschrittlichsten Realisten heraus. Die heute gute Preise erzielen. Keine Straßenbahn mehr.

## *Ein Mitarbeiter namens Gustav Heinemann*

Nun waren wir also wieder zu Hause in Hamburg. Unser Alltag erwartete uns, unser schöner progressiver Alltag. Die Zeitung. Die wurde immer besser, immer mehr Leute lasen sie, schrieben dafür. Wenn wir aber mal allzu politisch und verbissen bei der Arbeit waren, kam Wolfram mit seiner Laute vorbei, wirbelte alles durcheinander, riß Schränke auseinander, um daraus Betten zu bauen, aus dem Rest baute er Bücherborde. Er holte zehn Pfund Pferdefleisch vom Roßschiachter und fünf Pfund Zwiebeln und fünf Pfund Paprika und kochte daraus Gulasch (das ist das Rezept) und verschlang fast alles selber. Dann tranken wir den billigen Cider, Apfelwein aus England, und er sang »Innsbruck, ich muß dich lassen« und die wenigen Minnelieder, zu denen man eine glaubhafte Melodie erdacht hat. Oder wir kramten das »erste Deutschlandlied« hervor, das begeistert uns heute noch: »tugent und reine minne,/swer die suochen wil,/der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:/lange müeze ich lebe dar inne!« Wir waren nämlich, im Gegensatz zu fast allen Linken, damals national wie nichts Gutes. Rühmkorf und ich und unsere Anhänger, Kommunisten und Nichtkommunisten.

Aber dann kam der Rückschlag, fürchterlich für frisch konvertierte Parteimitglieder und Mitläufer und auch mit »Jaramafront« nicht mehr richtig zu erklären: der Ungarnaufstand. Was tun, wie kommentieren? Wir standen ratlos in der Redaktion herum. Es war sogar der erklärte Nichtkommunist Rühmkorf, der etwas in dem Sinne sagte, daß Barrikade ja nicht immer Barrikade sei, es komme darauf an, wer davor und wer dahinter stehe. Aber richtig überzeugt waren wir alle nicht davon. Da rettete uns Mindszenty, der Kardinalprimas von Ungarn. Mit seinem offenherzigen Aufruf, die Betriebe wieder zu privatisieren. Und dann kamen gleich die Westmächte und der Krieg Israels in Ägypten. Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden.

Dennoch, niemand brachte es über sich, dazu einen Artikel zu schreiben, das ging einfach nicht. Wir wollten ja glaubwürdig bleiben, auch vor uns selber. Wer schrieb den Leitartikel, wer log sich

die Wahrheit zurecht, vereinbarte scheinbar Unabhängigkeit und Abgewogenheit, berechtigte Empörung und Weiterbestehen auf der Verständigungspolitik? Erich Kuby. Er versuchte, eine Mischung von Entsetzen und Realpolitik auszudrücken. Wir druckten ihn nur ab. Aus der Münchner Zeitschrift *Kultur*, die wir dabei kennenlernten, die Redakteure und ihren Verleger Kurt Desch.

Die kurze antikommunistische Aufwallung der linken Öffentlichkeit blieb eine Episode, die den großen Trend nicht mehr aufhielt, die Zeichen der Zeit standen damals schon auf Koexistenz, gerade *nach* Ungarn. Der Lange Marsch nach Helsinki und damit das Ende des Kommunismus, darf man heute sagen, hatten damals schon begonnen. Und wir immer mittendrin.

Anfang '57, die Wahlen wurden für Herbst erwartet, erschienen bei uns die Kolumnen eines »Friedenspolitikers«, der mit einer eigenen kleinen Partei, der Gesamtdeutschen Volkspartei (GVP), in den Wahlkampf zog. Wenig aussichtsreich war die Sache, und man bedauerte den Mann, war er doch einmal Innenminister gewesen. Er ging sogar ein Wahlbündnis mit dem kommunistischen »Bund der Deutschen« ein, und der Wahlkampf wurde fast ganz von denen finanziert. Dr. Dr. Gustav Heinemann hieß er, und seine erste *konirer*-Kolumne hatte den Titel »Sternstunde der Menschheit«. Später beriet er Ulrike gegen Strauß.

Heinemann, Mitglied der Bekennenden Kirche, wurde schließlich sogar Bundespräsident.

## *Ein Anti-Ost-Artikel pro Heft*

Es waren ja nicht nur er und wir, die die Zeichen der Zeit erkannten. Da waren die 18 Göttinger Professoren, die sahen, wo der Weg der Geschichte langging. Nur Adenauer sah das anders, der siegte im Herbst '57 mit überwältigender Mehrheit und marschierte in die entgegengesetzte Richtung. Nach Wehrpflicht und Natobindung, die wir nicht mehr hatten aufhalten können, die die Studentenschaft bisher auch nicht hatte aufhalten *wollen*, bereiteten Adenauer und Strauß den letzten Schritt zur Aufrüstung der Bundesrepublik vor: die Atombewaffnung der Bundeswehr.

Dieses Vorhaben löste die erste Massenaktion der parlamentarischen, aber auch der außerparlamentarischen Opposition nach dem

Kriege aus, es gab Aktionen der Kirchen, Gewerkschaften, von einzelnen Abgeordneten, Schriftstellern und Professoren. Sie mobilisierten im Mai '58 die erste politische Massenbewegung der Studenten, die Bewegung gegen die Atomwaffen, *konkret* wurde Organ und Organisator dieser Bewegung.

' Wir waren gut gerüstet für diese Rolle, hatten im Grunde die ganzen Jahre Gewehr bei Fuß gestanden. Als Zeitschrift anerkannt in der Studentenschaft, versammelten wir politisch alle Linken, literarisch die Avantgarde der Autoren bei uns und verbreiterten unsere Basis mehr und mehr.

Im September suchten Rühmkorf und ich einen neuen Titel, weil Arno Schmidt uns geschrieben hatte: »Ihr seid doch die beste deutsche Kulturzeitung. Warum heißt Ihr *Studentenkurier*? Auch NichtStudenten sollen Euch kaufen.« Nach vielen Analogien zu dem polnischen *po prostu* (etwa = ganz einfach) fand ich den Titel *konkret,* einen bessren find'st du nicht. Die »Partei« stimmte nach irgendwelchen Bedenken schließlich zu, der Ubergang gelang nahtlos. Im September hatten wir, noch als *Studentenkurier,* Adenauer und Ulbricht auf eine Seite montiert, auf der Landkarte zwischen beiden deutschen Staaten war ein Graben, und auf dem stand der gemeinsame Slogan: »Keine Experimente«.

Das hatte es vor uns noch in keiner kommunistisch gelenkten Zeitung gegeben: Systemkritik. In jeder Nummer brachte ich einen ziemlich deftigen, keineswegs nur rhetorisch gemeinten »Anti-Ost-Artikel«. Intellektuelle Redlichkeit war für uns kein Geschwätz. Das war ich den »bürgerlichen« Mitarbeitern wie Peter Rühmkorf und Manthey auch schuldig, und ich ließ es mir nie nehmen, den DDR-kritischen Artikel jeweils selber zu schreiben. Über Übersoll-Idioten, über sinnlose Ernteeinsätze, über Strafmaßnahmen gegen Studenten, über den Wehrunwillen der ostdeutschen Studiker, der unserem durchaus gleichkam, immer und vor allem aber gegen kulturelle Barbarei und Spießigkeit, die später Biermann mit neuen Liedern verspottete, der damals allerdings erst ein paar Jahre drüben lebte. Er war ja Westflüchtling aus Hamburg, erst 1953 in die DDR gegangen.

Die Kritik am Komunismus war natürlich »systemimmanent«, würde man heute sagen. Kein kalter Krieg. Es war Mut zur Selbstkritik, so war das gemeint, und das duldete die Partei, und sie tat gut daran. Damals war schon Manfred Kapluck unser Bärenführer, der

später in seinen Protokollen und Interviews diese Toleranz als sein Verdienst herausstellte, mit Recht. Unsere spätere Breitenwirkung wäre nicht denkbar gewesen ohne jene Ehrlichkeit: Der inzwischen weißhaarige alte Kämpe, immer noch in der DKP und ohne jede Hoffnung auf Weiterentwicklung der Welt, gab im Jahr 2006 zu Protokoll: »Röhl hatte recht. Die Partei hätte ihn weitermachen lassen sollen und nicht mit ihm brechen.« Jedenfalls lasen 1956 bald alle politisch interessierten Studenten unser Blatt, das war eben keine Zeitung wie die vielen anderen einfallslosen kommunistisch gelenkten Blättchen, beispielsweise die *Andere Zeitung* oder die *Deutsche Woche* oder *Kürbiskern.* Das war Röhls *konkret,* mit der Röhlschen Mischung.

Alle, die später die erste große Studentenbewegung in der Bundesrepublik, die Bewegung gegen Atomwaffen von 1958, initiierten und trugen, hatten schon seit vielen Jahren *konkret* gelesen, wie hoch man das nun immer bewerten will: alle ohne Ausnahme. Die, die bald zu uns stoßen sollten - Erika Runge und Hans Stern und Klaus Steffens und Jürgen Seifert und Monika Mitscherlich und Rudi Schultz und Jürgen Holtkamp und Hans Magnus Enzensberger und Enno Patalas und Ulrich Gregor und Eva Tietze (heute Eva Rühmkorf). Auch eine junge Studentin der Pädagogik las uns: Ulrike Meinhof.

Im Herbst '57 war die Zeitung, die nun *konkret* hieß, so gewachsen, daß sie eine eigene Berliner Lokalausgabe drucken konnte. Im Winter gab es bereits vier Lokalausgaben, in Berlin, in München, in Frankfurt und in Köln. Den Kölner Redakteur, einen liebenswerten Menschen namens Lauschke, haben wir und die Zeitgeschichte aus den Augen verloren. In München war Hans Dieter Roos unser Vertreter, später Erika Runge, in Frankfurt Wolfram Schütte (viele Jahre, solange sie noch von Bedeutung war, Feuilletonchef der *Frankfurter Rundschau)* und in Berlin Reinhard Opitz. Den holten wir bald nach Hamburg, so gut war der.

Die Bewegung überraschte uns, einen studentischen Widerstand gegen die Atombewaffnung der Bundeswehr hatte ich allerdings schon 1957 gefordert, zum Beispiel im September. Im November '57 drängte ich nochmals:

»Schweigen die deutschen Studenten zu dem Aufruf der japanischen Studenten? Beschämt der VDS mit diesem Schweigen die Göttinger Professoren, die am 1. Oktober trotz des Wahlsiegs des Dr. Adenauer erneut ihre Stimme erhoben?«

Vier Monate später kam plötzlich die Antwort, ganz ohne unser Zutun. Ganz ohne unser Zutun?

Im März 1958 löste die SPD auf breiter Front die Bewegung »Kampf dem Atomtod« aus. Der Aufruf war unterschrieben von allem, was Namen hatte. Von Boll bis Weizsäcker, von Dehler bis Ollenhauer, von Heinemann bis Mende. Sozialdemokratische Bürgermeister und Gewerkschaftsführer, Max Brauer und Luise Albertz standen neben den »Friedenspersönlichkeiten« wie Niemöller und Oberkirchenrat Kloppenburg. Der Aufruf stand gleich auf der Titelseite der konkret-Märzausgabe. Es war die erste in jenen später legendär gewordenen und heute antiquarisch sehr teuer gewordenen Hefte im Riesenformat von 40 mal 55 Zentimetern, gedruckt in einer eigenen Offsetdruckerei, die ein von der Partei unterstützter »Mäzen« extra für uns gegründet hatte.

Das politisch Neue an dem Aufruf war der Appell an die außerparlamentarische Opposition:

*»Wir rufen das gesamte deutsche Volk, ohne Unterschied des Standes, der Konfession oder der Partei auf, sich einer lebensbedrohenden Rüstungspolitik zu widersetzen und statt dessen eine Politik der friedlichen Entwicklung zu fördern. Wir werden nicht Ruhe geben, solange der Atomtod unser Volk bedroht.«*

Wir werden nicht Ruhe geben. Ach, sie gaben schon nach drei Monaten wieder Ruhe. Und viele junge Menschen waren enttäuscht über den Wortbruch der prominenten Politiker und Wissenschaftler. Die Schriftsteller waren die einzigen (und die Pfarrer), die auch weiterhin nicht Ruhe gaben. Aber ein Schriftsteller, der diesen Aufruf nicht unterschrieben hatte, ein Kulturfunktionär, wie man sie sonst nur in Ostblockstaaten findet, ein Politruck des Antikommunismus war es, der später die lästig gewordene Atombewegung kanalisierte, neutralisierte und schließlich stillegte, weil sie schließlich von den Kommunisten unterwandert war: Hans Werner Richter, der damals noch mächtige Privatinhaber einer Schriftstelleragentur, der »Gruppe 47«.

Dennoch, der Aufruf der SPD war damals eine Sensation. War auch sicherlich der Beginn einer neuen Politik, was man immer über die spätere Brandtsche Politik der Annäherung an die Ostblockstaaten und den Kommunismus denken mag. Zum erstenmal gab es, wovon wir in unserem Kabarett von 1951 nur geträumt hatten, Massendemonstrationen gegen die Bewaffnung der Bundeswehr!

120 000 Demonstranten standen plötzlich auf dem Hamburger Rathausmarkt, plötzlich gab es dort keine Bannmeile mehr, und neben Politikern und Gewerkschaftlern und Professoren sprach da auch der Schriftsteller Hans Henny Jahnn, unser Hans Henny, bei dem wir zu Hause ein und aus gingen.

Niemand, auch die SPD nicht, hatte mit seiner solchen Stärke der politischen Bewegung gerechnet. Auch unsere Partei, die illegale KPD, hatte wieder einmal keinen Schimmer, auch die Dienststellen der DDR waren ahnungslos. Vor allem hatte man nicht mit der Spontaneität der studentischen Bewegung gerechnet, die dann kam. Die niemals Ruhe geben wollte und ab 1967 die ganze Bundesrepublik, das ganze gesellschaftliche, kulturelle Leben umkrempeln würde bis heute. Die erste Massenbewegung der Studenten wurde von den Kommunisten nicht gelenkt, ins Leben gerufen oder gar geführt. Sie wurde, wie die 68er Revolte, von den Kommunisten verpennt.

Die Studentenbewegung gegen Atomrüstung kam erst in Schwung, als die Aktion gegen den »Atomtod« schon wieder abgewürgt werden sollte. Nach zwei Monaten. Semesterbedingt. Im März waren die Studenten im Urlaub, beim Ferienjob. Anfang Mai begann das Semester.

In den ersten Maitagen - drei Jahre nach Gründung von *konkret* - demonstrierten spontan, locker abgesprochen, ohne Befehl, aber wie auf einen Befehl, an mehr als 20 Hochschulen und Universitäten jeweils mehrere tausend Studenten gegen die Atomrüstung der Bundeswehr. Die »Antiatombewegung« wird zur ersten politischen Massenbewegung nach dem Krieg. Die jahrzehntelang funktionierenden Selbstverwaltungsorgane der Studenten, von der CDU und den Burschenschaften beherrscht, verlieren über Nacht die Macht. Neue, räteähnliche Organe, die »Atomausschüsse«, bildeten sich und übernahmen die Führung, wenn auch nur für einige Monate. Waren es wirklich »Räte«, also »Sowjets«, wie es sie 1917 gegeben hatte?

## *Eine einzelne: Ulrike Marie Meinhof*

Wir hatten damals keine Zeit für solche Fragen. Die Atomausschüsse auch nicht. Die waren plötzlich vorhanden, und zwar an allen Unis zugleich: gegen die Atomrüstung. Die Evangelische Ge-

meinde, der SDS, die Liberalen, die Fachschaftsvertreter, die Studentenzeitungsredakteure, Studentenbühnenleute, junge Dozenten, Studentenpfarrer. Oder auch einfach ein einzelner.

Oder eine einzelne, die ging einfach hin zu so einer Sitzung und sagte: »Jetzt muß man etwas tun!« War es noch eine hübsche, attraktive Studentin, wurde sie mir nichts, dir nichts zur Sprecherin oder Vorsitzenden des Ausschusses gewählt. In Berlin Ilka Schnabel, in Wilhelmshaven Monika Mitscherlich, die Tochter von Margarete und Aleander Mitscherlich, in München Erika Runge, in Marburg Eva Tietze. Im stockkatholischen Münster wurde eine junge Pädagogikstudentin gewählt, die hatte schon von sich reden gemacht mit einer Serie von Flugblättern, die sie mit einem Studenten vom SDS herausgab. Die trug ihr Haar wie Sophie Scholl und sah auch so ernst aus: Ulrike Marie Meinhof.

Sie war sehr ernst, das war das erste, was überhaupt jemand auffiel, und wer sie länger kannte, wußte das sogar noch zu präzisieren: »Die lacht ja nie.« Sie hätte auch nichts zu lachen, meinte sie, besonders jetzt im Angesicht des Atomtods nicht, sie sah Hiroshima ziemlich plastisch auf uns zukommen, sie sah alle vorwurfsvoll an und stellte damals schon ihre später noch häufig wiederholte Frage: »Was tut ihr?« Ihre große Ernsthaftigkeit, diese Abwesenheit von Lachen, manche nannten es auch Trauer, das kam von weit her. Das hatte eine lange Geschichte.

Die Eltern Meinhof waren ohnehin ernsthafte Leute, von beiden Seiten war viel Christentum in der Verwandtschaft, Pfarrer oder nur gläubige Laien. Besonders bei dem Kunsthistoriker Werner Meinhof, weniger bei Ingeborg, seiner Frau. Die hatte sich als Schulmädchen in den Kunsterzieher verliebt, nach dem Abitur den geliebten Mann geheiratet, ohne sich das Leben oder andere Männer auch nur angeschaut zu haben. Das rächte sich später. Nach ein paar Jahren, die Kinder Wienke und die zwei Jahre jüngere Ulrike sind schon da, hat die vitale junge Frau ihr erstes großes Liebeserlebnis: nicht mit ihrem Mann. Es dauert nur eine Nacht, greift aber nachhaltig in das Leben ein. Die Frau zermartert sich in Selbstvorwürfen, der Mann verfällt in Trübsal. Als er wenig später an Krebs stirbt, auf qualvolle Art, aber bis zum Ende noch an eine Heilung glaubend, weil man ihm die Schmerznerven verödet hat, ist die kleine Ulrike fünf.

Sie nimmt den Tod gelassen auf, spielt nach der Nachricht von

seinem Tod weiter auf der Straße Ball, lacht aber wohl schon etwas weniger. Hängt ihre ganze Liebe an die Mutter, ist eine wilde Hummel, die sich unter den Jungen von Jena als Anführerin hervortut, die Schwachen beschützt und sich mit den Starken herumbalgt. Kein Baum ist zu hoch, kein Abhang im Winter zu steil, kein Nachbargarten mit Äpfeln oder Pflaumen, der nicht erstürmt wird. Fällt sie herunter und kommt sie mit zerschundenem Gesicht und zerschlagenen Gliedern nach Hause, heult sie nicht, ist ganz und gar keine »Heulsuse«, sie beißt die Zähne zusammen und sagt, auch wenn einmal das Nasenbein gebrochen ist, kein einziges Wort.

Sie wächst nun in einem reinen Frauenhaushalt auf, in dem wenig Zeit für die Kinder ist, in dem immer gearbeitet wird. Denn Ingeborg Meinhof, immer noch zerknirscht und von einer großen Verwandtschaft wegen ihres Ehebruchs kaum verhüllt am Tod ihres Mannes schuldig gesprochen, studiert nun selber, trotz des Kriegs, emanzipiert sich, holt einen Vorgang nach, der durch die Schülerliebe nur verzögert war. War ihr Vater nicht der »rote Schulrat« von Berlin gewesen, Sozialdemokrat mit starkem Linksdrall, der eine gute Genossin hatte erziehen wollen und kein Heimchen am Herd? Sie studiert, arbeitet, kocht, wäscht, alles im Krieg unter erschwerten Umständen. Um überhaupt ein bißchen von der Mutter zu haben, holt Ulrike sie jeden Tag von der Uni ab, schiebt ihr Fahrrad neben ihr her und erzählt von ihrem Schultag.

An eine Wiederverheiratung wird nicht gedacht, die Männer dieser Generation sind ja auch alle im Krieg, in der Wohnung ist ein Zimmer frei, und in das zieht eines Tages eine strahlende, durch Intelligenz und Schönheit auffallende junge Studentin ein, das goldene HJ-Abzeichen noch in der Schublade, aber angeblich schon ziemlich scharfe antifaschistische Gefühle und Gedanken im Kopf: Renate Riemeck. Ulrike wird ihr besonderer Liebling, sie hat nun sozusagen zwei Mütter, zwei intelligente Frauen mit wenig Zeit.

Wie wird aus einer begeisterten HJ-Führerin eine »Antifaschistin«? Das sind so Fragen. Ingeborg Meinhof und Renate Riemeck haben sich an der Uni Jena schnell in ihrer Abneigung gegen das Hitlerregime verstanden, das den Krieg bereits verloren hatte, und *so* Freundschaft geschlossen. Ihre Bekannten schimpften auch gegen die Bonzen da oben. Wenn man sie unbedingt zu »Antifaschisten« machen will wie Jutta Ditfurth in ihrem von Ulrikes Schwester Wienke inspirierten Buch, kann man erzählen, daß sie gelegentlich

auch andere Nazigegner trafen. Alle meckerten, und alle hörten BBC, wie es privat und unter der Hand fast jeder Deutsche tat. Selbst dazu brauchte man damals Mut. Glaubt man Ulrikes späteren Berichten an mich, hatte Renate Riemeck eine lockere Verbindung zu jemand, der zu einer Widerstandszelle bei Zeiss-Jena gehört haben *soll.* Genaues weiß man nicht. Weitere Entwicklungen oder Verwicklungen in welche Richtung auch immer verhinderte das Kriegsende. Ulrike Meinhof wuchs nicht in einem antifaschistischen Haushalt auf, soviel steht fest.

Sie ist gerade 14, da stirbt die Mutter ebenfalls an Krebs, richtiger, an Unterernährung als zusätzliche Belastung nach einer Brustkrebsoperation.

Ulrike lacht noch weniger, erwirbt zu diesem frühem Zeitpunkt schon den Ruf, gar nicht lachen zu *können.* Das äußerste, als Waisenkind bei entfernten Pfarrersverwandten mit durchgefüttert zu werden, bleibt ihr erspart: Die Riemeck, eben Dozentin geworden mit halbwegs gutem Gehalt, behält beide Kinder bei sich, übernimmt die schwierige Erziehung der älteren Schwester Wienke und einer heranwachsenden Ulrike, die nur 14 Jahre jünger ist als sie selbst. In der Schule ist das Mädchen bisher nicht auffällig geworden, höchstens durch herben Liebreiz und gute Leistungen. Man lebt jetzt im Westen, in Oldenburg, und Ulrike besucht die Liebfrauenschule des katholischen Klosters.

Im Jahr meines Abiturs, meiner ersten Begegnung mit Peter Rühmkorf, wird Ulrike Meinhof durch »Konferenzbeschluß vom 18. März '48« in die dritte Klasse des Lyzeums versetzt: »charakterliches Streben gut, äußerliche Haltung gut, geistiges Streben gut«, mit dem Zusatz: »träumt gern«. Gute Zensuren in allen Fächern. Unterzeichnet von Schwester Maria Ambrosine, Studiendirektorin.

Die »Schwestern« werden später von Ulrike als die Vorform antiautoritärer Erziehung dargestellt. Kein Schimpfen, keine Angst. Das mochte sie. Kam Ulrike zu spät in den Unterricht, fragten sie sich nur besorgt, was ihrem Liebling fehle. Die aber hatte nachts nur lange gelesen und deshalb verschlafen.

Das wird anders in Weilburg, wohin die Riemeck als jüngste Professorin Deutschlands an das Pädagogische Institut versetzt wird. Hier, im Gymnasium Philippinum, stößt die stille Klosterschülerin, die immer knapp bei Kasse ist, wenig Geld hat, alles Äußere, Kleidung und Schmuck gezwungenermaßen verachtet und sich für

ihr Nachhilfestundengeld Bücher kauft, immerzu Bücher, zum erstenmal mit der Schulordnung zusammen. Mit angemaßter, lautstarker Autorität, mit Angstmachen und Einschüchterung. Dort probt sie das erstemal (15 Jahre vor Dutschke und Teufel und Langhans) die Methode der Verunsicherung der Autoritäten, der Ausnützung der Regeln zugunsten der Schwachen.

Es ist ein Studienrat in der Klasse, der Wissen durch Lautstärke, Autorität durch Brüllen und Einschüchterung ersetzt. Er hat Ulrike auf dem Kieker. Aber sie ihn auch. Sie bringt ihn, vor dessen Stunden die Schülerinnen sich schon Tage zuvor graulen, ängstigen, zittern, auf null, sie bricht den Mythos, nimmt allen die Angst. Zeigt den anderen: Der ist ja verwundbar.

Er brüllt »die Meinhof« wieder einmal an. Ulrike steht auf, langsam, über sich selber erschrocken: »Herr Studienrat, ich glaube, es ist nicht üblich, mit einer Schülerin der Oberstufe so laut zu sprechen.« Der stutzt, Unverfrorenheit, brüllt noch mehr. Ulrike sagt in die atemlose Stille, nun schon viel sicherer: »Herr Studienrat, ich glaube, es ist wirklich nicht üblich, mit einer Schülerin der Oberstufe so laut zu sprechen!« Der Studienrat läuft rot an, kriegt einen richtigen Wutanfall, verliert die Kontrolle. Da steht Ulrike zum drittenmal auf, langsam, nimmt ihre Büchertasche und sagt: »Dann gehe ich jetzt.« Verläßt den Raum. Ein Skandal. Sie soll von der Schule fliegen oder die Klasse wechseln, Lehrerkonferenzen werden abgehalten, die Riemeck interveniert, sie darf bleiben.

Das ist die Zeit, wo die Ulrike in der Schülermitverwaltung tätig wird, in der Europabewegung, wo die Klasse Tanzfeste veranstaltet und Ulrike mit ihren unscheinbaren, unkleidsamen, immer nur von Verwandten geschenkten Kleidern dennoch die beliebteste Tanz- und Gesprächspartnerin wird, bei Mädchen wie bei Jungen begehrt, entschieden etwas Besonderes.

Eine erste Jugendliebe wird von der Riemeck erbarmungslos beendet, aus Angst, Ulrike könne in ihren Leistungen abfallen, es könne etwas »passieren« und sie das Abitur versäumen oder nur mittelmäßig bestehen, dann wäre es aus mit dem schon beantragten Studienfreiplatz, mit dem in Aussicht stehenden Elitestipendium, der »Studienstiftung des deutschen Volkes«.

Es ist nur eine Jugendliebe, schwärmerisch und leidenschaftlich und heftig und ohne Arg, aber sie wird zerbrochen. Die Riemeck stellt ihr ziemlich barsch die Alternative: »Er oder ich. Abbruch,

oder du gehst aus dem Haus.« Ulrike bricht ab und bleibt, beißt die Zähne zusammen, lacht nicht, hat wenig zu lachen. Besteht ihr Abitur - wie geplant mit guten Noten.

Die Universität macht frei. Sie ist nun Studienstiftlerin des deutschen Volks, bezieht ein schönes Stipendium, studiert in Marburg Pädagogik und Kunstgeschichte, lernt jetzt auch einen Mann kennen, aber nicht lieben, Lothar Wallek. Dennoch verlobt sie sich mit ihm, lebt mit ihm auf einer winzigen Bude, brät mit ihm Steaks, wenn sie Geld haben, und ißt das Mensaessen, wenn sie keins haben, hat harmlose Bekannte und harmlose Vergnügungen. Lothar ist Atomwissenschaftler, tief versponnen in eine Doktorarbeit, die außer ihm überhaupt nur noch ein Professor in den USA verstehen kann. Eine Forschung von drei Jahren für ungefähr zehn Seiten Doktorarbeit.

Daß Ulrike sich zunehmend für die Antiatombewegung engagiert, ist ihm unbehaglich. Er hat nichts dagegen, ist Sympathisant, unterschreibt alle Aufrufe. Aber Ulrike ist jetzt immer die Hälfte der Zeit unterwegs, das gefällt ihm nicht. Das Privatleben leidet. Ulrike läßt sich in jenem Antiatomsemester in Münster einschreiben, fährt nur noch am Wochenende nach Marburg, oft nicht einmal das. Sie führt lieber endlose Gespräche mit einem viel theoretisierenden SDSler namens Jürgen Seifert. Der verehrt sie, viele verehren sie damals in Münster, aber der Verlobungsring schützt vor allen bösen Gedanken.

Auch das muß man wissen, wenn man viele Jahre später liest: »Professor Jürgen Seifert verteidigte Professor Brückner, der beschuldigt wird, Ulrike Meinhof Unterschlupf gewährt zu haben. Ohne sich mit den Zielen der Baader-Meinhof-Gruppe zu identifizieren, erklärte Professor Seifert, daß ...«

Die Riemeck spendet Geld für die Flugblattserie unter dem Titel »Das Argument«, die Ulrike und Jürgen Seifert herausgeben und an der Uni verteilen. Als sich ein Ausschuß gegen Atomwaffen bildet, wird Ulrike als attraktives und aktives Mädchen zur Sprecherin gewählt. Der brachte nun wahrhaftig im überaus konservativen Münster, wo schon der *SPIEGEL* als verdächtiges, extremes Linksblatt galt, auf Anhieb 5000 Studenten zu einem Schweigemarsch auf die Straße, eine kleine Sensation.

Man kann sich heute nur noch schwer eine solche Studentendemonstration vorstellen: ernste, ordentlich frisierte junge Leute mit Schlips und Kragen, die Mädchen in Rock und Bluse. Ulrike im

olivgrünen Baumwollkleid, schön gewachsen, ein auffälliges Gesicht mit dunklen Augen, eine Kette von roten quadratischen Tonstücken um den Hals, das Haar zum Bubikopf geschnitten, eine Sophie-Scholl-Frisur, wie wir später sagten, ironisch, aber voller Bewunderung. Nach dem Gewerkschaftler, dem Pfarrer, dem Professor Hagemann hat jetzt das Wort die Sprecherin der Studentenschaft: Ulrike Marie Meinhof. 5000 haben sie gehört.

Die Nachricht gelangte auch in unsere Redaktion. Die *konkret*-Parteigruppe rotierte, als sei die Oktoberrevolution in Deutschland ausgebrochen. Wir hatten kaum Zeit, zur »Einschätzung« nach Ostberlin zu fahren. Wir waren den Parteibefehlen immer um Tage voraus, flitzten ohne Auftrag durch die Gegend und machten alles mit schlafwandlerischer Sicherheit richtig. Wir brachten die Studentenbewegung unter unsere Kontrolle. Schon vor dieser großen Zeit hatte ich in Westberlin eine ganze Gruppe von zukünftigen Mitarbeitern ausfindig gemacht. SDSler mit Betonung auf »Friedenspolitik«: Hans Stern, Reinhard Opitz, Ilka Schnabel, Klaus Steffens und Otto Köhler. Klaus Steffens war Zweiter Vorsitzender der SDS und des Filmclubs, er wurde Filmredakteur, Hans Stern Leitartikler, Reinhard Opitz Leiter der Berlinausgabe und bald Deutschlandredakteur in Hamburg. Ilka Schnabel war die Freundin von Stern und wurde Leiterin der Berliner Redaktion. Wir holten nacheinander alle ins Hauptquartier nach Hamburg, nur Otto Köhler brachte es vorerst nur zum *konkret*-Verkäufer in Berlin. Der träumte von einer Karriere im *SPIEGEL*. Er dankte es Augstein übel, daß er ihn am Ende sogar eine Kolumne schreiben ließ und in die Redaktion aufnahm. Er verfaßte eine miese, kleinkarierte, gehässige »Biographie« über seinen Chef. Die Geschichte wird seinen Namen nicht in Erinnerung behalten.

Reinhard Opitz war also schon in Hamburg, als die Atombewegung begann. »Reini«. Ein politisches Anpassungsgenie, ein genialer Agitator, der die Leute besoffen reden konnte. Auch schreiben - wenn man ihm genug Platz gab. Ein Mann, der eine glänzende Karriere hätte machen können, sowohl in der Gewerkschaft, in der SPD, der CDU oder in der FDP. Unglücklicherweise aber wurde »Reini« von mir auf einen völlig falschen Dampfer gesetzt - ich brachte ihn in die »Partei«. Da ist er hängengeblieben, treu, integer und absolut zuverlässig, diente er in der DFU und anderen Tarnorganisationen. 1980 starb er an Krebs.

»Reini« hatte damals seine große Zeit. Er galt als begabt, diplomatisch, politisch ernsthaft. Seine Spezialität waren Friedensfreunde mit christlicher oder wissenschaftlicher Herkunft, die konnte er reihenweise zum »Fortschritt« bekehren. Er traf Ulrike und verliebte sich in sie. Die Partei sah dieses private Engagement gern. Ohne Ulrike zu kennen, sagte sie ihr aufgrund übereinstimmender Berichte eine »große politische Karriere« voraus. Opitz schien der ideale Partner für sie zu sein.

Ich kämpfte dafür an der Münchener Front, gewann die Zuneigung der dortigen Jeanne d'Arc, Erika Runge, und führte auch die dem »Friedenslager« zu. Die Bindung zum Frieden (das heißt zur »Partei«) blieb stabil, die Liebesgeschichte hatte kaum begonnen, stand bald im Schatten Ulrikes. Doch machten wir damals so unsere Sprüche über die vielen weiblich geleiteten Atomausschüsse, die massenhaft zu *konkret* übergingen. Wir waren selbstbewußte kommunistische Schnösel und fühlten uns wie Engels, der auch auf dem Felde der Liebe seine Feinde besiegt hatte. Dabei war fast alles harmlos. Halbernst, aber mit großen Worten dekoriert.

Wenn die Zeitung schon kein »kollektiver Organisator« geworden war, was Lenin für die *Iskra* (= Funke) gefordert hatte als die höchste Stufe der Wirksamkeit, so sollte sie doch - und das war sie auch schon - ein »kollektiver Agitator und Propagandist« sein. War *konkret* nicht die Zeitung der Atomausschüsse? Hatten wir nicht auf unserer neuen Offsetmaschine noch vor den ersten Demonstrationen 30 000 Stück einer Sonderausgabe gedruckt und überall verteilt? Hauptbestandteil war ein umfangreiches Interview, das ich für die Münchner *Kultur* gemacht hatte und dann einfach bei uns abdruckte. Ein Interview mit einem Bundestagsabgeordneten der SPD, der damals viel von sich reden machte, am 22. März im Bundestag große Töne spuckte und sich dafür den Spitznamen »Schmidt-Schnauze« einhandelte. Der sprach nun mit mir, und es wurde eines seiner ersten »linken« Interviews. In *konkret.*

Helmut Schmidt erklärte, daß die Atomrüstung einen nationalen Notstand bedeuten würde, gegen den jeder Widerstand gerechtfertigt sei. Röhl: »Halten Sie einen Generalstreik dagegen für legitim?« Schmidt: »Die Frage möchte ich uneingeschränkt mit Ja beantworten.« Röhl: »Muß man nicht zu dem Schluß kommen, daß die SPD die Aufgabe hätte, einmal offensiv den Antikommunismus

als Zweckpropaganda zu entlarven und ihm entgegenzutreten?« Schmidt: »Ja.«

Nützte uns das? Ja. Alles nützte uns damals. Wir waren unkonventioneller. Sogar der Tucholskykreis e. V. machte sich nützlich. »Der Tucholskykreis erlaubt sich, Sie am Donnerstag, dem 24. April, zu einer Veranstaltung mit fünf Japanern einzuladen, darunter eine (gesichtsverletzte) Uberlebende von Hiroshima, Yoshiko Murato. Anschließend wird ein Film über die Wirkung der Atombombe gezeigt.« Der Tucholskykreis erlaubt sich. So ging das damals. Ehrenpräsident Ernst Rowohlt, Ehrenmitglied Mary Tucholsky erlauben sich einzuladen. Was hatte Tucholsky mit Hiroshima zu tun? Alles, wenn man so will. In diesem Fall nur, daß der vorbereitete Trägerkreis in Aktion trat, der eingetragene Verein.

## *Brautwerber für die Partei*

Das war nur der Anfang. Dann kam die Bewegung, *konkret* meldete seinen Führungsanspruch an. Diesen Parteiauftrag erteilten wir uns selbst, wir hatten in diesen aufgeregten Tagen gar keine Zeit, nach Ostberlin zu fahren und Vorschläge, sprich Parteiaufträge, entgegenzunehmen. Die »Partei« staunte nur Bauklötze, stimmte bewundernd und ungläubig zu, mochte nach den Jahren der Mißerfolge an so viel Erfolg gar nicht glauben: vom Nulleinfluß gleich auf Führungseinfluß!

Da waren aber durchaus noch Atomausschüsse, die sich unserer Agitation entzogen, skeptische Linke, die *konkret* mißtrauten. Mit Recht, werden unsere Gegner heute wohl sagen, Leute wie Ansgar Skriver, Peter Laudan, Manfred Rexin, Reimar Lenz, Jürgen Habermas vor allem, Eric Noharra. Schlüsselfigur für diese noch *kon*¿ret-skeptischen Studentengruppen war eine gewisse Ulrike Meinhof in Münster, und die mußte für uns gewonnen werden. Reini Opitz, der unermüdliche Reisende in Sachen Frieden, war an dieser Person gescheitert. Durch unprogrammgemäße Verliebtheit stand sein Mundwerk still, Schüchternheit machte ihn ineffizient. Ich mußte da selber hin.

Ende Mai gaben die vereinigten Atomausschüsse, inzwischen in einem Hauptausschuß organisiert, in Bonn eine Pressekonferenz. Ich fuhr hin, einen Stapel unserer gerade gedruckten Mai-Nummer

unterm Arm, im neuen Großformat. Auf dem Titel war ein Liebespärchen fotografiert vor dem Hamburger Kriegerdenkmal mit dem Spruch: »Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!« Dazu hatte Rühmkorf einen Gegenspruch gemacht, sein erstes und einziges politisches Gelegenheitsgedicht:

*»... und merkt Euch Klotz und Spruch,*
*das habt zum Zeichen:*
*Was war nun Deutschland, und was wird es sein?*
*Was ist es, wenn nicht wir. Und unseresgleichen.*
*Und NEIN von unserem NEIN.«*

Das Mädchen auf dem Titelbild, eine kleine Textilverkäuferin, wurde bald darauf meine Freundin. Es war das erste richtig schöne Mädchen, das ich kennengelernt habe. Ich war selig über diese Eroberung. Doppelt beflügelt von meiner Verliebtheit und den Erfolgen unserer Zeitung, fuhr ich im Mai '58 zur Pressekonferenz der Atomwaffengegner.

Da sah ich Ulrike Meinhof.

Es war Abneigung auf den ersten Blick. Auf beiden Seiten. Für mich war sie der Typ, den ich nicht ausstehen konnte. »Gescheit« nannte man solche Frauen früher gern. Das Gesicht eindrucksvoll, auffällig, aber von einer gewissermaßen absichtslosen Schönheit, mit diesem Bubikopf, der ebenso zu Sophie Scholl wie zu einer BDM-Führerin gepaßt hätte. Dazu dieser tiefe, ernste Blick, die fleischgewordene »intellektuelle Redlichkeit«.

Ulrike, so erzählte sie mir später, sah einen »Angeber« mit unsymmetrischem Gesicht, einen arroganten Typ, an dem nichts, aber auch nichts glaubwürdig schien, so fremd war der christlichen Pazifistin unsere an Tucholsky geschulte »Ironie dritten Grades«. Ulrikes Kommentar kurz danach: »Ein grauenhafter Typ.«

Wie wurde aus diesem »grauenhaften Typ« der Mann, dem die größte Zuneigung ihres Lebens galt, ihre einzige Liebe? Von dem sie nur wenig später, wenn ihn jemand nicht leiden konnte, ihn nicht gleich für den »besten Menschen der Welt« hielt, nur lakonisch sagte, aber als unumstößliches Urteil über den Gesprächspartner: »Nur Qualität kann Qualität erkennen!« Politisch zogen wir auf jener Pressekonferenz an einem Strang, erkannten jeder den anderen als nützlich - intellektuelle Redlichkeit und intellektuelle Be-

redsamkeit. Aber wir hatten keinen Erfolg. Wir konnten unsere Linie auf dieser Konferenz nicht durchsetzen. Noch nicht.

Die nächste Begegnung fand in Marburg statt. Marburg ist von bewaldeten Hügeln umgeben, irgendwo an einer Stelle mit wunderschöner Aussicht ist da ein Ausflugslokal. Hier trafen Reinhard Opitz und ich noch einmal mit Ulrike zusammen, um sie für die Sache des »Friedens und des Fortschritts« zu gewinnen. Sie war immer noch unentschieden. Ich trat als Brautwerber für Reini und für die Partei auf. Es war ja nun Juni. Hochdruck, mindestens 1000 Millibar. Waldluft und ein warmer Abend. Alle Voraussetzungen für den Frieden. Ich redete wie ein Buch auf Ulrike ein, hatte meinen großen Abend. Ich pries meinen Freund Reini und den Sozialismus in den höchsten Tönen, ich sah ihr tief in die Augen: Opitz, der prima Kerl! Ihr Jugendfreund, den sie in Jena immer beschützt hatte, hieß auch Reinhard. Reinhard, der selbstlose Genosse. Ich schilderte ihr den Sozialismus als die einzige Möglichkeit, alles zu verwirklichen, was die richtigen, echten, Christen (ich kannte schon meine Partnerin) je gewollt hatten. Was die größten Denker der Antike gewollt hatten: die großen Träume der Menschheit umzusetzen in die Realität. Vor allem der größte Traum - Gerechtigkeit -, er würde nur durch den Kommunismus verwirklicht werden. Und die Verständigung und die Güte, das Gegenteil von Haß.

Es wurde nicht kalt an diesem Sommerabend, es agitierten Brecht und Busch und Lenin und Christus und Mao und Piaton, und im Hintergrund spielte jemand in einer Musikbox immer wieder die gleiche Platte, einen Schlager, der machte uns ganz mild und schwärmerisch. Das werden wir nie vergessen, das Lied. Das war nicht die Internationale und nicht die Warshawianka und nicht »Der Osten wird rot«, sondern es war der Südwind: »Hörst du den Südwind ...«

Halten wir fest: Am Anfang stand nicht das Lob des Kommunismus oder die Einsicht in die Notwendigkeit und die Solidarität, sondern etwas ganz Privates, etwas Unpolitisches und das war in diesem besonderen Fall der amerikanische Schlager »Tamy«: *wenn im Heimatland/alles blüht,/sind wir vereint,/dann sind wir ein junges Paar/das Freudentränen weint...* So nahm das Schicksal seinen Lauf.

Ich hatte bei meiner Brautwerbung für »Reini« des Guten zuviel getan. Es trat das ein, was man bei der Psychoanalyse Übertragung

nennt. Ulrike hatte an dem Brautwerber mehr Gefallen gefunden als an dem Freier. Das ahnten wir damals aber beide nicht. Doch an diesem Abend hatte sie sich für unsere Gruppe entschieden, für das »Friedenslager«. Auf deutsch gesagt: für die Partei. Ein paar Monate später schleppten wir sie nach Ostberlin wie eine kostbare Beute. Die Partei war hell begeistert, fühlte sich in ihrer Prognose bestätigt. »Die hat«, sagte Manfred Kapluck bewundernd, »eine große politische Karriere vor sich. Eine ganz große Karriere.« Man redete umumwunden von Rosa Luxemburg.

Ulrike erfüllte alle Erwartungen. Sie übertraf sie. Legte los, als sei sie eine geschulte Kaderleiterin, sie, die keine Zeile von Marx und Lenin kannte. Wie wir, die wir kein Buch von Marx oder Lenin gelesen hatten, kaum einen Aufsatz. Aber auch unsere Genossen hatten kaum ein Buch je wirklich durchgelesen, kannten nur Bruchstücke aus Schulungsabenden. Die einzigen, die ich in diesen zwei Jahrzehnten kennengelernt habe, die wirklich gründlich Marx, Engels und Lenin studiert hatten, waren Mitglieder der antikommunistischen Studentengruppen, die sich auf die ideologische Auseinandersetzung mit den »geschulten Kommunisten« vorbereiteten. Sie trainierten für ein Schattenboxen. Es hat diese geschulten Kommunisten nie gegeben. Jedenfalls nicht in der Bundesrepublik. Hier gab es nur begabte Dilettanten. Wie »Reini«, wie mich, wie Ulrike.

Den Hauptausschuß der Atomwaffengegner lenkte sie von nun an zum Wohle der Menschheit. Es wurde ein bewegter Sommer, ein anstrengender Herbst. Aber gegen Ende des Jahres waren wir so weit, daß wir die größte Kraftprobe wagen konnten: die Durchsetzung der Friedenspolitik in der Studentenschaft, den Durchbruch der Vernunft. Auf dem größten und bedeutendsten Studentenkongreß würde er erfolgen: dem Kongreß der Atomwaffengegner in Westberlin Anfang '59.

Vorher war allerhand zu tun. Man kann es organisieren nennen, aber auch böswillig von manipulieren sprechen. Beides ist wichtig, wenn man politische Ziele durchsetzen will, und beides gelang uns in diesem Jahr '58 wie im Traum. Es war eine furchtbare Hetze. Aber wir ertrugen alle Strapazen geduldig. Erstens hatten wir Erfolg, zweitens machte es uns Spaß, drittens nahmen wir ja wirklich an, die neue Friedens- und Verständigungspolitik bald unter Dach und Fach zu haben. Noch ein Monat, noch ein kleiner Anstoß, und die kalten Krieger sind erledigt, dachten wir. Wie gütig, daß nie-

mand in die Zukunft sehen kann. Daß es noch bis 1974 dauern würde, ehe die ersten Verträge zwischen Bonn und Ostberlin unterzeichnet werden würden, die europäische Gipfelkonferenz beginnen würde, an allen Stellen der Erde Friedensschlüsse zustande kämen. Und am Ende die Sowjetunion totgerüstet wurde. Daß Gorbatschow alles hinschmiß und Honecker die DDR wegen Konkures schließen mußte, wie wir das 1965 in einer Parodie vorausgesagt hatten. Die Wiedervereinigung für Geld. Diese Parodie war wirklich hellseherisch. Wer hätte das geahnt? Niemand hätte noch die Kraft gehabt, weiter Kommunist zu sein, als wäre nichts geschehen. Wer plant schon das Ende, wenn er 24 ist, wie Ulrike es in diesem Jahr war?

Damals aber: Aufbruchstimmung. Der Tuchokreis blühte. Ernst Busch sang. Immer mehr Professoren, Pfarrer und Schriftsteller strömten in die Friedensbewegung. Während der »Tucholsky-Lyrikpreis« verliehen wird - einer der Preisträger ist Andreas Okopenko -, setzen wir schon den Grafikpreis 1958 aus. Im Sommer erscheinen wir schon 14täglich. In der ersten Juliausgabe wird der erste Leitartikel von Hans Magnus Enzensberger veröffentlicht: »Neue Vorschläge für Atomwaffengegner«. Der Offsetdruck ermöglicht neue grafische Finessen. Zu dem Oldtimer Sikorra, der schon das Bühnenbild für unser Theater gemacht hatte, kamen der Grafiker Landefeld, ein Masereel-Nachfahre, und Zie Tzaro, dessen Nonsenszeichnungen *konkret* bekannter machten als meine Leitartikel. Zie Tzaro erledigte auch den Umbruch und die Titelfotos. Er war ein Däne, der eigentlich Vitting hieß und wohnte (Zufall? Wohl kaum.) auch bei den lieben Altkommunisten Hofmans in Ottensen und bei ihrer sanften Tochter Ilse, der »Ho«, die uns alle drei geliebt hat, Lyngi, mich und Vitting. Jeden zu seiner Zeit.

Auch Grässe kam damals zu uns, der für die nächsten vier Jahre die riesigen, farbigen Titelbilder zeichnen sollte, an die sich alle ehemaligen *konkret*-Leser mit Wehmut erinnern, Dulles und die Ledernacken und der Kolonialismus und Chruschtschow als Axt im Walde und Strauß, immer wieder Strauß und immer wieder Algerienkrieg, das brachte *konkret.* Ich hatte von Kurt Desch die Rechte zum Vorabdruck von Henri Allegs Buch »Die Folter« erworben, das überzeugte auch den letzten Studenten gegen den Kolonialismus. Und für uns. Das waren nicht wenige, die *konkret*-Leser, es

war, wie bald durch eine Allensbacher Untersuchung auf Initiative des CDU-Abgeordneten Martin festgestellt wurde, ein Drittel. 33 Prozent der Studentenschaft lasen uns regelmäßig oder häufig. Suchen Sie einen dieser Generation, der *konkret* nicht las.

Grässe war ein Sonderfall, den hatten wir im Grunde Stalin zu verdanken, eine der vielen Paradoxien dieser einzigen unabhängigen kommunistischen Zeitung: Grässe kam aus einem Zuchthaus der DDR. Sieben Jahre wegen ein paar Stalinkarikaturen!

***Und willst du nicht mein Bruder sein ...***

## *Der erste (mißlungene) Putsch*

Unter »Putsch« verstand ich damals und verstehe auch heute noch den Versuch mehrerer oder sogar vieler Mitarbeiter, mich aus dem Blatt zu vertreiben.

' Aus eigenem Interesse (weil niemand sich gerne vertreiben läßt), aber auch im wohlverstandenen Interesse der »dritten, gemeinsamen Sache« sah ich mich stets genötigt, diese Rebellionen niederzuschlagen. Für den Fall ihres Gelingens fürchtete ich das Schlimmste für die Zeitung. Mit Recht, wie anhand des siebten, endlich geglückten Putschs erwiesen wurde, des Gremliza-Hübotter-Putschs vom Frühjahr 1973.

Viele Köche verderben den Brei. Ich habe nie so recht an die Kreativität von Kollektiven geglaubt. Ich habe immer den Verdacht, auch bei allen sogenannten kreativen »Teams« - einer hat eine Idee, und die anderen quatschen mit. Nachher war's dann eine Gemeinschaftsleistung. Dagegen hab' ich was. Ich bin der Ansicht, Kreativität ist nicht unter die zu enteignenden Produktionsmittel einzureihen, auch nicht ihr Ergebnis. Sogar in China gilt schließlich das Urheberrecht. Niemand würde ernsthaft das Romanwerk von Boll, Lenz oder Grass vergesellschaften wollen. Wieso dann ein so kompliziertes Gebilde wie eine kleine literarisch-politische Zeitung, die ganz durch die Person ihres Herausgebers geprägt und getragen wird?

Dies war der erste der vielen Versuche, geistiges Eigentum zu stibitzen und Aufgebautes in Hände zu überführen, die nichts aufgebaut hatten.

Im Grunde unterschied sich dieser Putsch nicht von allen späteren bis hin zum letzten, dem von Gremliza. Es lag ihnen immer das gleiche Prinzip zugrunde: Einer hat etwas in Gang gebracht, was sie nicht geschafft hätten, nie geschafft hätten. Nun läuft das Unternehmen. »Laßt es uns übernehmen«, sagten sie, »im Namen des Friedens und des Sozialismus.« Die Zeitung war aus dem Ärgsten heraus, hatte Auflage, Ansehen, Witz und Originalität und einen Stamm von Autoren. Sollte man das nicht ohne den Herausgeber weiterführen können, zumal, wenn dieser in vieler Hinsicht unbequem war?

Ich bot ja genug Anlaß zur Kritik. Ich nahm nichts richtig ernst. War immer ein bißchen verspielt, auch beim Fortschritt der Menschheit. Immer private Sachen im Kopf. Ich wollte nicht auf die Endzeit warten, traute dem Frieden nie so ganz, aß auch vor

dem Endsieg schon mal ein Filetsteak. Ich war oft nicht im Dienst, überließ vieles Stellvertretern und dem Selbstlauf. Kam dann in letzter Minute, sah, daß alles schlecht war, und wollte wenigstens das Notwendigste ändern. Das sahen die Redakteure dann auch ein, änderten alles wieder, aber sie knurrten. Ich hatte die schönen Ideen, auch die kleinen Alltagsideen, hatte den Schwung, die Euphorie, die alle ansteckte, heute den Einfall, morgen den. Ich vernachlässigte Druckfehler und Satzzeichen, Korrespondenz und die liebevolle Pflege des Gewonnenen. Enzensberger wird damals zum Beispiel für immer vergrätzt worden sein. Sein erster Leitartikel bei uns erschien unter dem Namen Ernst Magnus Enzensberger. Ich hatte das aus dem Gedächtnis diktiert, habe aber kein Namensgedächtnis. Er nahm das krumm. Es war schlimmer als bei Philips Valvo. So ging es mit vielem. Grund zur Kritik, aber nicht zum Putsch, fand ich.

Dennoch wurde er mit allen Finessen eines Kaisermordes zur Zeit der römischen Soldatenkaiser geplant und ausgeführt. Es gab schließlich eine kleine Schwierigkeit. Wie setzt man den offiziellen Herausgeber einer legalen Zeitung ab, was nur unter Mitarbeit der illegalen Basis möglich ist, die nicht enttarnt werden darf? Eine komplizierte Operation.

Der sie einfädelte, sei hier, nach seinem Tode, mit Namen genannt. Er hieß Uwe-Jens Lahrssen. Ein Funktionär wie viele andere. Schlimm genug, daß es solche Leute damals gab, die im Zwielicht derartiger halblegaler Tätigkeiten gediehen und, wenn mal alles nicht ganz ordentlich war in ihrer Buchhaltung, nicht belangt wurden. Er war unser Drucker und Geldverwalter. Wir beschuldigten ihn, erbarmungslos uns und die Partei an der Nase herumzuführen. Wenn es hart auf hart kam, wenn mal alles geprüft werden sollte, hatte er gerade die Rechnungen, die er als Quittungen deklariert hatte, wie wir argwöhnten, vernichten »müssen«. Hatte ein Auto des Verfassungsschutzes vor dem Haus stehen sehen und schnell alles durch die Mangel gedreht, in die Toilette gespült. Als er zu uns kam, fuhr er einen Volkswagen, der vielleicht noch 500 Mark wert war. Als er endlich entlarvt und aus unserer Gruppe ausgestoßen wurde, hatte er sein Haus fast abbezahlt, fuhr einen großen Wagen, finanzierte einen Zweitwagen für die Freundin, besaß ein Segelboot und eine gutgehende Firma.

Uwe wieselte von Mitarbeiter zu Mitarbeiter. Sprach über meine Schwächen. Deutete an, die da oben seien mit mir unzufrieden.

Wiegelte die besten Kumpels auf. Berichtete dann denen da drüben, die Mitarbeiter seien mit mir unzufrieden. Gewann dort Zustimmung, wo meine Anti-Ost-Artikel Mißtrauen erweckt hatten, hier Zustimmung, weil man mich als Kommunisten ansah, mehr Bewegungsfreiheit erwartete. Am 6. November passierte es dann. Alles an einem Tag: Scheidung von Bruni, Trennung einer Freundin von mir - nach meiner Weigerung, sie zu heiraten -, Aufforderung der Genossen in der Redaktion, die Führung abzugeben oder zu teilen. Der schwarze Freitag!

Die Scheidung und die Trennung von der Geliebten erfolgten am Vormittag, dann kam die Resolution der Mitarbeiter. Nachmittags flogen wir zu unseren Genossen in Berlin, abends war das Urteil schon gefällt. Der einzige, der zu mir hielt, mit mir auf die böse Intrige schimpfte, war mein Freund Reini. Reinhard Opitz, ausersehen, mein Nachfolger zu werden. Das Tribunal war kurz. Die Genossen waren gegen mich, den Argumenten des Druckers und Geldverwalters Uwe wurde geglaubt. Alles andere war den schlichten Gemütern zu kompliziert. Den Ausschlag sollte Opitz geben. Er ging hinein in die Parteisitzung als mein Freund, der die Intrige gegen mich durchschaut hatte. Er kam heraus als mein Nachfolger.

Aus. Man legte mir nahe, eine Tätigkeit als freier Publizist auszuüben, mich irgendwo zu bewerben. Ich könne übrigens ja weiter für *konkret* schreiben - gelegentlich. Ich fuhr nach Hause, wie vor den Kopf geschlagen. Aus mit dem großen Friedenslager, das mich nie im Stich lassen würde, ein Drittel der Erde und bald mehr. Mein Freund Opitz konnte es noch weniger fassen. Jener zwielichtige Uwe hatte ihm gesagt, er müsse gegen mich stimmen. Das sei ein Parteibefehl, seine Bewährung als neuer Genosse. Ich weiß, das hört sich an wie ein Hintertreppenroman, aber Intrigen sind so primitiv. Als ich nach langem Bohren herausbekam, daß Reini, obwohl designierter Nachfolger, gegen seinen Willen gestimmt hatte, nur aus vermeintlicher Parteidisziplin, war ich wieder guten Mutes. Ich würde die Intrige aufdecken durch eine einfache Gegenüberstellung. Die Partei würde, anders als in antikommunistischen Romanen und Erinnerungsbüchern, ihren Irrtum einsehen und ihren Beschluß revidieren. Sie revidierte ihren Beschluß tatsächlich.

Ich will es nicht verschweigen: Parteibeschlüsse umzuwerfen ist schwierig. Es genügt nicht allein, recht zu haben, einer Böswilligkeit zum Opfer gefallen zu sein. Man muß schon etwas mehr anbieten

können. Macht. Ich mobilisierte die Basis. Die »bürgerlichen« Mitarbeiter, die Atomausschüsse. Auf einer schnell einberufenen Mitarbeiterkonferenz stellte ich meine Person zur Diskussion. Die Außenbezirke standen wie ein Mann. Ilka Schnabel, Gerd Lauschke, Rudolf Schultz, Hans Stern, vor allem Ulrike Meinhof und Erika Runge retteten mich. Ich wurde rehabilitiert, wieder eingesetzt, vollkommen, ohne Einschränkung. Reinhard Opitz' Zeugnis gab den Ausschlag. Die Gerechtigkeit hatte nur einen Makel. Jener Uwe wurde nicht ausgeschaltet, bestraft, »in die Elbe geworfen« von Hamburger Hafenarbeitern, wie sie es mit Parteifeinden taten oder zumindest androhten. Oder was immer er verdient hätte. Er blieb unser Drucker und angeblicher Mäzen.

Was hatte Uwe für ein Interesse, diesen ersten Putsch zu veranstalten? Es waren zwei vollkommen verschiedene Motive: Als Altkommunist und Stalinist sah er mich mit Recht als Abweichler an, dessen Skeptizismus und Leichtfertigkeit eines Tages der Partei schaden würden. Als Geldverwalter wußte er, daß ich ihn der Riesenschwindlei (Rechnungen statt Quittungen) verdächtigte. Aus beiden Gründen wollte er mich loswerden.

Lange Zeit hieß es jedesmal, wenn ich von den Betrügereien anfangen wollte: »Klaus und Uwe sind wie Hund und Katz', die streiten immer.« »Ihr müßt euch zusammenraufen«, hieß es. »Räuber und Gendarm sollten nicht soviel streiten«, meinten alle unsere biederen Kaderführer, die selber nicht mehr als 800 Mark, einen Arbeiterlohn, verdienen durften.

Erst Ulrike konnte Lahrssen viele Jahre später entlarven. Sie nahm sich Zeit. Sie verhörte ihn zwei Tage lang, unter Zeugen, in der Bundesrepublik. In unserem Haus. Von dieser Seite kannte ich Ulrike gar nicht. Am Ende brach der ungetreue Funktionär, vollkommen in die Ecke getrieben, sogar unter Tränen zusammen und machte ein umfassendes Geständnis. Alle meine Vorwürfe waren berechtigt gewesen. Ab mit Verlust.

Damals also behielt ich die Zeitung, uneingeschränkt. Ich dankte der Partei durch den ersten und wahrscheinlich sogar letzten großen Erfolg, den sie nach dem Krieg in der Bundesrepublik hatte: den Studentenkongreß gegen atomare Aufrüstung in Westberlin, 3./4. Januar 1959.

Haben wir diesen Kongreß manipuliert? Ich gebe zu, daß wir ihn nach unseren Vorstellungen gelenkt haben. Aber die Gegenseite ver-

suchte das auch. Unsere Gegner, Skriver, Rexin, Geßler, Laudan, hatten den direkten Auftrag der SPD-Führung, vertreten durch Karl Mommer, auf diesem Kongreß die konkret-Fraktion zu isolieren und zu schlagen. Darüber gibt es Akten. Wer könnte es uns verübeln, daß wir uns wehrten? Wer übelnehmen, daß wir Erfolg hatten? Es war ein großer Erfolg. Gelungene kommunistische Unterwanderung der Linken.

Der Kongreß war von Leuten in der SPD-Zentrale gut vorbereitet. Das Präsidium stand schon fest. Die Tagesordnung lag vor, sie sollte das Schlimmste verhindern. Die Arbeitsgruppen waren benannt, da konnte nichts schiefgehen, meinten sie, und die Schlußveranstaltung war nur noch eine Kundgebung, auf der nichts mehr beschlossen werden konnte. So organisiert man als Sozialdemokrat einen Kongreß der Studentenbewegung gegen atomare Aufrüstung. Wie wehrt man sich dagegen?

Kongreßbeginn. 318 Delegierte aller Atomwaffengegner der Bundesrepublik sitzen im Wirtschaftswissenschaftlichen Institut der Freien Universität in Dahlem. Der Sprecher begrüßt die Delegierten, stellt das Präsidium vor, weist auf die Tagesordnung hin. Da steht Ulrike Meinhof auf und sagt ganz laut: »Diese Versammlung ist souverän. Das Präsidium ist nicht gewählt, ich beantrage, daß das Präsidium gewählt wird. Nur das Präsidium kann die Tagesordnung festlegen und die Ausschüsse. Ich beantrage Abstimmung.« Der erste Sieg. Die Versammlung erklärt sich für souverän, ein Präsidium zu wählen. Wir bringen zwei von uns durch, aber noch drei neutrale und wohlwollende Professoren. Das neue Präsidium ändert die Tagesordnung, es wertet den sogenannten Hauptausschuß ab, es beschließt neue Arbeitskreise, es gibt der Vollversammlung das Recht, über die Schlußresolution zu entscheiden. Unsere Leute besetzen fast alle Schlüsselpositionen. Zum Beispiel die der Diskussionsleiter, die die Resolutionen am Ende redigieren sollen. Alles sehr demokratisch. Man wollte uns per Tagesordnung abwürgen. Wir wehrten uns - per Tagesordnung.

Der weitere Kongreßverlauf ist schnell erzählt.

Wir wollten, ganz einfach gesagt, den Sieg, obwohl wir nicht die Mehrheit besaßen. Es gab fünf Ausschüsse. Zwei davon beschickten wir überhaupt nicht, einen hatte ich überhaupt nur erdacht, um dort potentielle Gegner zu binden. Blieben zwei Ausschüsse, der

gesamtdeutsche und der internationale. Wir schickten unsere bekanntesten Leute in den internationalen Ausschuß, banden die besten Redner der anderen in Scheingefechten. Im internationalen Ausschuß traten unsere (in den Augen der anderen) besten Leute auf, Ulrike, Erika und ich, Diskussionsleiterin war Ulrike! Helmut Schmidt - Starredner der SPD - verzettelte sich in langen Diskussionsgefechten mit ihr.

Die Entscheidung fiel in dem anderen Ausschuß, dem gesamtdeutschen. Wir hatten ja noch mehr gute Leute. Opitz und Hans Stern brachten dort mit Hilfe von Erich Kuby eine Resolution durch, die für die damalige Zeit sensationell war. Im Jahre 1959 wurde da eigentlich nichts weiter als die Politik der Bundesregierung von 1974 formuliert: Verständigung mit der DDR. Abbau der Haßpropaganda. Verhandlungen und ein Abkommen, gute nachbarschaftliche Beziehungen.

Wahrscheinlich wäre der Kongreß nicht so aufgebauscht worden - die Zeitungen berichteten eine ganze Woche lang davon -, wenn er gleichzeitig eine antikommunistische Resolution vorgelegt hätte. Das verhinderte Ulrike im Hauptausschuß. Wir alle schliefen in diesen Tagen 24 Stunden nicht - Ulrike schlief 48 Stunden nicht. Sie besiegte den Hauptausschuß durch Schlafmangel. Gleich am Anfang hatte der Hauptausschuß auf ihren Antrag ein Vetorecht für jedes Mitglied beschlossen. Jetzt wandte sie das Veto an. Konsequent. Sie war überzeugt: Jede auch gegen den Ostblock und seine Atomwaffen gerichtete Resolution hätte das Ergebnis verwässert, es in einen vagen Appell »Gegen den Atomtod in Ost und West« verwandelt. Sie legte sich quer. Bei jeder Anti-Ost-Resolution ein Veto. Sie stand nach 48 Stunden ohne Schlaf wie eine Eins, ohne chinesische Gymnastik. Um sechs Uhr früh kippten die anderen Teilnehmer (nicht wahr, Reimar Lenz?) einfach aus den Latschen. Morgens um sechs gab es keinen Antikommunismus mehr. Die hatten sogar noch das Gefühl, einen Kompromiß geschlossen zu haben. Ulrike hatte die seltene Fähigkeit, äußerste Härte als Kompromiß, die extremste Aussage als Zugeständnis zu verkaufen. In der RAF-Zeit verlor sie diese Fähigkeit ganz. »Auf Bullen kann geschossen werden!« war kein Zugeständnis, sondern eine Zuspitzung. Es war, und so wird es auch in die Geschichte eingehen, ihr Wort.

War der Kongreß vom 30. Dezember 1958 kommunistisch gelenkt, unterwandert, wie es später hieß? Von drüben gesteuert?

Schließlich trennte uns nur eine S-Bahn-Fahrt von unseren Friedensfreunden in Ostberlin. War unsere Schlußresolution, die sensationelle, die Erich Kuby auch heute noch glaubt, mitformuliert zu haben, in Ostberlin vorgefertigt? Tatsache ist, der Mensch ist auch nur ein Mensch. Wir hatten gar keine Zeit, nach drüben zu fahren und Anweisungen zu holen. Es wäre auch überflüssig gewesen. Wir machten das bißchen alleine. Wir, die *konkret-G*ruppe. Am Morgen unseres vollständigen Siegs ging ich durch die Ausschüsse, Hörsaal für Hörsaal, rief unsere Leute heraus und verteilte Vitamintabletten, Traubenzucker und die eben erschienene Tageszeitung mit der Schlagzeile: »Castro zieht in Havanna ein!«

Die Verblüffung war vollständig. Die Partei konnte den Sieg gar nicht fassen. Die Zeitungsausschnitte über *konkret,* sonst schmale Briefumschläge (wenn überhaupt), kamen schuhkartonweise ins Haus.

Bald darauf siegte die *konkret-Fraktion* auch auf einem anderen Schauplatz. Im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS). Ein Sieg auf der ganzen Linie, aber man frage mich nicht, wie. Ein Jahrzehnt hatte der SDS am Rande der Studentenschaft ein unbedeutendes Leben gefristet, ein kleiner verzagter Haufen ohne Korpsgeist und Schwung. Wirkungslos, bedeutungslos. Dennoch mußte man drin sein, wenn man in der Partei Karriere machen wollte. Helmut Schmidt kommt aus dem SDS, Ulrich Lohmar, Jochen Steffen und viele andere. Die Linie des SDS war immer linientreu gewesen. Abweichler wurden sofort gemaßregelt. Vorstandswahlen Monate vorher mit der Partei abgesprochen. Ein Zustand, der bei den Jungsozialisten bis 1968 andauerte.

Hier beim SDS trat schon 1958 ein Wandel ein. Wieder gab die Antiatombewegung den Ausschlag. Viele neue Genossen wie Ulrike waren in die Gruppen aufgenommen worden, andere, langjährige Mitarbeiter hatten die ewige Gängelung von oben satt, die manipulierten Wahlen mit den vorgefertigten Wahlergebnissen, die Unbeweglichkeit, die den SDS zu einem Schattendasein verdammt hatte. Ein irgendwie geartetes sozialistisches Selbstverständnis gab es ohnehin nicht, auch keine Vorstellungen von einem demokratischen Sozialismus, von gesellschaftlichen Veränderungen. Die einzig herrschende Gemeinsamkeit war der Antikommunismus gewesen. Doch der wird im Jahre '58 vielen Jungen plötzlich fragwürdig, trägt nicht mehr als Antwort auf die Gegenwartsfragen, die sie auf die Ta-

gesordnung setzen wollen. Zumindest im Studentenverband. Eine ganze Generation von SDS-Führern der alten Garnitur ist gerade abgetreten, eine neue schickt sich an, die Macht zu übernehmen.

Wir halfen nach Kräften dabei. Wir stützten uns auf zwei Gruppen: eine Gruppe sozialistischer Theoretiker um Jürgen Seifert, Oskar Negt, Elmar Altvater und andere spätere Paten der antiautoritären Bewegung. Und eine Gruppe rauhbeiniger Praktiker, heute würde man sie »Spontis« nennen, ohne irgendeine Theorie, die nur die Parteibürokratie leid waren. Sie wollen an die Macht, ohne im geringsten zu wissen, was sie damit anfangen sollen. Sie haben kein Programm und auch - keine Ahnung von Politik. Nur einen Führer, dem sie blind vertrauen. Einen Mann aus Osterreich, wieder einmal. Diplomvolkswirt Osswald Hüller. »Ossi« aber ist unser Freund. Besser gesagt Opitz' Freund. »Reini« ist monatelang nur noch für »Ossi« tätig, arbeitet alle Reden und Grundsatzpapiere für ihn aus, die dieser dann mit österreichischem Tonfall durchbringt. Wenn Ossi mal auf einer Delegiertenkonferenz nicht weiterweiß, ruft er notfalls mitten in einer Sitzung in Hamburg an und fragt, was er machen soll. So wie Ossi sind auch seine Paladine, wahre Prachtgesellen, Landsknechte der Anarchie, ruppig und von derbem Humor, lassen sie die Bierflaschen kreisen und den Teufel tanzen. Ossi hat noch nicht genug Stimmen für die Delegiertenkonferenz? Macht nichts, dann werden eben ein paar Gruppen gegründet, an Hochschulen, wo es noch keinen SDS gibt, nie einen gab. Da geht einer hin und läßt sich einschreiben, fertig ist die SDS-Gruppe. Macht zwei Delegiertenstimmen. Ein großer Spaß. Wir wurden übermütig.

### *Atomtöter*

Wir siegten immer weiter, fuhren von Kongreß zu Kongreß, immer neue Aktivitäten, immer neue Leute. Der nächste Kongreß, im Mai 1959, einberufen vom SDS und der Internationale der Kriegdienstverweigerer, wird ganz von *konkret* beherrscht. Er heißt »Für Demokratie - gegen Militarismus und Restauration«. Ulrike setzte dort, zum erstenmal in Nachkriegsdeutschland, den Beschluß durch, die Oder-Neiße-Linie anzuerkennen (!). Eine Banalität heute, damals eine Revolution. Vergebens stemmen sich die besten

Leute der SPD gegen unseren Aktivismus, wollen die Einheit mit der Partei erhalten. Wolfgang Abendroth verteidigt vor 400 Teilnehmern vergeblich das »Godesberger Programm« der SPD gegen mich. Er möge mir verzeihen. Er, der später ganz im Fahrwasser der Kommunisten landete, hatte damals recht. Wir hatten schon den Sinn für die Realitäten verloren. Wir siegten in den von uns selber organisierten Kongressen und waren in Wirklichkeit schon isoliert.

Mir wurde allmählich angst. Noch ein Sieg, und wir sind verloren. Aber es war eine schöne Zeit. Wir lernten Deutschland kennen. Die Mitarbeiter von *konkret* - wir hatten nun Residenten an jeder wichtigen Hochschule - trafen sich regelmäßig zu sogenannten Korrespondentenkonferenzen. Unsere romantischen »Ko-Konferenzen«, die wir schon bald nicht mehr missen mochten. Irgendwo in einer landschaftlich schönen Gegend mieteten wir ein kleines ländliches Hotel, hielten Sitzungen ab, gingen spazieren, trieben Sport, abends sangen und tranken wir, Liebespärchen bildeten sich und gingen wieder auseinander. Da wurde Rudi Schultz seine Lili los, und Jürgen Holtkamp wurde Lilis Mann. Hans Stern fand seine Ilka, und »Reini« warf sein Auge, nach Ulrike, auf Eva Tietze, die später Frau Rühmkorf wurde. Erika und Ulrike wetteiferten um die Palme der schönsten und politisch interessantesten *konkret-F*rau. Grundsatzreferate wurden gehalten und Spaße getrieben, und das Geld floß nicht in Strömen, reichte aber aus für Bier und Wein. Wir waren eine große, harmlose, liebende Gemeinde.

Auf dem Rückweg nach Hamburg sangen wir begeistert und belustigt und vor allem ganz laut unser neues Lied:

*»Wir wollen Frieden - auf lange Dauer!*
*Nieder mit Strauß - nieder mit Adenauer!*
*Keine Raketen - keine Atome!*
*Wir fordern die atomfreie Zone!*
*Das ganze Deutschland stimmt mit uns ein:*
*Wir wollen frei von Atomwaffen sein.«*

Der Text klingt primitiv. Die Vertonung war es auch. Die stammte von dem berühmten DDR-Komponisten Hanns Eisler. Und der Text kam angeblich von handgemalten Transparenten, die Hamburger Hafenarbeiter bei Demonstrationen gezeigt hatten. Das sangen wir. Wir waren naiver, als es die Polizei erlaubte. Aber alle

waren so naiv damals, alle Linken. Die große Aufklärung, aber auch die große Kälte kamen erst später.

Natürlich machten wir uns auch lustig über die »atomfreie« Zone. Wie sollte man denn auch nur ein Molekül bilden können ohne Atome? Und gar eine ganze Zone? Wir lächelten über diese Losungen und waren harmlos und unaggressiv wie unsere Transparente und die Losungen des Ostermarschs. Nieder mit Strauß. Weiter nichts.

Nach uns kamen andere. Fünf Jahre später kam Rolv Heuer, damals noch Schüler, in unsere Redaktion; er war in Paris gewesen und brachte einen Song deutscher »Provos« mit, geistiger Vorläufer der heutigen Chaoten, der kam aus einer anderen Welt: *»Wir jagen Mister Strauß in ein Minenfeld hinein - am Tage der Revolution.«* Zu singen nach der Melodie »Glory, Glory Hallelujah«. In ein Minenfeld. Darauf mußte erst einmal einer kommen. Doch wir greifen vor. 1959. Die konkret-Fraktion im Aufwind.

Wir schlugen alle. Übertrafen alle anderen Studentenzeitungen an Auflage und Wirkung, schlugen unsere Gegner, meistens rechte SPD-Leute, auf allen Veranstaltungen, in allen Verbänden und Diskussionen.

Eines Tages schlug die SPD zurück. Im September '59, auf der nächsten Delegiertentagung, wurden auf Betreiben von Mommer alle *konkret*-Mitarbeiter aus dem SDS ausgeschlossen, die Mitgliedschaft bei der SPD war schon vorher für unvereinbar mit der Mitarbeit an *konkret* erklärt worden. Es war zu spät für die Partei, der Prozeß schon zu weit fortgeschritten. Im Winter wurde der ganze SDS aus der Partei ausgeschlossen. Er stand nun ohne die Geldmittel der mächtigen Mutterpartei da und sank wieder zu seiner früheren Bedeutungslosigkeit ab, die Mitglieder liefen auseinander. Die wirklich Interessierten zogen sich in eine jahrelange Theoriearbeit zurück, aus der sie sechs Jahre später als außerparlamentarische Opposition, als »Neue Linke«, hervortreten würden.

## *Heimliche Verlobung mit Ulrike Meinhof*

Die Zeitung *konkret* stand vor einem Trümmerhaufen. Das ewige Herumreisen, das Organisieren und Agitieren hatte die Zeitung ausgeblutet. Der ursprünglich großartige Kulturteil war verödet

und wurde nur noch durch Jürgen Manthey aufrechterhalten, den ich schon früh als Talent entdeckt hatte und der nun das Feuilleton allein machte. Rühmkorf, dem das allzu politische Management nicht mehr behagte, der auch langsam als Schriftsteller bekannt wurde, war als Lektor zu Rowohlt gegangen. Aber das Feuilleton war noch das Beste in unserem Heft. Mantheys Buchkritiken, unter wechselnden Pseudonymen geschrieben, die »Literatur des besseren Deutschlands«, »Links im Bücherschrank«, »Das Bücherabteil«, der »Literaturbrief an einen Eskimo« und andere Serien, die unseren guten Ruf als Literaturzeitung aufrechterhielten. Dennoch, im Herbst '59 war die Zeitung einfach nur noch schlecht. Lieblos gemacht, von unterschiedlicher Qualität, ohne richtiges Konzept. Opitz' geflügeltes Wort: »Erst etwas machen und dann darüber schreiben« war die Ursache für den Niedergang.

Zum Jahreswechsel '59/'60 verkündete ich auf einer großen Konferenz aller Redakteure und freien Mitarbeiter die zunächst alle verblüffende These: »Die Hauptaufgabe der Zeitung - ist die Zeitung selbst!«

Es begann die zweite Blütezeit von *konkret.* Ulrike kam nach Hamburg und übernahm pro forma die Auslandsredaktion (!), im Oktober '59 erschien ihr erster Leitartikel. Jürgen Holtkamp, der viele Sprachen beherrschte, leitete die studentische Auslandsredaktion, Rudolf Schultz und Erika Runge den Studententeil, Hans Stern das politische Buch, Manthey (unser »bürgerlicher Mitarbeiter«) das Feuilleton, Klaus Steffens übernahm die Filmredaktion, aus der er die Filmexperten Patalas und Gregor kurzfristig verdrängte. Nicht für lange. Eines Tages sagte Ulrike sehr bestimmt zu ihm: »Wir brauchen einen Geschäftsführer. Klaus, das machst du!« Klaus Steffens (»Wieso ich, warum?«) ließ seinen Jugendtraum vom Filmredakteur fallen und diente der Sache künftig als kaufmännischer Leiter, gegen alle anderslautenden Gerüchte stets gut und erfolgreich. Er träumte von nun an seinen Traum, die Zeitung eines Tages ganz von Zuschüssen unabhängig zu machen, den Boden der Universität zu verlassen und ganz in den freien Verkauf zu gehen. Diesen Plan billigten wir alle, wir wurden ja langsam älter, wir und die Zeitung waren aus der Studentenzeit heraus.

Wie man aus der Szene mit Steffens heraushören kann, wurde Ulrike bald tonangebend in der Redaktion. Sie war es auch, die Solidität und Ordnung in den Laden hineinbrachte, ein Archiv, Sy-

stematik, die jenen nichtsnutzigen Lahrssen entlarvte und entmachtete. Ihre Herrschaft machte nur vor meiner Person halt, dort war alles anders. Dort war sie nicht Chefin, sondern Frau. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, mich zu lieben, und dabei blieb sie.

Ich hatte inzwischen ein freundliches, sehr kameradschaftliches Verhältnis zu ihr, mochte sie gern und war ihr zugeneigt. Meine mehrfachen Warnungen, diese Zuneigung und unser Verhältnis nicht für Liebe zu halten, schlug sie in den Wind. Wir versuchten noch ein paarmal, voneinander loszukommen, sie fuhr für eine Examensarbeit nach Jena, ich nach Italien in den Urlaub und versuchte, dort Tennisspielen zu lernen. Das kameradschaftliche Verhältnis zog sich bis 1960 hin, dann hatte Ulrike mich besiegt: mit einer Unzahl feiner Gemüse, feiner Erbsen, Karotten, Spargel, Pfifferlinge und Kohlrabis. »Rikibabies Kohlräbchen« nannten wir die, weil nur sie sie so unnachahmlich fein zu kochen wußte, natürlich auch die Steaks, die dazugehörten. Auf dieser Gemüse- und Gemütsbasis und einer auch sonst vollkommenen Harmonie zogen wir schließlich endgültig zusammen, verlobten uns am 13. September 1960 noch halb im Spaß in »Krögers Bierstuben« und wurden ein Jahr später das, was die Partei, die ihre Leute immer gern unter der Haube sieht, schon lange gewollt hatte, ein Paar. Weihnachten 1961 heirateten wir, begleitet von Lili und Jürgen Holtkamp als Trauzeugen.

Wir hörten mit unseren Freunden die Hochzeitskantate, von der Schallplatte der Deutschen Grammophon Gesellschaft, ich nahm von allen Freundinnen und flatterhaften Gedanken für immer Abschied, und Ulrike, die schon lange lachen konnte, viel und gerne lachte, langes offenes Haar trug und sich betont weiblich anzog, war sehr, sehr glücklich. Sie sagte allen, die es hören wollten, auch denen, die es gar nicht hören wollten: »Das ist jetzt mein Mann, ich habe den besten Mann der Welt, nur Qualität kann Qualität erkennen.«

Dafür hatte sie auch gleich doppelt zu tun, denn sie wurde jetzt Chefredakteurin, ich wollte erst einmal meine Dissertation schreiben.""

Diese Umsetzung wird natürlich in der von den KP-Genossen selbstgefertigten »Akte konkret« etwas anders gedeutet, siehe Bettina Röhl, a. a. O., S. 326 ff. Nämlich als Ausschaltung des unzuverlässigen Röhl. Ich bleibe dabei, daß ich mit dieser Regelung, bei der Ulrike die tägliche Arbeit und ich meinen Doktor machen sollte, sehr einverstanden war und selber die Reise nach Zittau beantragt habe.

Ich beantragte eine Reise in die sächsische Grenzstadt Zittau im Erzgebirge, wo Christian Weise, der Gegenstand meiner zukünftigen Dissertation, gelebt hatte und zahlreiche unveröffentlichte Manuskripte seiner Theaterstücke lagerten, die meisten sogar handschriftlich. Doch dann kam alles anders. Kaum war ich ein paar Wochen in Zittau, wo eine seltsam isolierte, gar nicht zu der übrigen DDR passende Ruhe und vorkriegshafte Gemütlichkeit herrschten (wegen der Dreiländergrenze zu Polen und der Tschechoslowakei war Zittau Sperrgebiet), da kam ein Kurier der Partei mit einem dringenden Sonderauftrag. Ich wurde nach Köln beordert, um meiner Stiefschwiegermutter Renate Riemeck bei der Gründung einer Partei zu helfen. Einen Tag wollte ich bleiben, und ich blieb, wie Odysseus bei den Phäaken, fast ein Jahr dort hängen, aus Abenteuerlust und - Mitleid. Die brauchten mich einfach. Sie hatten keine guten Leute, sie hatten überhaupt keine Leute, niemand hatte von irgend etwas eine Ahnung. Was Wunder, die Partei war ja eine reine Kopfgeburt. Der SED. Ein ausgestiegener Bundestagsabgeordneter, ein linker Gewerkschaftler, viele gutgläubige, aber auch geltungssüchtige Pfarrer und Professoren, sonst niemand. Selbst die Chefin Renate Riemeck hatte sich mehr aus Mitleid und falsch verstandener Solidarität auf diesen aussichtslosen Posten drängen lassen - von Ulrike übrigens, im Auftrag der Partei. Irgend jemand in Ostberlin hat beschlossen, *noch* eine Partei zu gründen. Wieder soll es eine Sammlung aller fortschrittlichen, friedlichen, für Verständigung und Zusammenarbeit kämpfenden Kräfte sein. Irgend jemand ist auch der Ansicht, daß sich die Riemeck als Symbolfigur ganz besonders gut eignet. Sie ist gerade von ihrem Kultusminister in Nordrhein-Westfalen gemaßregelt worden. Aus politischen Gründen ist ihr die Prüfungsbefugnis entzogen worden, und 120 Professoren haben dagegen protestiert. Der Fall Renate Riemeck ist zweifellos der erste Fall eines Berufsverbots in der Bundesrepublik. Ihr Vergehen: Sie hat unter anderem auch eine Prüfungsarbeit über Pädagogik in der DDR schreiben lassen. Die Empörung über ihre Maßregelung ist groß und erfaßt die ganze Bundesrepublik, hat aber keinen Erfolg. Professor Riemeck bleibt von ihren Studenten isoliert. Ein Verwaltungsgerichtsverfahren würde Jahre dauern. Die Maßregelung kommt im Juli '60. Am Ende des Jahres verläßt Frau Riemeck den Staatsdienst und wird Vorsitzende der DFU, nichtsahnend. Ein Opfer so oder so. Eine schwere

Krankheit hindert sie, das Schlimme und Schlimmste mitzuerleben: die Dummheit, die Plumpheit, den Dilettantismus, die Fahrlässigkeit, mit Politik umzugehen, und die Kaltschnäuzigkeit, mit der man Menschen verheizt.

Hinterher ist man klüger. Ich wurde Wahlkampfleiter der »Deutschen Friedens Union« (DFU). Ich machte die Wahlwerbung, weil es dort wirklich niemand gab, weil Ulrike die Zeitung gerade sehr gut ohne mich leiten konnte, allerdings damals den unseligen Ruf von *konkret* begründete, ernsthaft und seriös zu sein, einen Ruf, den ich nie angestrebt hatte. Eine getarnte Kommunistenzeitung - seriös?

Aber der Partei gefiel die Arbeit von Ulrike. Die neue Chefredakteurin holte jeden ins Blatt, den sie wollte. Sie machte vor niemand und nichts halt. Abgeordnete, Kirchenfürsten, Kultusminister, katholische Theologieprofessoren, Verfassungsrechtler, sie hätte den Papst selber in *konkret* schreiben lassen. Sie holte von Masereel persönlich Grafiken und von Sartre exklusive Texte, und war in ihrem Element. Bei unseren Ostbesuchen wurde sie von mir bei meinen vielen neuen Ostberliner Bekannten herumgeführt und bald aller Liebling. Ernst Busch besang ein Tonband nur für sie, die *Hanna Cash,* das blieb ihr Lieblingslied:

*»Und ob er hinkt, und ob er spinnt*
*Und ob er ihr Schläge gibt,*
*es fragt die Hanna Cash, mein Kind*
*doch nur, ob sie ihn liebt.«*

Die da privat mit der ganzen Unbedingtheit, mit der sie alles tat, gern Hanna Cash sein wollte, war in der Redaktion eher eine Mutter Courage: eine sehr autoritäre, energische, gründliche, von allen Schlunzbolden und Terminverschlampern bald gefürchtete Chefredakteurin.

Das Feld war bestellt. Im Februar '61 trat ich meinen »Arbeitsurlaub« an - das letzte von mir verantwortete Heft war eine Lumumba-Nummer: ein knallrot umrahmter Steckbrief mit der Aufschrift »Mord«. Diese Seite klebten Tausende von Studenten damals auf Transparente und zogen auf die Straßen, um gegen die Ermordung Lumumbas zu protestieren. Am 5. März erschien ein neues Impressum, verantwortliche Redakteurin: Ulrike Marie Meinhof.

Ich übergab ihr eine angesehene und bereits weitverbreitete Zeitschrift, in der viele neue Autoren schrieben.

Robert Neumann war schon einen Monat vorher aufgetaucht, Jochen Ziem im Mai, Peter Hamm im September '59. Die Filmkritiker Gregor und Patalas, Stempel und Ripkens ab 1960, ebenso Wolfdietrich Schnurre, Karlheinz Deschner, Hans Heinz Holz, ebenso Horst Holzer, Erich Kuby, Josef Reding, Arno Schmidt, Ernst Kreuder, Enzensberger erschienen ab 1960 regelmäßig. Ganze Kurzgeschichtenbände von Arno Schmidt sind als Einzelstücke für uns geschrieben worden und erst später in Buchform erschienen, wie zum Beispiel »Kühe in Halbtrauer«. Ulrikes erster Artikel erschien im Oktober '59. Holtkamp, der Auslandsredakteur, las alles, was in der dritten Welt in portugiesischer, spanischer, französischer und englischer Sprache geschrieben wurde, und brachte es als »deutschen Erstdruck« ins Heft. Pierre Mendes-France und Walter Lippmann fungierten so jahrelang als konkret-Kolumnisten.

Verkaufsverbote an einzelnen Unis, gelegentliche Strafanträge gegen einzelne Artikel und Redakteure machen die Zeitung nur noch bekannter. Unter der Ägide unseres linken und später oft als »Antifaschist« beschriebenen Hamburger Generalstaatsanwalts Buchholtz* werden die Strafanträge oft schon im Vorfeld niedergeschlagen.

Der Prozeß, der Ulrike zuerst in der ganzen Bundesrepublik bekannt und populär machte, ist der gegen Franz Josef Strauß. Im Mai '61 schreibt Ulrike einen Leitartikel: *Hitler in Euch:* »Eine Revision des Antisemitismus kann sich nicht in Studienfahrten nach Israel erschöpfen, ist als Prosemitismus nur eine halbe Antwort, erfordert vielmehr die Absage an jeden politischen Terror (!). Die Antwort auf den Nationalsozialismus in seiner Totalität muß innen- und außenpolitisch gefunden werden. Sie heißt: Freiheit für den politischen Gegner, Gewaltenteilung und Volkssouveränität, sie heißt Versöhnung mit dem Gegner von damals, Koexistenz statt Krieg, verhandeln statt rüsten. Wie wir unsere Eltern nach Hitler fragen, werden wir eines Tages nach Herrn Strauß gefragt werden.«

Strauß klagt. Im Juli '61 beginnen die Ermittlungen, die Staats-

Er lieferte später die Scheinlegitimation für Baaders politische Morde. Die RAF berief sich auf seine, wie ich meine, ziemlich abenteuerliche Idee, man könnte auch »stellvertretend für jemand« Widerstand leisten.

anwaltschaft beantragt die Eröffnung des Hauptverfahrens. Ulrikes Verteidiger, Gustav Heinemann, legt Widerspruch ein. Das Amtsgericht Hamburg lehnt am 18. Juni 1962 die Eröffnung eines Verfahrens ab. Die Staatsanwaltschaft legt Beschwerde ein. Die nächste Instanz, das Hamburger Landgericht, bleibt bei der Ablehnung. Zwar liege die Gleichstellung des Bundesverteidigungsministers mit der Person Hitlers vor, aber der Angeschuldigten müßte die Rechtswohltat des § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) zugute kommen, so daß mit einer Verurteilung nicht zu rechnen sei. Die Kosten trägt die Staatskasse. Die Publicity haben wir.

## *Ein Graf schickt uns 80 000 DM*

Ich hatte bisher die Partei immer nur von ihrer guten Seite gesehen, hatte nur Genossen kennengelernt wie Richard Kumpf und Manfred Kapluck und ein paar andere. Alle gehörten zu jener jüngeren Generation, die aus der illegalen FDJ-Arbeit kam. Nun sah ich, es gab auch noch andere, schlimme und schlimmere Typen. Die waren nicht bescheiden, blieben nicht bei ihren Leisten, waren ignorant und geradezu stolz darauf, erfolglos zu sein. Ich sah, wie es außerhalb des von mir erkämpften Freiraums konkret zuging - grauenhaft.

Während ich mit einer Werbefirma in Hamburg pausenlos tagte, wir unseren Grips anstrengten und Tausende freiwilliger Helfer überall im Land Monate und Wochen Arbeitszeit und Gesundheit und Tage und Nächte opferten, um es diesmal zu schaffen, mit der äußersten Kraftanstrengung die DFU über die Fünfprozenthürde zu hieven oder wenigstens ihr so nahe zu kommen, daß es sich das nächste Mal lohnen würde - während für teures Geld Plakate, Flugblätter und Prospekte gedruckt, Lautsprecherwagen ausgerüstet und Schallplatten auf Tonbänder überspielt wurden, sagten mir diese Dumpfmänner ganz resigniert: »Wir können niemals fünf Prozent erreichen, das ist auch nicht unser Ziel.«

Es waren alte Leute, durch Hitlerverfolgung und die trostlose Nachkriegszeit so entmutigt, daß sie nicht die Phantasie aufbrachten, sich einen Erfolg auch nur vorzustellen. Waren sie nicht in allen Organisationen und auf allen Sektoren erfolglos geblieben? Wohin

sie immer agitieren gingen, waren sie diffamiert und weggescheucht worden. Sätze wie »Immer mehr Menschen in der Bundesrepublik haben erkannt, daß ...« oder »Die Kräfte des Friedens werden immer stärker« kamen ihnen so müde und unüberzeugt von den Lippen, daß es zum Erbarmen war.

' Kein Wunder, daß ich, der ich auf meinem Sektor Erfolge, sogar durchschlagende Erfolge aufweisen konnte, mit solchen Leuten zusammenstieß und ihr Mißtrauen erregte. Ansehen, Popularität, Erfolg galten ihnen als verdächtig, sie hatten ja keinen Erfolg, weder unter Intellektuellen noch unter Arbeitern. Mir wurde himmelangst und bange, wenn ich an die weitere Zukunft dachte. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann sitzen sie heute in der neuen alten Partei DIE LINKE.

Noch aber nahmen wir alles mit Humor. Ich habe selten so viel gelacht wie in der DFU-Zeit. Wir nahmen den Kinderkram einfach als Kinderkram. Der Galgenhumor meiner Genossen ließ in mir noch einmal den Kabarettmacher aufleben. Mit einer Schrumm-schrumm-Kapelle aus dem Hamburger KPD-Umfeld produzierte ich Agitprop-Liedchen für Hörfunk, Schallplatte und Tonbänder, die wir vor der Wahl unters Volk bringen wollten. Stimmung und Niveau meiner Laienspielgruppe glichen aufs Haar meiner Theatertruppe im Arbeiterheim von Horn, mit einem kräftigen Schuß Kasperletheater. Und so hieß unser Liedchen, mit dem wir die Fünfprozentgrenze überspringen wollten:

*»Neutral zu werden wie die Schweiz,*
*Das wäre wohl nicht ohne Reiz.*
*Laß dir kein dummes Zeug erzählen:*
*Wer Frieden will, muß Frieden wählen!«*

Ich konnte damals nicht besonders gut singen, aber ich war noch der beste Sänger in dieser bierernsten Truppe. Dazu spielte der Anführer auf einer Gitarre; er konnte bestensfalls nur drei, vier Griffe. Aber wir machten schön Krach und hatten unsere Freude daran. Auf der Rückseite der Schallplatte - sie existiert noch - las Ulrike mit ihrer ruhigen, tiefen Stimme einen Aufruf von Frau Riemeck für die DFU. Man sollte sie neu auflegen, den noch lebenden Genossen und Neukonvertierten zur Mahnung. Das wäre auch nicht ohne Reiz.

Was sollten wir anderes tun, als uns über unsere aussichtslose

Lage lustig zu machen? Die neue Partei DFU lebte in einem völligen Chaos. Mal war Geld da, mal keins. Die »Spenden« waren dann ausgeblieben. Der ehrbare Finanzverwalter aus uraltem Adel, Graf von Westphalen, wand sich vor Verlegenheit, wenn die »Spenden«, Bargeld aus Ostberlin, wieder einmal auf sich warten ließen. Unsere Werbefirma in Hamburg verlangte ihr Honorar von 8000 Mark. Wir setzten dem Grafen die Pistole auf die Brust. Sowie das Geld da sei, müsse er die 8000 telegrafisch überweisen. Der Ärmste verstand so wenig von Gelddingen, daß einige Tage später 80 000 Mark auf dem Konto unserer kleinen Werbefirma eingingen, telegrafisch! Wir zahlten natürlich die 72 000 brav zurück, aber die Firma war im Ansehen der Bank mächtig gestiegen. Wegen der Kontobewegung.

Mit dieser Truppe war die Wahl nicht zu gewinnen, waren die fünf Prozent nicht zu erreichen. Zumal Ulbricht, er konnte wohl nicht mal die 30 Tage länger warten, einen Monat vor der Wahl die Mauer hochziehen ließ. Da war der Ofen natürlich aus. Aber unsere Plakate waren schon gedruckt - und zum Glück auch bezahlt. »Neutral - atomwaffenfrei!« war unsere Losung und 2,2 Prozent das Ergebnis.

Als der 17. September vorbei war, waren Ulrike und ich so überarbeitet, sie von der Zeitung und ich von der DFU, daß wir erst einmal vier Wochen ausspannen mußten. In Bulgarien.

In Bulgarien waren wir die ersten Touristen aus der Bundesrepublik, und der dortige Lebensstandard entsetzte uns noch mehr als das Wahlergebnis. Doch die Sonne schien noch schön warm und das Schwarze Meer schäumte gewaltig wie die Nordsee. Selbst diesem niederschmetternden, gleichmacherischen Elend (ein leitender Redakteur von Radio Sofia verdiente 150 Lewa, eine Straßenkehrerin 80 Lewa) gewannen wir noch einen tröstlichen Aspekt ab: Hier konnte man ja sehen, wie unvergleichlich hoch der Lebensstandard in der DDR war. Ost- und Westdeutsche, beide behängt mit Kameras und gesegnet mit Nylonhemden und -Strümpfen, unterschieden sich deutlich vom übrigen Ostblockpublikum. Wir schlossen Freundschaft mit ostdeutschen Oppositionellen und SED-Funktionären aus Sachsen, bulgarischen Dichtern, rumänischen Sängerinnen und Kellnern. Allen gemeinsam war die Liebe zum süffigen Ungarwein Kadarka und die Verehrung für deutsche Zucht und Ordnung. Einmal, tief in der Nacht, ließ ich die ganze

Korona, Ost und West, Funktionär und Regimegegner, in Reih und Glied antreten und zum Klang alter Soldatenlieder exerzieren. »Von den Bergen rauscht ein Wa-a-sser. Drei, vier. Im Gleichschritt marsch, Lied aus, stillgestanden! Im Gleichschritt marsch, Fliegeralarm, Panzer von vorn, volle Deckung, in Linie angetreten« und so weiter. Und der sächsische Bezirkssekretär der SED sagte später, noch ganz außer Atem, zu mir: »Der Rumäne hat immer nachgeklappt - beim Stillgestanden.« Deutsche an einem Strand, wir waren glücklich und stolz auf unser Land. Auch Ulrike marschierte fröhlich mit, jedenfalls konnte ich keinen Anflug von Skepsis an ihr beobachten.

## *Illegalität und immer Angst*

Wer wollte uns unsere unschuldigen Vergnügungen übelnehmen? Sonst will ich einmal erzählen, daß wir hier, im tiefsten Ostblock, vier Wochen ohne Angst lebten, seit vielen Jahren zum erstenmal. Denn unser normales Leben zwischen Hamburg und Berlin sah anders aus. Wir waren ja Illegale, ständig von einer Verhaftung bedroht, immer auf dem Sprung, ständig in Erwartung des Schlimmsten. Keine Möglichkeit, auch nur einen Augenblick abzuschalten. Bis auf die wenigen Wochen Urlaub, die wenigen Tage im Ernst-Thälmann-Heim in Caputh am Schwielowsee.

Länder, die für ihre eigenen Bewohner, wenn sie auch nur ein annähernd so kritisches Verhältnis zu ihrer Partei gehabt hätten wie wir, höchst gefährliche Aufenthaltsorte gewesen wären, waren für uns Oasen der Ruhe, bedeuteten Sicherheit.

Hier konnten wir ein paar Tage lang aufatmen. Am wenigsten konnten wir das in Ostberlin. Hier besaß der bundesdeutsche Geheimdienst die meisten Agenten, hier war auch die Bevölkerung der Partei besonders feindlich gesinnt und immer auf der Lauer, und bis zum August '61 konnte man ja auch einfach mal rüber nach Westberlin und Verdächtiges melden. Ostberlin war für uns eigentlich genauso unsicher wie der Westen. Deshalb die ständig wechselnden konspirativen Wohnungen, die konspirativen Treffs auch auf Ostberliner Boden, das Arbeiten in kleinen Gruppen, das Ausspähen und schnelle Hineinhuschen in Hauseingänge. Wir waren ja doch alle allmählich von Fotos in Zeitungen her bekannt und hät-

ten hier gesehen werden können. Besonders mußten wir vor anderen westdeutschen »Friedensfreunden« abgeschirmt werden, die auch hierher zur ersten Kontaktaufnahme oder zur »Einschätzung« (= zur Instruktion) gebracht wurden: Ostermarschierer, Junggewerkschaftler, Falken, Naturfreunde. Unter ihnen hätte ohne weiteres ein Agent, ein späterer Überläufer oder nur ein Schwachkopf oder Säufer sein können. Selbst am Telefon in Ostberlin sprachen wir nur verschlüsselt. Irgendwann würden wir verhaftet werden.

»Ihr kriegt höchstens zwei Jahre. Ihr kommt doch bald frei«, sagten unsere biederen Genossen. Wenn wir dann vor Schreck zusammenzuckten, setzten sie treuherzig hinzu: »Ehrlich, für einen Kommunisten ist Knast eine gute Schule. Habt ihr etwa Schiß?« Wenn wir noch mehr erschauderten, sagten sie lächelnd: »Es kommt ja nicht soweit, es passiert schon nichts.«

Es passierte ja tatsächlich nichts. Obwohl (oder weil?) der Verfassungsschutz vom ersten Augenblick an informiert war. Ich weiß das heute. Es war ja auch nicht so schwer dahinterzukommen. Wir gingen ziemlich plump vor, von Anfang an. Da waren diese albernen pubertären Versteckspielchen mit Segelboottreffs und Decknamen. Oder, was uns später wahrscheinlicher schien, es gab einen zentralen Einflußagenten, der ziemlich weit oben saß. Jedenfalls: Während unsere »bürgerlichen« Mitstreiter wie Peter Rühmkorf schon mal Besuch vom Verfassungsschutz bekamen, hat dieser Dienst oder sonst eine Staatsschutzbehörde nie einen Versuch unternommen, mich zu verhören oder gar »umzudrehen«. Schade, so konnte ich nie meine Standhaftigkeit gegenüber allen Bestechungsversuchen und Verlockungen des Klassenfeinds unter Beweis stellen. Hätten sie nicht einmal eine »bildhübsche« Agentin schicken können, um mich dem Fortschrittslager abspenstig zu machen? Oder mir eine wirklich nennenswerte Summe anbieten, wenn ich meine zersetzende Tätigkeit aufgäbe? Nichts. Wie gerne hätte ich meine Unbestechlichkeit wenigstens getestet.

Der Klassenfeind blieb so unsichtbar, daß ich zuletzt kaum noch an seine Existenz glauben mochte. Es gab ihn aber, wie ich später erfuhr.

Unsere Überwachung erfolgte unmerklich. Hielten wir in der ersten Zeit jeden Knackser im Telefon für den Abhördienst und sagten das Sprüchlein auf, das wir damals kreiert hatten: »Das Grund-

gesetz ist ein gutes Gesetz, lies es laut, wenn es in der Leitung knackt!«, so neigte ich in den letzten Jahren mehr dazu, eine schadhafte Telefonleitung verantwortlich zu machen. Meine damalige Ahnung hat nicht getrogen: Wir wissen heute, daß die Telefonüberwachung drahtlos, mittels einer Schaltung in der Zentrale, vorgenommen wurde, es konnte gar kein Knacken geben. Ein Mitarbeiter des Verfassungsschutzes, mit dem ich heute fast befreundet bin, berichtete ausführlich, wie auf der Seite des »Dienstes« unsere Zeitschrift eingeschätzt wurde. Mit Hochachtung. Als später, 1974, mein Enthüllungsbuch über die Zeit mit der KPD, »Fünf Finger sind keine Faust«, erschien, seien in seiner Behörde viele Exemplare als Lehrmaterial angeschafft und durchgearbeitet worden.

Gegen die vermutete Telefonüberwachung machten wir natürlich viel Wind, brachten das als Titel, und die DFU und andere »Friedensorganisationen« verteilten Flugzettel im Hamburger Hafen mit der drohenden Schlagzeile: »Auch Dein Telefon wird abgehört!« Und unsere roten Hafenarbeiter, die seit dem großen Streik von 1953 immer alles mitgemacht hatten, verloren bei dieser Gelegenheit einmal ihre Geduld und riefen den durchgefrorenen Studenten, die ihnen die Flugblätter entgegenstreckten, den klassischen Satz zu: »Wie hebbt keen Telefoon!«

Wir wurden also keine Märtyrer. »konkret-Redakteure verhaftet!« und »Adenauerregime entlarvt seinen friedensfeindlichen Charakter« - das wäre durchaus etwas gewesen, man hätte für uns Spenden sammeln können und Unterschriften und neue Mitglieder werben, und vielleicht hätten sie nach mir oder wenigstens nach Ulrike oder Holti ein Schüler- oder Lehrlingsheim nennen können, nichts. Womöglich hätten die für uns dann sogar Uberschichten machen müssen!

Oft malte ich den Genossen mit grimmigem Galgenhumor aus, wie sie mit Sammelbüchsen herumlaufen würden und klappern: »Für die inhaftierten Patrioten von *konkretl«* Und So-li-da-ri-tät skandieren, und der Deutschlandsender und der Fernsehfunk Ost würden das über den Äther strahlen: »Freiheit für Ulrike Meinhof und Klaus Rainer Röhl!«

Konnte einer ahnen, daß zwölf Jahre später junge Leute tatsächlich »Freiheit für Ulrike Meinhof« an die Wände pinseln und die »Rote Hilfe« die Sammelbüchsen für die Inhaftierte schwingen würden?

Damals waren das Scherze. Unsere Genossen Betreuer würgten die Fragen gleich ab. »Die Frage steht doch nicht. Außerdem: Bißchen Knast kann gar nicht schaden. Macht euch nicht in die Hosen.« Ulrikes lange Isolierhaft konnte auch ihre Phantasie nicht vorausahnen.

Die ständige Bereitschaft, alle Konsequenzen der Illegalität auf uns zu nehmen, immer mit einem Bein im Gefängnis zu stehen, hatte aber noch einen Nebeneffekt. Sie machte uns unempfindlich für die politisch Verfolgten und Inhaftierten in der DDR und ihre Probleme, die Intellektuellen in Warschau oder Ungarn. Waren wir nicht selber bedroht?

Wir hatten ja keine Möglichkeit, deren Kampf gegen Stalinismus und Terrorismus und Unfähigkeit richtig nachzuvollziehen, wir kannten keine Stalinisten, nicht einmal Bürokraten. Doch das sollte sich ändern.

So um 1961 hätte ich das meiste von dem, was wir später erlebten, für Produkte einer ausgesprochen plumpen Propaganda gehalten. Aber plötzlich wurden die schlimmsten antikommunistischen Spukgestalten Wirklichkeit. Mit den Genossen der ersten Jahre, Richard und »Scheppel« (= Kapluck), und auch mit den etwas hausbackenen Kumpels Schorsch und Willy hatte uns so etwas wie Freundschaft verbunden. Wir nahmen ihre literarische Unbildung in Kauf, und sie trugen uns unsere politische Unerfahrenheit nicht nach. Man war bereit, voneinander zu lernen.

Unsere Freunde, Arbeiterkinder mit Volksschulbildung, Genossensöhne aus alten Arbeiterfamilien, hatten ja nicht einmal Zeit und Gelegenheit, die kommunistische Literatur und Kunst kennenzulernen. Geschweige denn etwas anderes. Die kannten gerade mal Brecht und Bredel und Weinert, aber schon Sartre und Aragon und Feuchtwanger und Zweig und Benjamin und Bloch und Mayer oder gar Adorno oder Horkheimer waren ihnen böhmische Dörfer. Auf die Begegnungen mit uns wurden sie anscheinend durch Fortbildungskurse vorbereitet, die sie aus Übermüdung und Anstrengung nur ungenügend wahrnahmen. So kam es zu der wirklich rührenden Szene, daß Richard eines Tages eine großangelegte politische »Einschätzung« vortrug (im Kommunistenjargon gebraucht man das Verbum einschätzen intransitiv: »Ich schätze so ein: Das Adenauerregime hat abgewirtschaftet...«)- also, er legte mit überzeugender Thälmann-Geste los, hieb mit der Faust durch die Luft, die

Gegner gleichsam vernichtend, von der CIA bis zum Gesamtdeutschen Ministerium. Dann kam er auf eine besonders üble Blüte der amerikanischen Unkultur zu sprechen, die wir mal gehörig unter die Lupe nehmen sollten: die sogenannten Korofilme. »Wie bitte?« sagten wir. »Solche Filme kennen wir gar nicht.« - »Ja, diese, na, ehen diese Korofilme oder Korrofilme!«

Nach langem Rätselraten identifizierten wir die feindlichen Objekte schließlich als Horrorfilme.

Aber das alles störte uns nicht. Waren wir nicht angetreten, das Bildungsprivileg der begüterten Schichten zu brechen? Konnten wir nicht den Genossen mit unserer besseren Ausbildung helfen? Natürlich erkannten wir die gesellschaftliche und kulturhistorische Funktion der Horrorfilme und ihren Stellenwert und bekämpften sie in unserer Zeitung längst.

Die zunehmende Bedeutung unserer Zeitung und der von uns nach langen zähen Kämpfen bei der Partei durchgesetzte Beschluß, *konkret* nicht länger als Studentenzeitung weiterzuführen, sondern ein für die gesamte Intelligenz bestimmtes Blatt für Kultur und Politik daraus werden zu lassen, machten leider andere Leute zu unseren Partnern. Wir wurden von der Jugend- und Studentenabteilung an die »Kulturabteilung« weitergereicht. Das war der Anfang vom Ende.

Das überschattete auch das Privatleben. Ulrike und ich, die schon lange zusammengelebt hatten, waren nun seit Weihnachten 1961 verheiratet. Was nicht als Liebesbeziehung begonnen hatte, wurde eine harmonische Ehe. Wir empfanden uns als durch und durch gleichberechtigte Partner und waren es wohl auch: Chefredakteur und Herausgeber, politischer Kopf und verlegerischer Tausendsassa. Layout und Lyrik, Politik und publizistisches Handwerk gemeinschaftlich handhabend, forderten wir das Jahrhundert in die Schranken und verkehrten mit den besten linken Köpfen der Nation - hüben wie drüben. Die Ehe mit Ulrike beziehungsweise unser gemeinsames Leben und Arbeiten dauerte von 1959 bis 1967 - eine Verbindung, die allen politischen und wirtschaftlichen Veränderungen standhielt.

Es gibt Aufzeichnungen über die ersten Auseinandersetzungen mit der Partei. In der »Akte konkret«."" Daher kann man den Vorfall einigermaßen genau datieren. Ich entsinne mich eines schlim-

Abgedruckt bei Bettina Röhl, So macht Kommunismus Spaß. Ulrike Meinhof, Klaus Rainer Röhl und die Akte konkret, Hamburg 2006.

men Abends, wo alle unsere Illusionen über die Machbarkeit eines aufgeklärten demokratischen Sozialismus zusammenbrachen. Es war in einem dieser eigens für die westdeutsche Bruderpartei reservierten Ferienhäuser in Grünau. Ulrike saß in einem bequemen Sessel, hochschwanger, stumm, gelähmt, wie vor den Kopf geschlagen von dem Ansturm einer ganzen Welle von Anmaßung, Ignoranz, Dummheit und Stalinismus, die uns überrollte. Ja, es gab unverhüllte Drohungen. Es wurden dann noch einmal Kompromisse geschlossen, es wurden noch einmal Zugeständnisse gemacht - so stark waren wir schon, der Bruch kam erst 1964 -, aber unsere Illusionen, unser Aufbruch, unsere Begeisterung für die große Sache, das alles war zerstört.

Ulrike hatte das wohl zuerst erkannt, sie war nie für halbe Sachen, wußte bereits am deutlichsten, daß dies das Ende war. Wir waren an diesem Abend so einig wie nie zuvor in unserem Leben. Ich weiß gar nicht mehr genau, worum es eigentlich ging, ich glaube, daß ich Gedichte des aus der DDR geflüchteten Gerhard Zwerenz abgedruckt hatte, oder um unser Eintreten für den inhaftierten Jochen Staritz, grundsätzlich aber ging es um mein Festhalten an den sogenannten »Abweichungen«. Auch um unsere »bürgerlichen« Mitarbeiter wie Rühmkorf, Jürgen Manthey, Hans Stern und unsere vielen freien Autoren wie Enzensberger und Kuby und Cramer und Deschner und Zwerenz und Ziem und Herburger, kurz um alle, die von der offiziellen Kulturpolitik der DDR nicht als Friedensfreunde eingestuft wurden wie Weisenborn und Geißler und Peter Weiß. Aber mit denen allein konnten wir keine Kulturpolitik machen, meinten wir. »Ohne Bündnispolitik«, sagte ich, »gibt es keine sinnvolle Arbeit, und es muß eine echte Bündnispolitik sein, kein Beschiß.«

Warum waren wir so stark, warum mußten sie immer wieder Zugeständnisse machen an uns? Es gab keinen Ersatz für uns, man konnte keinen von uns gegen den anderen ausspielen, die Genossen in der Redaktion, sämtlich von mir in die Partei geholt, hielten eisern zu mir, Klaus Steffens, auch Rudi Schultz, Opitz und Erika Runge, die schon nicht mehr in *konkret* arbeiteten. Holtkamp war auch nicht umzudrehen, im Gegenteil. Er, der die ganze italienisch-französisch-lateinamerikanische Szene kannte, hielt den Kulturbürokraten die Texte der Bruderparteien unter die Nase, die Texte der Tschechen und Polen zum Beispiel. Die kannten sie oft gar nicht, aber sie lehnten sie ab, so oder so. Allmählich begannen wir uns

auch für die Entwicklung in der DDR zu interessieren, ergriffen auch da Partei für die Liberalisierung, für kommunistische Schriftsteller, für Volker Braun, Hacks, Biermann, für Rainer und Sarah Kirsch, für Bobrowsky und Hermlin, und machten kein Hehl aus unserer Verachtung für den stalinistischen Kulturpapst von Rostock, Kurt Barthel, genannt »KuBa«. Ein Mann, der heute kaum noch dem Namen nach bekannt ist.

Sonderbar: Während dieses ganzen zermürbenden Zweifrontenkriegs - gegen die herrschenden bundesrepublikanischen Zustände und gegen unsere eigenen Genossen - wurden die besten Artikel geschrieben. Jetzt erst entwickelten sich Ulrike, Holtkamp, Hans Stern zu der Höhe ihrer stilistischen Fähigkeit, zu der nun einmal die Möglichkeit gehört, frei zu sein. Da wurde die Zeitung von einer Studentenzeitung zu einer linken Zeitschrift von unbestrittenem Rang.

Ulrike und ich warfen unsere Kräfte zusammen. Das war ziemlich viel für eine Zeitschrift. Es gab 1962/63 keinen einzigen linksstehenden Autor mehr, der *nicht* für *konkret* schrieb. Es gab auch keine andere Kulturzeitung. *Kürbiskern* und *Kursbuch* gab es noch nicht, die *Kultur* aus dem Kurt-Desch-Verlag nicht mehr. Kurt Desch hatte das Zuschußunternehmen eingestellt, hatte mir nach einigem Zögern die angeblich 40 000 Abonnenten verkauft, mit einem empfehlenden Begleitschreiben, nunmehr *konkret* zu abonnieren - für 35 000 Mark. Davon bezahlte ich nur die erste Rate von 3500 Mark. Das war damals viel Geld, mehr war die Sache aber auch nicht wert, denn die Abonnenten entpuppten sich alle als Karteileichen, die hatten lange schon nur noch kostenlos die *Kultur* erhalten und dachten nicht daran, eine Zeitschrift für Geld zu abonnieren. Ich teilte Desch mit, daß ich die restlichen 32 000 Mark nicht zahlen würde, und er ließ es dabei bewenden, sah wohl ein, daß es keinen Zweck hätte, einen Prozeß zu führen, und blieb mir gewogen. Als wir später von der Partei und allen guten Geistern verlassen waren, half er sogar mit Anzeigen.

1962 gehen wir von dem legendären Riesenformat herunter, weil wir bereits mit dem Kiosk kokettieren, dort kann man aber nur ein Heft mit Illustriertenformat unterbringen. Unser Geschäftsführer Steffens war fest entschlossen, das Blatt für den Markt verkäuflich und so von Zuschüssen unabhängig zu machen. Er bereitete den Großhandel auf ein neues, verkäufliches Objekt vor.

1963 leisteten wir uns, immer noch mit Unterstützung der »Partei«, einen Glanzpapierumschlag, wichtigste Voraussetzung, im Wirtschaftswunderland Deutschland eine Zeitung zu verkaufen. Drinnen sah es freilich so aus wie später bei Gremliza: stumpfes Zeitungspapier und viel ernsthafte, linienstrenge politische oder kulturpolitische Agitation. Eine Zeitung, die ohne Zuschüsse nicht gedeihen kann, die Auflage stagniert bei 20 000. An den Unis ist zur Zeit Windstille, allerdings beginnen einige Studentenschaften die ersten Entwürfe für eine »Hochschulreform« vorzulegen, fordern Mitverwaltung für die Studenten. »Eine langweilige Bagatelle«, denken wir damals, dennoch wird sie später zum Zündstoff und Auslöser der ganzen Studentenrevolte. Es ist die Stille vor dem Sturm.

Eine ganze Generation hatte die Unis verlassen, selbst die Studentenredakteure, Kabarettisten, die Funktionäre, die Längerdienenden der ersten Generation sind nun ausgewechselt. Die ersten nach dem Krieg Geborenen lassen sich an den Universitäten einschreiben. Die neue Generation, 1967 wie ein Wirbelsturm das ganze gesellschaftliche Leben durcheinanderbringt, reagiert übersensibel auf Mißstände und Ungerechtigkeiten. Mehr als je Algerien und Kongo die Studenten erregt haben, wühlt der beginnende Vietnamkrieg die Gemüter der neuen Generation auf. Die große Koalition zwischen CDU und SPD setzt dann lange angestaute Energien des Unmuts frei, der »Muff von 1000 Jahren« erscheint plötzlich unerträglich.

In *konkret* taucht zum erstenmal, aus Amerika kommend, der Begriff »Neue Linke« auf, Hans Stern hat ihn entdeckt, er wird bald aufgegriffen. Ulrike schreibt einen Aufsatz unter dem Titel »Die neue Linke«. Diese Linke ist nicht auf eine im Ostblock herrschende Partei eingeschworen, das macht sie immun gegen den Antikommunismus, der bisher alle Veränderungen der Gesellschaft blockiert hat. Die Linke, die Mao und Marcuse gelesen hat und Adorno und Horkheimer und Freud und Reich, hat keine Angst mehr, kommunistisch genannt zu werden, weil sie sich mit keiner Form des realen Sozialismus identifiziert. Das gibt ihr die Kraft, mit der sie später die ganze Gesellschaft durcheinanderrüttelte. Auch wir hatten diese Angst bald nicht mehr. Unser Bruch mit der Parteibürokratie kam gerade rechtzeitig für die neue Studentenbewegung.

Neue, besonders unangenehme Apparatschiks leiteten die Trennung der Partei von *konkret* ein: Jupp Angenfort und Oskar Neu-

mann. Letzterer war damals so etwas wie der zweite Mann in der Partei, nach Max Reimann galt er sogar als designierter Vorsitzender. 1962 bei einem illegalen Treff mit Hermann Gautier verhaftet, wurde er der Partei durch sein Verhalten während der Haft verdächtig und fiel die Treppe hinunter. Neumann »leitete uns an.« Er und der gerade aus der Haft geflohene Jupp Angenfort hatten sich in den Kopf gesetzt, die unbequeme Zeitung *konkret* auf Vordermann zu bringen und »Prager Zustände« gar nicht erst einreißen zu lassen. Das war ein mühsamer Vorgang, den sie zunächst äußerst korrekt durch Diskussionen lösen wollten. Zitat Angenfort: »Wir müssen eben so lange diskutieren, bis ihr überzeugt seid!« Die Idee, auch nur der Hauch, der Anflug des Gedankens, daß auch er und die »Partei« einmal überzeugt werden, daß auch wir einmal recht haben könnten, kam in diesem gänzlich stumpfen Hirn gar nicht auf.

Wir sollten überzeugt werden. Wir waren es aber nicht, wurden es auch nicht durch uns mitgegebene Lehrbücher, im Gegenteil, da war Holtkamp ja gerade in seinem Element, Mayer gegen Lukäcs, Bloch gegen Hager auszuspielen. Der gute Wille war auf beiden Seiten nicht mehr da, und so steuerten die Apparatschiks eine einfache, administrative Lösung des Problems an, meinen Rausschmiß. Das schien ihnen die ideale Lösung, ich hatte schon ewig die Abweichungen, die antikommunistischen Artikel, die Republikflüchtlinge und Hetzer abgedruckt. Ulrike, die selbst bei diesen beiden Ignoranten großes Ansehen genoß, müßte nur von meinem Einfluß befreit werden, und man hätte wieder eine ernsthafte, saubere Zeitschrift.

Aber wieder machte der Zufall alle Planungen zunichte. Ulrike wurde im letzten Monat der Schwangerschaft von schweren Kopfschmerzen niedergeworfen und nach einer vorzeitigen Kaiserschnittgeburt der Zwillinge wenige Wochen später mit Tumorverdacht operiert. Es war nur eine harmlose Blutgefäßerweiterung, ein Hämatom, aber erst die Gehirnoperation ergab diesen Befund.

Zwischen Kaiserschnitt, Kindern im Brutkasten und jener Gehirnoperation hat sie tatsächlich einen Artikel über Notstandsgesetze geschrieben. Es war der Herbst, in dem Augstein verhaftet wurde. Die Schreibmaschine hatte ich auf ihren dringenden Wunsch hin ins Krankenzimmer geschmuggelt, das Gefühl, sogar jetzt noch gebraucht zu werden, gab ihr eine ungeahnte Kraft und Energie. Schließlich war sie unsere Expertin für die Notstandsgesetze. Ach, die dümmlichen Illustriertenreporter von »Jasmin« irrten sich voll-

kommen, aber auch Jutta Ditfurth argumentierte in ihrem Ulrike-Buch von 2008 noch ähnlich wahrheitswidrig:

»Röhl stellte seiner todkranken Frau die Schreibmaschine aufs Krankenbett und zwang sie zu schreiben.« Was konnten sie von unserem Leben, unseren Gedanken, unserer tiefen Verbundenheit im Angesicht der lebensgefährlichen Operation ahnen? Wir dachten an diesen Vers aus der Brechtschen »Mutter«:

*»Steh auf- die Partei ist in Gefahr, steh schnell auf*
*Du bist krank, aber die Partei stirbt.*
*Stirb nicht, du mußt uns helfen.«*

Alles, was Ulrike vorher erlitten hatte, war nichts gegen die grauenvollen Schmerzen *nach* der Gehirnoperation, nach der sie, angeblich zur Kontrolle der Gehirnfunktionen, tagelang keine Morphiumspritzen erhielt. Rühmkorf, Eva, meine Eltern und ich waren abwechselnd bei ihr und verzweifelten fast über unsere Hilflosigkeit. Die unerträglichen Schmerzen und die folgenden furchtbaren Wochen zwischen Schmerz und Betäubungsspritze hinterließen eine erst nach Jahren nachlassende Schwäche und eine fast panische Angst vor einer noch so geringfügigen Kopfverletzung, etwa bei einem Autounfall oder einer Demonstration.

Die Nachwirkungen der Operation und der Umstand, daß die Zwillinge als Frühgeburten besonderer Pflege und Zuwendung bedurften - die ersten drei Monate hatten sie bei Renate Riemeck und ihrer Lebensgefährtin »Tante« Holde gelebt -, machten es uns allen schwer, die Illusion aufrechtzuerhalten, Ulrike sei weiter Chefredakteurin von *konkret* - für längere Zeit mußte ich das Blatt wieder allein leiten. Meine Entmachtung und Ausschaltung verzögerten sich.

Anfang 1964 ist Ulrike soweit wiederhergestellt, daß sie ihre Redaktionsarbeit voll aufnehmen kann. Inzwischen haben Jürgen Holtkamp und ich endgültig den Zorn der Partei hervorgerufen. Ein mit den Schriftstellern des Prager Frühlings sympathisierender Artikel von Holtkamp und meine Serie »DDR intim« geben den Ausschlag. Die Partei verlangt die Trennung von Holtkamp. Ich lehne ab. Die Partei verlangt auch die Trennung von mir. Ulrike lehnt ab, die Zeitung alleine weiterzuführen. Schließlich verlangt die Partei gar nichts mehr. Sie zieht sich in eine lange, peinlich lange Klausur zurück. Die Stimmung ist eisig.

Dann wird die Entscheidung bekanntgegeben: Die Partei befiehlt die ersatzlose Einstellung der Zeitung. Von einem Tag auf den anderen blieben die »Spenden« aus. Das letzte Heft erschien im Juni 1964.

## *Eine unabhängige Zeitung*

Gelobt sei, was hart macht. Jetzt war wieder eine der von mir so gehaßten Entscheidungen nötig, die ich so lange hinausschiebe wie möglich. Ich sagte, daß ich die Zeitung alleine weiterführen würde. Niemand wollte mitmachen. Alle sahen das als aussichtslos an: *konkret* ohne Zuschüsse.

Es wäre auch nicht gegangen, wenn man nicht etwas geändert hätte. Der großartige, pathetische Stil, den Stern, Manthey, Ulrike und Holtkamp gepflegt hatten, hohes Niveau und keine Zugeständnisse an die Lesbarkeit, das ging in der Tat nicht. Jean Paul Sartre und Kirchenpräsident Niemöller und Arno Schmidt noch und noch, das war ja nie gegangen, das war ja durch Hunderttausende von D-Mark, Autobahngebühren, Leuna-Erzeugnisse und Braunkohle und was weiß ich noch bezahlt worden. Entweder so bezahlt oder so bezahlt. Der ebenso aufwendige und kompromißlos hohes Niveau haltende *Monat* wurde schließlich auch von der CIA finanziert.

Eine anspruchsvolle Zeitschrift ohne Zuschüsse?

Nur unser Geschäftsführer Steffens, der Mann, der immer schon die Unabhängigkeit, die Finanzierung durch Verkauf im Kopf gehabt hatte, blieb bei mir. Er sagte (und ohne seine Zuversicht hätte ich damals nicht weitergemacht): »Klaus, wir schaffen es. Wir reduzieren alle Kosten. Ich zahle eine Druckrechnung mit Wechsel. Ich fahre zu allen großen Verlagen, damit sie Anzeigen aufgeben und schon im voraus bezahlen. Wir mobilisieren die Abonnenten. Sie sollen eine Jahresrechnung vorauszahlen. Es *muß* gehen.«

Es ging: Es ist, wie der geneigte Leser weiß, gegangen. Wie? Wir mobilisierten Leser, Abonnenten und Inserenten. Wir ließen an alle den Hilferuf ergehen: »SOS *konkret!«*

Wieder kam uns der Genosse Zufall zu Hilfe. Unmittelbar vor dem Bruch mit der Partei hatten wir die Zeitung graphisch völlig umgestellt, sie bei einer neuen Druckerei untergebracht, den Kupfertiefdruck eingeführt, den man braucht, wenn man Anzeigen

haben will. Wir hatten das Layout bis zur Unkenntlichkeit verändert, der Uraltlinke und Harich-Freund »Hänschen« Huffsky schleppte uns den »Constanze«-Layouter Bodo Scheurich ins Haus, und der machte uns ein Layout, so streng und kalt wie ein Nonnenkloster. Aus war es mit unseren naiven genialischen Improvisationen, jede Unterschriftenzeile mußte auf Buchstaben ausgezählt sein, und wenn Rühmkorf etwas Literarisches schrieb, mußte das auf Zeile gekürzt werden, wie es bei Illustrierten üblich ist.

Dazu hatte ich neue Autoren gewonnen, Sebastian Haffner, der der Zeitung fast neun Jahre treu blieb, außerdem zwölf bekannte Schriftsteller, die keine Lust oder keine Zeit hatten, bei uns zu schreiben, aber mit Frage- und Ausrufezeichen jeweils zwölf Bücher begutachteten - die »Antisellerliste« nannte ich das und hatte praktisch 144 Buchrezensionen auf einer Seite! Ein anderer unserer neu geworbenen Autoren hieß Manfred Bissinger, der war bei »Panorama« und wechselte dann zum *stern,* wollte angeblich immer lieber zu *konkret,* blieb aber trotzdem bei seinem Blatt. Der fing damals an, für uns zu schreiben, einen Artikel über Vertriebenenorganisationen. »Sind Vertriebene Nazis?« nannte ich seinen Artikel und dachte, es gibt ja zwölf Millionen Ostflüchtlinge, und alle werden das Heft kaufen, aus Protest. Sie taten es nicht. Die beiden neuen, von Bodo Scheurich auf schicken Hochglanz und modische Schlichtheit gebrachten Nummern verkauften sich miserabel.

Es kamen noch andere Schwierigkeiten dazu. Der Arbeitgeberverband ließ eine Liste »bedenklicher« Zeitschriften veröffentlichen, die im Organ der Zeitschriftenhändler erschien. Da wurde über unsere Zeitung mit einer juristisch sehr vorsichtigen Formulierung gesagt, wir würben »bewußt oder unbewußt für kommunistische Ziele«. Viele Zeitschriftenhändler verkauften daraufhin *konkret* gar nicht oder nur unter dem Ladentisch. Die Liste erschien Ende April, unmittelbar vor der Umstellung auf Illustriertendruck. Außerdem führten wir Prozesse gegen politische Gegner, die tatsächlich Geld verschlangen.

Der Hilferuf »SOS *konkret«* konnte also plausibel gemacht werden. Auf keinen Fall wollte ich ins »antikommunistische Fahrwasser« geraten. Im Gegenteil: Ich würde es unseren ungetreuen Genossen schon zeigen, daß wir wie bisher unverändert eine unab-

hängige sozialistische Zeitung machen würden. Unser SOS-Ruf ließ die Schwierigkeiten mit unseren Genossen aus und klagte nur die rechten Bösewichter an.

Wir erwarteten ein Wunder. Das Wunder geschah. Die nächste Nummer konnte auf den Markt gebracht werden. 1000 Abonnenten überwiesen Jahres- und Zweijahresbeiträge, alle großen Buchverlage gaben Anzeigenaufträge, bezahlten im voraus, zum erstenmal war Rowohlt wirklich Mäzen, half die Zeitung finanzieren, ein echter DFU-Mäzen (den gab es auch) half mit Spenden, vor allen Dingen aber half Jonny Jahr, der mächtige Verleger des Gruner-und-Jahr-Konzerns. Huffsky brachte uns mit dem alten Herrn zusammen.

Jonny Jahr fühlte sich an die besten Jahre seines Lebens erinnert - war er nicht einst Verlagsleiter des »Neuen Verlags« gewesen, des Verlags, in dem Tucholskys *Arbeiter-Illustrierte (AIZ)* erschienen war? War er nicht Anzeigenleiter für alle kommunistischen Zeitungen im Reich gewesen? Jahr sah mich an und behauptete, ich sei ein junger Verleger, der es schaffen würde, er glaube an Begabungen. Selber aber Geld zu geben, das wäre für ihn eine unverzeihliche Handlung gewesen, ein Verlustgeschäft, so könne man nicht helfen, meinte er. Er half nicht mit Tat, sondern mit Rat. Er rief unseren Drucker Beig in Pinneberg an, der auch mal Prospekte für ihn druckte, und sagte, er möge uns Kredit geben. Das wirkte wie Bargeld. Im August waren wir wieder da, mit einer extrastarken »Doppelnummer«. Das war das erste Wunder. Das zweite Wunder, daß sich diese Nummer, die ich ganz allein, ohne Mitarbeiter, ohne Honorare, ohne Layouter und Fotografen, hergestellt hatte, verkaufte.

Es begann die unwiderruflich schönste Zeit meines Lebens. Ich machte alles allein, ohne daß mir einer auch nur im geringsten hereinredete. Ich war Bürobote, Chefredakteur, Bildbeschaffer, Autor, Kulturchef, Layouter und Reinzeichner, alles in einer Person. Ich stellte die Nummer vollständig um, nach meinen eigenen, seit der Zeit der Diskussionen über »Zwischen den Kriegen« gehegten Vorstellungen. Ich wollte für Lesbarkeit, Verständlichkeit jedes Satzes und jeder Bildunterschrift, für Einprägsamkeit jeder Überschrift, jeder Überlaufzeile sorgen. Es war die alte Sehnsucht nach breiter Verständlichkeit, nach dem »Horizontalen«. Der Erfolg gab mir recht: Die Augustnummer 1964, das erste von mir allein produzierte Heft, verkaufte sich mehr als dreimal sooft wie alle früheren *kon-*

kret-Hefte. Die Traumzahl 50 000 wurde fast erreicht. Im nächsten Jahr hatte sie sich noch einmal verdoppelt.

Nun gibt es Legenden. Eine der Legenden besagt, wir hätten nun die Zeitung mit Nackedeis garniert, einen kräftigen Schuß Sex beigemischt, das sei damals noch ein Tabubruch gewesen, und außerdem seien wir mit dieser Zeitung in den Aufbruch der »Neuen Linken« hineingestoßen, hätten von dieser neuen Welle profitiert und so, mit Marx und Mädchen, das Rennen gemacht. Wie die meisten Legenden ist auch diese nicht wahr. Die ersten Ansätze zu einer neuen Linken machten sich erst zwei Jahre später, Ende 1967, bemerkbar. Die damaligen Hefte enthielten weder Nackedeis noch Sexgeschichten, man kann es nachprüfen.

Wahr dagegen ist etwas anderes. Das Wandeln am Rande des Untergangs, die äußerste Gefahr brachte Publicity. Der *SPIECEL*-druckte eine ausführliche Darstellung unseres in der Tat wundersamen Überlebens unter dem Titel »Warmer Regen«. Dieser Artikel erst war wirklich der warme Regen. Die Zeitung erreicht einen hohen Bekanntheitsgrad, man kauft sie einfach mal zur Probe - und ist nicht enttäuscht. Die Augustnummer enthält bereits alle Elemente, mit denen später *konkret* erfolgreich sein wird: einen Artikel über die Antibabypille, einen über die Bundeswehr, »DDR intim«, eine Political fiction story, Autorenbeiträge von Sebastian Haffner und Alfred Andersch, Rühmkorf, Ulrike Meinhof und Manthey. Jede Seite enthält einen »Stopper«, etwas, was die Leute beim Durchblättern anhalten läßt, und ist auf Anhieb lesbar und übersichtlich. Man kann das Heft, mit großen Zwischenüberschriften und Bildunterschriften, überall »anlesen«. Unser neuer Slogan lautet: »Eine Illustrierte für Interessierte«.

Zu allem Unglück und aller Pleite, der Trennung von der »P.« und dem Identitätsverlust muß ich auch noch ins Gefängnis, weil ich irgendwann einmal leicht angetrunken Auto gefahren bin, 1,4 Promille. Ich nehme keinen Anwalt und komme, obwohl nicht vorbestraft, ohne Bewährung ins Gefängnis, wo ich Erfahrungen aus der Arbeitsdienstzeit verwerten kann und nach drei Tagen angepaßt bin.

## *Hans Werner Richter wird aktiv*

Aus dem Knast heraus geht es gleich zur »Gruppe 47«, die zum erstenmal im Ausland tagt, in Sigtuna in Schweden. Diesmal bin ich wie selbstverständlich eingeladen. Die Geheimdienste schienen schnell geschaltet zu haben, hatten wohl unseren nach außen nicht erkennbaren Absprung registriert. Hans Werner Richter (mit guten Verbindungen zum Ostbüro der SPD, einer parteieigenen Agentenzentrale) würde sich freuen, mich in Sigtuna zu sehen. Ich könnte, ja ich sollte am liebsten auch etwas vortragen. Lyrik von Schriftstellern, die von der SED am Kommen gehindert werden, schlage ich vor. Volker Braun zum Beispiel. Gerne. Ich erfahre von einigen später, daß er gar nicht eingeladen worden ist.

Ich gewinne das Wohlwollen von Frau Richter, was für das Fortkommen eines Autors zu dieser Zeit wichtiger ist als jede Begabung. Ich habe starke Minderwertigkeitskomplexe gegenüber den vielen berühmten Leuten, nicht wegen ihrer Schreibkunst, die sich als mäßig erweist, sondern wegen ihrer maßgeschnittenen Anzüge aus chinesischer Rohseide, ihres weltmännischen Umgangs mit Krebsen und Hummern. Enzensberger und Kaiser beraten die Neulinge Rühmkorf und mich fachmännisch beim Knacken der Krebsscheren und Zerteilen eines Riesenlachses im Stockholmer Rathaus. Wir lernen, daß dies eine geschlossene Gesellschaft ist, geschlossen vor allen Dingen gegen Realismus oder gar Gesellschaftskritik. Erich Kuby, der einmal einen Ausfall macht - »Wir reden hier über Versformen, und draußen ist der Vietnamkrieg« -, wird von Richter mitten im Satz unterbrochen: »Erich, wir diskutieren hier nur am Text. Keine Politik, das ist immer unser Grundsatz gewesen.« Aus. Ende der Debatte.

Dennoch profitiere ich viel von der Gruppentagung. Lerne neue Autoren kennen und gewinne sie für das Blatt: Piwitt, Fichte, Fried, Alexander Kluge, Bichsei, Herburger, Realisten mit lesbarer Schreibe. Ich darf mit Grass Pilze verlesen und Rudolf Walter Leonhardt beschimpfen. Die fünf Kritiker, die hier - und auch draußen - das Monopol haben: Reich-Ranicki, Kaiser, Baumgardt, Jens, und Hans Mayer, hören sich wohlwollend an, was der Neuling aus dem Stegreif Kritisches hören läßt. Das Resultat gibt Frau Richter bekannt: »Nicht übel, haben die gemeint, wir werden in Verbindung bleiben.« Ob ich nicht beim nächsten Mal auch meine Autoren mitbringen könne, junge Leute wie Ziem, Herms, Heuer, Dou-

tine, frage ich, vor allem aber den sehr guten Kritiker Jürgen Manthey? Aber selbstverständlich, lächelt man, ich brauchte nur einen Vorschlag zu machen. »Wir setzen das dann auf die Liste«, sagt Frau Richter. Eine Art Partyliste, mit der über das Wohl und Wehe ganzer beruflicher, ja oft genug persönlicher Existenzen entschieden wird: »Den nehmen wir, den lieber nicht, der ist so unangenehm, ich finde, der paßt irgendwie nicht rein.« Es gibt keine Kontrollinstanz, nicht einmal die engsten Freunde dürfen mitreden, wenn es um die Einladungen geht, das macht Richter ganz allein. Seine Sache. Aber die Einladung oder Nichteinladung ist keine Privatsache. Sie ist wichtiger als die Mitgliedschaft im Sowjetischen Schriftstellerverband, selbst dort gibt es noch Kontrollinstanzen, Führungswechsel, Satzungen, eventuell wird einer mal rehabilitiert, der vorher disqualifiziert wurde. Hier nicht.

Wieder einmal will ich meine Standhaftigkeit, meine intellektuelle Redlichkeit wenigstens ausprobieren, das geht ja nicht ohne Versuchung. Ich fahre ein paarmal nach Berlin und verhandle mit Richter, Johnson, Grass und Enzensberger, Wagenbach und meinem Fast-Namensvetter Klaus Röhler. Sie alle wollen bei *konkret* einsteigen, mit einer Beilage. Gemeinsam wollen wir so die endgültige, einzige Kulturzeitung machen, Richter meint, es müsse wieder so etwas geben wie 1947 den *Ruf*.

Wenn ich in Berlin anrufe, sagen mir Wagenbach oder Röhler: »Wir kommen alle.« Alle, das sind er und Richter und Johnson und Hans Peter Krüger und Grass und Enzensberger. Die Verhandlungen ziehen sich hin. Es kommt zu Szenen, die mir zu denken geben. Eines Tages werde ich eingeladen zu einer großen Diskussion über die Pressefreiheit, ganz zwanglos will man reden, aber das Fernsehen ist dabei, wird alles filmen. Ich bringe ahnungslos Ulrike mit. Sie hat, denke ich, zur Situation der Pressefreiheit mehr zu sagen als ich.

Doch kurz bevor das Fernsehen kommt, huscht Frau Richter mit einem Lächeln - mir fällt dabei nur das altmodische Wort »maliziös« ein, aber so sind diese Leute - herein und setzt sich neben Ulrike: »Kommen Sie, meine Liebe, lassen wir die Männer allein mit ihren Problemen. Wir gehen in den Nebenraum und sehen uns das im Fernsehen an, das machen wir immer so.« Und legt schon den Arm um Ulrikes Schulter und zieht sie förmlich hoch. Die, völlig perplex: »Wie bitte? Die Männer? Ich denke, wir wollen heute über Pressefreiheit diskutieren?« - »Ja, ich sagte Ihnen doch: Wir ma-

chen das immer so, kommen Sie nur, da vorne ist auch nicht soviel Platz für alle, mit den vielen Fernsehkameras.« Ich zog natürlich aus Solidarität mit Ulrike auch mit ins Fernsehsehseparee und sah die anderen, live, Belangloses über Pressefreiheit und Notstandsgesetze schwätzen, zu denen Ulrike, aber auch ich viel Wichtiges hätten sagen können. Im Dritten Programm des SFB.

## *Bluff und Spesen - die Literaturmafia von Berlin*

Mir kamen ernsthafte Bedenken, ob das unsere zukünftigen Partner sein könnten, die mich hier eingemeinden und meine politisch schärfer argumentierende Frau ausschließen wollten. Bereits im September, bevor noch die Verhandlungen abgeschlossen waren, gab ich wieder das Feuer frei. Die sollten mal sehen, daß man mich mit einer Einladung nach Schweden nicht so einfach korrumpieren kann: Die Oktobernummer erscheint schon mit der Titelschlagzeile »Gruppe 47 am Ende?«, die einen bitterbösen Artikel des von der Gruppe boykottierten Karlheinz Deschner ankündigt. Da steht alles drin, was jeder in der Bundesrepublik weiß, kaum einer zu Papier bringt und zu dieser Zeit niemand zu senden oder zu drucken wagen würde:

»Es gibt keine bedeutende zeitgenössische deutsche Literatur. Wir haben weder einen großen Epiker noch einen großen Lyriker, noch einen großen Dramatiker. Wir haben aber eine riesengroße Propagandamaschine, die Gruppe 47. Sie suggeriert aller Welt, was gar nicht existiert. Daß man heute Schriftsteller [macht] wie eine Abführpille, wissen wir alle. Nieten werden zu Mediokritäten, Mediokritäten zu Talenten, Talente zu Genies, und manchmal wird sogar ein Uwe Johnson über Nacht berühmt. Am raschesten avanciert man in der Gruppe 47. Und literarisch am schnellsten ruiniert ist, wer es mit ihr verdirbt.«

Da hatte er recht. Deschner ist das bekannteste Opfer eines Gruppenboykotts. Er wurde nicht nur literarisch ruiniert, sondern auch wirtschaftlich, physisch sogar, wenn man einen Herzinfarkt mit 40 Jahren dem Boykott der Gruppe 47 anzulasten bereit ist. Deschner, dessen genialisch-unfertiges Erstlingswerk »Die Nacht steht um mein Haus« zu den besten Neuerscheinungen der 50er Jahre gehört, »lag« der Gruppe nicht, ebensowenig wie Christian

Geißler oder Hans Henny Jahnn oder Nossack oder Arno Schmidt oder Robert Neumann oder Ernst Kreuder (»Die Gesellschaft vom Dachboden«). Sein noch unausgebildetes Talent wurde nicht gefördert, nicht einmal zur Diskussion gestellt.

Deschner machte aber einen Fehler: Er griff die Gruppe 47 öffentlich an. Er wurde daraufhin so gründlich boykottiert, daß er die letzten Hörspiel- oder Featureaufträge beim Funk verlor, seine Bücher erschienen fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Sie waren für die geschlossene Kritikerclique der Gruppe, die nahezu jedes Zeitungsfeuilleton und bis auf den Hessischen Rundfunk jede Rundfunkanstalt besetzt hielt, einfach nicht vorhanden.

Der verbitterte Mann, wirtschaftlich dauernd in der Klemme, wechselte zu immer kleineren Verlagen über, sein Stil wurde natürlich nicht freier und flüssiger dabei. Er spezialisierte sich fast ganz auf eine Gegnerschaft zur katholischen Kirche, deren barbarische Geschichte und unglaubliche Geschichtsfälschungen er mit großem Fleiß und Zähigkeit durchforschte. Mit dem Erfolg, daß auch seine Kirchengeschichte kaum zur Kenntnis genommen wurde, deren wesentliche Ergebnisse und Forschungen später aber von Augstein teilweise in sein Jesusbuch einbezogen wurden.

Nicht viel anders, eher noch schlimmer, erging es einem anderen Gruppengegner und Deschner-Freund: Ernst Kreuder. Er, der zu den originellsten Prosatalenten der Nachkriegszeit gehörte, starb einsam, verbittert und nahezu vollkommen vergessen, finanziell ruiniert 1973.

Als Deschners Artikel schon gesetzt wurde, verhandelte ich noch mit Richter. Als man mir lakonisch mitteilte, alle, das heißt eben Wagenbach und Richter und Krüger und Grass und Johnson, seien wieder zusammengetroffen, und Johnson habe sein Veto eingelegt, Röhl sei ihm zu suspekt (wir hatten ihn einmal sehr unsanft rezensiert, aber der Grund kann auch das Mißtrauen eines Dissidenten gegen einen Exkommunisten gewesen sein) - als dieser kurze Flirt mit dem literarischen Establishment scheiterte, wurde die Ausgabe über die Gruppe angedruckt. Unter der provozierenden Schlagzeile »Gruppe 47 am Ende?«. Die konnten es auch so haben.

Die Gruppe 47 war 1964 natürlich noch keineswegs am Ende, sie war nur reif für das Ende. Das läuteten wir 1966 endgültig ein, längst bevor die APO dem unpolitischen Albtraum in Maßanzügen und mit Akademiegehabe den Garaus machte: 1966. Da holten

wir zu einem etwas größer angelegt zum Schlag aus. Robert Neumann nannte die ehrenwerte Gesellschaft eine Mafia, Nossack hieb noch kräftig drauf. Kaiser und Raddatz antworteten ziemlich verlegen, selber aber schon die Auflösung der Gruppe fordernd, und schließlich druckten wir noch Handkes Frontal-Angriff auf die Gruppe ab (es war sein erster Zeitschriftenaufsatz).

Den Rest besorgte der SDS, die Außerparlamentarische Opposition, besorgten die Studenten von Erlangen auf der letzten Tagung der Gruppe in der Pulvermühle, schon unterstützt von Gruppenmitgliedern - Fried und Rühmkorf an der Spitze. Und gerade die feinsten Feingeister vom Schlage Enzensbergers kriegten am schnellsten die neue Kurve, stiegen buchstäblich von einem Tag auf den anderen aus den Samt- und Seidenklamotten aus und latschten als »neue Linke« mit verwaschenen Blue Jeans und Jesussandalen über die Buchmesse. Enzensberger stellte sein »Kursbuch« auf links um und verkündete, als wenn er das schon immer habe sagen wollen: Die Literatur sei tot, und es hätten nur noch Dokumentationen Bestand, solche, wie sie zum Beispiel Erika Runge oder Günter Wallraff oder und vor allem Ulrike Meinhof schrieben, alles konkret-Leute. Warum nicht gleich so? Weil es vorher nicht Mode war. Weil man einen Sinn für Trends haben muß; manche Leute haben den eben. Wie Deschner, der schrieb seine Kirchengeschichte zehn Jahre zu früh, Pech.

Wir hatten damals noch einmal Glück. Die Buchmesse 1964 brachte uns Zuspruch und Anzeigen, die Leserschaft war Ende des Jahres auf über 50 000 gestiegen und bewegte sich unaufhaltsam auf die Traumzahl 100 000 zu. Wir zahlten erst einmal unsere Schulden ab, die uns die »P.« hinterlassen hatte, gingen ins Weihnachtsfest mit wahrhaftig 100 Mark Weihnachtsgeld, und wenn Ulrike nicht inzwischen als Funkautorin mächtig Geld ins Haus gebracht hätte und ich den Roman »491« nicht für Sexverleger Krohn aus dem Schwedischen übersetzt hätte, wer weiß, wie wir es dann hätten schaffen sollen. Wie übersetzt man einen Roman aus dem Schwedischen, wenn man kein Schwedisch kann? Indem man Deutsch kann, eine schwedische Rohübersetzung hat. Ich glaube, das ist ein ganz ulkiges Buch geworden (Lars Görling: 491, Gala-Verlag, Hamburg 1964). Wir druckten daraus natürlich auch ein paar Kapitel ab, und weil die primitive Verfilmung des schwedischen Buchs und vor allem der Skandal um den Schäferhund als Sexpartner da-

mals sehr diskutiert wurde, erwarb die Zeitung den Ruf, Sexgeschichten zu veröffentlichen.

Mit diesem Ruf, auch verursacht durch Rolv Heuers Text »Schülerliebe«, dessen Verruchtheit in der Behauptung gipfelte, Oberschüler an einer bestimmten Schule würden gelegentlich schon mal eine »Surpriseparty« feiern, mit solchen und ähnlichen Garnierungen gingen wir ins Jahr '65 - in eine neue Auflagensteigerung. Zarteste Mädchenbilder, oft nur ein Gesicht, ein halber Brustansatz oder ein Popo, der aber mit einem Handtuch abgedeckt war, schmückten die Titelseiten. Im Gegensatz zu späteren und noch heute weiterwabernden Legenden enthielt die Zeitung mehr politische und literarische Artikel, mehr Kunst, Karikatur, Aktion, Gesellschaftskritik als je eines der früheren *konkret*-Hefte aus der Studentenzeit. Nur war alles besser und journalistischer geschrieben und verpackt, *konkret* war eine professionelle Zeitschrift geworden.

Es kam natürlich auch Gegendruck. Bei der »Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften« wurde ein Antrag auf »Indizierung« gestellt. Sie hätten uns einfach indizieren können, befürchtete ich, und ein Einspruch hätte vier Monate gedauert. Das wäre einem Verkaufsverbot gleichgekommen.

Auf die reale Gefahr eines Verbots reagierte die gesamte liberale Presse vom *stern* bis zur Fernsehsendung »Panorama« mit Solidaritätsbekundungen, die vor der Aushöhlung der Pressefreiheit warnten. Als wir die letzte entscheidende Verhandlung in der Bundesprüfstelle zu unseren Gunsten entscheiden konnten - wir waren durch den »Vater des Presserechts«, Professor Löffler, vertreten -, da war ganz Deutschland schon so besorgt um unsere Existenz und so versessen darauf, die Schweinereien nun auch endlich zu lesen, daß wir im September eine Auflage von über 100 000 Stück drucken konnten. Ich fuhr Ende des Jahres '65 ein Sechszylinderauto, einen flotten roten Opel Rekord Coupé.

Nicht viel anders kam der Ruhm Ulrikes zustande. Zum zweitenmal wurde die bisher nur als Anführerin der Atomgegner bekannte Studentin von Strauß mit einem Strafantrag bedacht. Im Januar 1965 ernannte sie der *SPIEGEL* - zur »konkret-Kolumnistin« - Ulrike Röhl, die wie die stern-Kolumnistin Sybille immer Arger mit Strauß habe. Diese beiden schönen und selbstbewußten Frauengesichter wurden nebeneinander im *SPIEGEL* abgelichtet

und begründeten Ulrikes zweiten Ruhm als prominente, kluge und schöne Kolumnistin, die Tod und Teufel nicht fürchtet. Das kam alles in einem Jahr zusammen, in diesem Jahr 1965, und im Mai luden wir schon zu einer ziemlich aufwendigen Zehnjahresfeier im Hamburger Künstlerclub »Die Insel«, wir hatten nun wirklich allen Grund dazu.

Es war zum erstenmal Geld im Haus, und natürlich hatten wir auch wieder Mitarbeiter, nicht länger machte ich Layout, Chefredaktion und Botendienste allein und in einem Zimmer. Es ergab sich aber, und teilweise sorgte ich auch dafür, daß die alten Mitarbeiter nicht wieder in die Redaktion zurückkehrten. Sie hatten sich ohnehin in alle Winde zerstreut. Ulrike wollte sowieso nicht in die Redaktion zurück, war fasziniert von ihrer Rolle in Funk und Fernsehen, die durch ihre Kolumnistentätigkeit bei uns sehr gefördert wurde. Andere, jüngere Mitarbeiter studierten wieder, und Holtkamp - der hätte wohl nach einiger Zeit gerne wieder bei uns gearbeitet, aber ich bat ihn nicht darum. Das trug er mir wohl lange nach, nannte mich einen Geschäftemacher und begleitete meinen weiteren wechselhaften Lebenslauf fortan vom Dritten Programm Bremen aus mit gleichbleibender Sympathie für Ulrike und wachsenden Haßtiraden gegen mich. War immer zur Hand, wenn es mal galt, irgend etwas Praktisches gegen mich zu unternehmen, wie Pläne zur Enteignung von *konkret* zu unterstützen oder später, nach der Baader-Befreiung, meine Kinder vor mir zu verstecken, wir kommen noch darauf zurück. Er schwärmte für Kuba und Fidel Castro.

Junge, ich hab' Leute schon schwärmen sehn: Zur Kubakrise war das, da saß Holti, über Prag auf der Zuckerinsel eingereist, auf Kuba fest. Blockade, kein Flugzeug hin und keins zurück. Aber ein Postamt gab es, und Castros Funktionäre gestatteten dem fortschrittlichen westdeutschen Freund, einen ganzen Leitartikel mit einer Uberlänge von drei Zeitungsseiten per Telegramm aufzugeben. Haben wir gelacht. Erstens konnte die Post das gar nicht alles auf ein Telegrammformular bringen. Es kamen also Seite für Seite und Blatt für Blatt ins Haus geflattert, voll immer neuer, glühender und auch bei äußerstem Wohlwollen für die Sache des kubanischen Volks und des Kommunismus nicht druckbarer Phrasen. Den hatten sie da wahrhaftig in Uniform gesteckt. Die westlichen Korrespondenten wurden vor die Wahl gestellt - Internierungslager oder Eintritt in die Volksmiliz. Alle Journalisten zogen ins Lager - Holti

in die Miliz, wo er in rührender Weise einen alten Buick befehligte, auf dem ein Schild mit der Aufschrift »Dieses Auto ist jetzt ein Panzer« befestigt war, und so war er bereit für den Krieg, der dann dank Chruschtschows Vernunft und Kennedys Einsicht nicht stattfand. Holti jedenfalls hätte bereitgestanden, um den »atomverseuchten Sand aus Kalifornien«, den amerikanische Schiffsgeschütze angeblich nach Havanna herüberschießen wollten, mit großen Kiesschippen wegzuschaufeln und ins Meer zu kippen.

Als er zurückkam, war er immer noch voll des Lobes für die Revolution, die da im Cha-Cha-Cha-Rhythmus über die Straßen flanierte, und für Cuba libre (= ein Teil Kuba-Rum und zwei Teile Coca-Cola), aber seine Telegramme wollte er doch nicht mehr ganz wahrhaben, wir bewahrten sie noch lange auf. Er ist kürzlich gestorben.

In jenem ersten richtig freien Jahr 1964 suchte und fand ich lauter neue junge Leute. Erstens durften sie natürlich nicht viel kosten, sie kamen ja auch gerade von der Schule und machten hier praktisch eine Volontärszeit durch, und zweitens war eine gewisse Blutauffrischung gut für das Blatt. Fast alle kamen aus dem Stader Provinzmief des Oberstudienrats Tiedemann, Leute um die dortige Schülerzeitung wie Stefan Aust, der bald Chef vom Dienst und Allroundredakteur wurde und nach etlichen Irr- und Umwegen schließlich SPIEGEL-Chefredakteur wurde, Charly Kunz, der ein Magazin in *konkret* aufbaute und danach als Soziologe für »dasda-avanti« Computertests entwarf, Rolv Heuer, den ich nicht ohne Grund für einen zweiten Rühmkorf an universeller Bildung und Begabung hielt und den ich von der Schulbank weg nach Dänemark, Rußland, Bulgarien, Rumänien und Teneriffa schickte, um darüber literarische Reportagen im Stil Egon Erwin Kischs zu schreiben, zusammen mit Michael Engler, einem begabten Fotografen, die waren zusammen noch nicht 40 Jahre alt.

Heike Doutine holte ich ebenfalls von der Schulbank weg zu *konkret,* Uwe Herms entdeckte ich auf einer Party, wo er Unveröffentlichtes vorlas, jetzt wurde es in einer Auflage von 100 000 gedruckt, in *konkret.* Freimut Duve taucht damals schon gelegentlich auf und in jedem Heft unser alter jüdischer Freund Robert Neumann und Wolfgang Neuss und Wolf Biermann und Lutz Lehmann und Jochen Ziem und einige gute und weniger gute Leute aus dem *stern.* Wie Gerd Heidemann, der seine Traven-Story hier ausbreiten

konnte und uns seine Kongo-Reportage schenkte, weil Nannen es abgelehnt hatte, die Bilder von erschossenen Lumumba-Anhängern mit den faustgroßen Löchern im Kopf ausgerechnet vor Weihnachten, zusammen mit Lebkuchenrezepten und gemütvollen Betrachtungen von Frau Sybille über altdeutsche Puppenstuben, zu veröffentlichen - so kamen *wir* zu den Kongo-Greueln, die die Bundesprüfstelle uns später als jugendgefährdend ankreidete. Einmal erwähnte Heidemann auch einen Mann, der im *stern* die Aufgabe habe, alle Artikel noch einmal umzuschreiben, sozusagen glatt und griffig zu machen, und ich merkte mir den Namen nicht: Peter Neuhauser, der einmal mit Gremliza zusammen den Putsch in *konkret* organisieren sollte, dem werden wir jetzt noch häufiger begegnen.

Doch unerwartet hatte sich 1965 eine durchaus ernstzunehmende Konkurrenz aufgetan: Gerd von Paczenskys Zeitung *Panorama*, die er nach seinem Ausscheiden aus der gleichnamigen Fernsehsendung und einem Gastspiel beim *stern* gegründet hatte. Also boten wir ihm in aller Freundschaft und Offenheit an, den Vertrieb für seine neue Zeitung zu übernehmen. Es kam auch ein Vertrag zustande.

Immer noch produzierten wir *konkret* sozusagen in Handarbeit. In unserer Bruchbude in einer finsteren Abrißgegend, die Springer aufgekauft hatte und in deren Räumen später die *Welt am Sonntag* und andere Springer-Blätter produziert wurden. Wenn ich 20 Jahre später Kai Diekmann, den Chefredakteur der *Welt am Sonntag* besuchte, befand ich mich in den gleichen Räumen, die einmal das neue, freie *konkret* beherbergt hatten. In den zerbröckelnden Häusern waren vorübergehend Sozialhilfeempfänger oder Asylanten untergebracht worden. Dort hatten wir eine ehemalige Wohnung mit dreieinhalb ineinandergehenden Räumen gemietet, wo die Manuskripte redigiert und in den Satz gegeben wurden, meist unausgezählt. Wenn wir zuviel Text hatten, wurde eben ein Bild weggelassen oder eine Seite mehr genommen, je nachdem. Die Bilder waren nie ganz ausgemessen, es wurde mehr über den Daumen gepeilt. Wenn ich wissen wollte, wie ein Bild in der Vergrößerung oder Verkleinerung »kommt«, wozu im *stern* ganze Apparaturen zur Verfügung standen, die in Minutenschnelle die gewünschte Bildgröße zur handlichen Ansicht ausspuckten, wenn ich mir also ein anderes Bildformat vorstellen wollte, kniff ich das eine Auge zu-

sammen und hielt das Bild in größerer oder kleinerer Entfernung vor das andere Auge. So war es auch bei den Titelschriften. Eine Vorausplanung für mehr als einen Monat hatten wir nicht, oft genug gab es zu viele Kulturartikel, aber zuwenig politische Reportagen, oft zuviel Analysen und Leitartikel, aber zuwenig oder überhaupt keinen Sexartikel, denn wer von uns wollte den schon Verfassen, er galt als notwendiger, aber schwer zu schreibender Bestandteil des Heftes, meist behalfen wir uns mit Vorabdrucken. Am Ende gelang es dann noch immer - fast immer! -, eine politisch brauchbare und lesbare Mischung zustande zu bringen.

Paczenskys Zeitung verhielt sich zu uns wie ein gutes Restaurant zu einer chinesischen Garküche in Hongkong, wo aus den Abfällen von gestern mit vielen Gewürzen der Mischmasch von heute gekocht wird und ein Mann mit einem Wägelchen und mehreren Suppentöpfen herumzieht. Paczenskys Ausstattung glich dann schon mehr einem Mittelklasserestaurant als einer solchen Imbißbude, wie wir sie waren. Der Fehler, den »Pacz« und seine Leute machten, war, daß sie nicht durchrechnen wollten oder konnten, daß eine Zeitschrift wie *Panorama* nie mehr an Ausstattung als eine solche Garküche finanzieren konnte, wenn sie nicht von Zuschüssen abhängig sein wollte. Und wer gibt schon Zuschüsse ohne Gegenleistung? Das wußten wir ja sehr genau. Die IG Metall bürgte nur für den Kredit.

Das Experiment dauerte über ein Jahr. Übrig blieben ein nunmehr mit Datenverarbeitung arbeitender *konkret*-Vertrieb, den wir uns zugelegt hatten, und eine kleine Abfindungssumme, die Paczensky bei der Auflösung des Vertriebsvertrags an uns zahlte. Von der kaufte ich später meinen ersten Mercedes. Der meinen dauerhaften Ruf begründete, ein Kapitalist zu sein, und zwar ein »Mercedes-Kapitalist«. Nichts ist so anfällig für Schlagworte und magisches Denken wie die linke Öffentlichkeit. Hier meint man wirklich noch, den Teufel an Pferdefuß und Schwefelgeruch zu erkennen: Hätte ich einen gleich teuren und schnellen Volvo in unauffälliger Farbe gekauft, hätte es niemanden gestört. Sogar einen BMW hätten sie verziehen, schließlich war das später, wenn auch geklaut, der Wagen von Andreas Baader. Aber einen Mercedes, und dann noch weiß, das war zuviel, so einer kann keine linke Zeitung herausgeben. Es war zu viel, ich gestehe es.

Schlimmeres kam hinzu: Im Frühjahr '65 übersetzte ich ganz nebenbei noch ein Buch für den Verleger Krohn (Porno-Krohn), diesmal aus dem Holländischen: »Ik, Jan Cremer«, ein Hohelied auf die holländischen Provos und vor allen Dingen auf den halbgenialischen und halbintellektuellen Autor selbst, Jan Cremer. Um die ganze schwierige »Ubersetzung« in Ruhe zu schreiben, fuhr ich ein paar Tage an die Nordsee. An sich hatte ich in das ruhige St. Peter fahren wollen. Ulrike aber sagte: »Fahr doch nach Sylt, geh nach Kampen, vielleicht kannst du da gleich eine Reportage drüber schreiben.« Sie kannte über Manthey Leute, die dort hinfuhren, war selber auch schon mal dort gewesen und gönnte mir immer das Beste. Unser alter Freund, der Lautensänger Wolfram, lebte auf Sylt und besorgte mir eine spottbillige Pension, die auch in der Lüneburger Heide hätte liegen können. In Kampen.

Ich sah gleich auf Anhieb, das hier war mehr als ein Urlaubsort, es war eine Weltanschauung, eine Lebensphilosophie. Eine hochbrisante, einmalige Angelegenheit, kein Thema für eine Reportage, sondern eher für ein Buch. Ich brachte die Übersetzung mit dem affigen, immerfort Harley Davidson fahrenden Holländer schnell zu Ende und fing noch im Mai eine ausführliche Reportage an: »Die Nackten und die Reichen«. Ich beschrieb und denunzierte neidlos und liebevoll das schöne, einfache, zwanglose Leben der reichen Leute von Sylt, die zu großen Teilen mit den reichen Leuten der Bundesrepublik identisch waren und sind. Mit jenen also, die bisher in unseren Artikeln pauschalisierend und ohne jede Detailkenntnis als die Reichen, die Ausbeuter, als »die da oben« beschrieben wurden, als eine anonyme, konturlose Masse. Jetzt beschrieb ich mit Namen und Einzelheiten das Leben der Geldfürsten, die hier den Mehrwert an einem Abend durchbrachten, lässig und unaufdringlich, selten protzend und nur in Ausnahmefällen Zigaretten mit 20-Mark-Scheinen anzündend, das galt als unfein. Das gab es aber, ich habe es gesehen und nicht vergessen.

Ich entwarf damals schon den Plan einer Reportageserie, die das Leben derer da oben und das Leben der 100 000 da unten konterkarieren und gegenseitig beleuchten sollte. Mir schien jede journalistische Agitation taktisch besser bei dem Hermelinmantel des letzten Krupp-Erben angesetzt als, wie bisher bei den linken Schreibern

üblich, bei den Häusermieten und Plumpsklos der Krupp-Arbeiter. Man müßte an dem Illustrierteninteresse der kleinen Leute an Oberschichtenklatsch anknüpfen und so Aufklärung über ihre eigene Lage und Lebensbedingungen herstellen. Einen Plan, den ich erst Jahre später mit Wallraff und Engelmann verwirklichen konnte, in der Serie der »Zangenreportagen«, die nach langen Vorbereitungen zwischen 1969 und 1972 regelmäßig in *konkret* erschienen und später als Buch ein Bestseller wurden: »Ihr da oben, wir da unten«. Der Titel war, wie alle Überschriften in unserem Heft, von mir.

Kampen faszinierte mich weiter. Der ersten Serie, die den Kampener Betrieb und den Kapitalismus mitten ins Herz traf, aber, da nur beschriebenes Papier, nicht den geringsten Schaden anrichtete, sondern zusammen mit Kubys gleichzeitiger Reportage im *stern* nur noch mehr Journalisten und Seh-Leute nach Kampen brachte, ließ ich eine Doppelreportage, »Kampen und Rurberg«, folgen. (Rurberg ist ein Eifeldorf, in dem Arbeiter aus dem Ruhrpott Ferien machen.) Es war die erste Doppelreportage der geplanten Serie und wurde von allen Kritikern sehr gelobt. Dennoch wurde »Kampen« ein weiterer Baustein zu meinem Negativimage, an dem spätestens ab 1965, als sich herausstellte, daß die Zeitung überlebt hatte und ihre Auflage steigerte, Freunde und Feinde, Ultralinke und Liberale, Konservative und ganz Rechte und Rechtsradikale in seltsamer Einigkeit und unerklärlichem Haß und Eifer arbeiteten: »Ein Kommunist mit Haus in Kampen und weißem Mercedes!« Wahr ist, daß ich fortan fast jeden Sommer einige Wochen auf Sylt lebte, in jenem reizenden Häuschen mit den Lüneburger-Heide-Preisen, mich von der liebenswürdigen, mich bemutternden Wirtin Anni Schugardt nicht mehr trennen mochte. Die Luft der bei gutem Wetter mit nichts zu vergleichenden Inselsommer nicht mehr missen mochte. Nicht die Stunden, wo wir mit Wolfram an der schmälsten Stelle der Insel saßen, Rotwein trinkend und Bellmann-Lieder singend, im Juni, in den langen Nächten, wenn das Sonnenuntergangsrot hinter der Westküste die ganze Nacht nicht weichen wollte, bis wir im Osten das Rot des Sonnenaufgangs fast gleichzeitig aufleuchten sahen. Es gibt nur ein Sylt.

Im Jahr '65 war noch Folgendes passiert. Im März beginnen wir mit einem Artikel von Bertrand Russell unsere jahrelange Kampagne gegen den Vietnamkrieg der Amerikaner. Hier flattert schon, über fast zwei Seiten im Heft, die Vietcongfahne auf einem erober-

ten Bunker. Dieses Thema wird die deutsche Jugend und Intelligenz bald nicht mehr loslassen, wird eines der Hauptmotive für die große Jugendrebellion, die alles umstülpen, alles ergreifen und verändern wird, auch *konkret,* uns alle, Freund und Feind.

## *Ein Haufen loser Steine: Kleine Ursache, große Wirkung*

Eines Tages um 1966 kam ich nach Berlin, in Wolfgang Neuss' Büro, da saßen Horst Rieck und Alexander Rauter und Tomayer und Monika Koegler (die später Sperr heiratete) und noch ein paar Mann vom SDS. Die wollten irgend etwas gegen den Vietnamkrieg tun, der gerade eskalierte. Alle waren der Ansicht, was *konkret* schon seit einem Jahr behauptete: Dies war ein Krieg der Amerikaner gegen das Volk von Vietnam. Sie saßen dort, etwa sieben Leute, ziemlich müde und resigniert herum und entwarfen ein Flugblatt, das wollte Neuss dann auf seine Kosten vervielfältigen.

Da geschah es, und Neuss (f) und Rauter (f) und Helga Voss und Tomayer sind meine Zeugen, daß ich leichten Sinnes einen Vorschlag machte, der in seiner Tragweite gar nicht abzusehen war und vielleicht (!) unübersehbare Folgen gehabt hat - zertritt einen Schmetterling und tausend Jahre später löst das eine Hungersnot aus -, ich sagte den zunächst skeptisch zuhörenden, zuletzt aber atemlos lauschenden Kommilitonen dieses (*ich* war es):

»Wenn ihr morgen vor der amerikanischen Botschaft oder vor dem Amerikahaus demonstriert und diese Flugblätter verteilt, was geschieht dann? Dann schickt der amerikanische Botschafter dem Pentagon, das die Napalmangriffe auf Vietnam anordnet, noch nicht einmal ein Postkärtchen mit Schiffspost, die drei Wochen braucht. Aber wenn etwas passiert, was denen weh tut, wovon die Öffentlichkeit Notiz nimmt, dann schickt der ein Blitzfernschreiben ans Pentagon: Die Bevölkerung von Westberlin ist ebenso wie die in Paris, in Stockholm, Rom und Genf, Wien und München gegen uns. Wir verlieren jede Basis in Europa bei den Leuten. Das wirkt. Wenn es nur die Ermordung von 20 Menschen verhindert, wenn es nur den nächsten Napalmangriff auf Vietnam um zwei Wochen verzögert. Sie werden sich vorsehen, sie werden beobachtet. Aber wie ihnen das klarmachen? Ich will nichts Konkretes sagen, aber die Argumente liegen auf der Straße. Ist euch schon mal aufgefallen, daß

die Wände des Amerikahauses aus purem Glas sind? An der Ecke Joachimsthaler Straße liegt ein ganzer Haufen schlagender Argumente.«

Wie langsam die Entwicklung geht. An der Ecke Joachimsthaler Straße, in der unmittelbaren Nähe des Amerikahauses, war tatsächlich die Straße für Bauarbeiten aufgerissen. Dort lagen aufgeschichtet schöne runde Haufen handlicher, genau faustgroßer Pflastersteine. Aber niemand nahm sie am nächsten Tag auf und warf eine Scheibe des Amerikahauses damit ein. Das hätten damals selbst die Kühnsten nicht gewagt. Aber eine symbolische Ersatzhandlung brachten sie immerhin fertig, und die löste ungeheuren Druck, aber dann auch Gegendruck aus und ein halbes Jahr später tatsächlich Pflastersteine: Man warf an jenem Sonnabend, dem 4. Februar 1966, sechs zuvor in einem Supermarkt gekaufte holländische Frischeier gegen die Scheiben des Amerikahauses. Außerdem hatten Rieck und ein paar andere Studenten - ich glaube, es war auch Georg von Rauch dabei und jener »Bommi« Baumann, inzwischen zur Gewaltlosigkeit zurückkonvertiert, die hatten in der Nacht Plakate geklebt, ohne Genehmigung einfach irgendwohin, zum Beispiel auf Litfaßsäulen. Sie wurden noch in der gleichen Nacht gefaßt und festgenommen. Ihre »Verhaftung« heizte die erste Studentendemonstration noch mehr an. Es war das erste massive Auftreten antiamerikanischer Demonstranten in Westberlin.

An der Demonstration vor dem Amerikahaus nahm ich selbst gar nicht teil, ich war schon längst wieder in Hamburg, mußte den Text von Neuss in den Satz geben und eine neue Nummer herstellen. 1500 nahmen an der Demonstration teil, auch Falken und Jungsozialisten und SPD-Mitglieder (wie Neuss), und das Schärfste, was da an Parolen gerufen wurde, war schon: »Amis raus aus Vietnam!« Und: »Gebt die Studenten frei!« Und dann ebendiese sechs rohen Eier, von denen eins auch tatsächlich einen Polizisten getroffen und seine Uniform bekleckert hatte. Einen eigenen Anti-Springer-Slogan hatte Neuss auf ein Pappschild gemalt, und er hielt ihn bei der Demonstration hoch: »Jeder, der den Springer liest - auch auf Vietnamesen schießt!« Eigentlich eine ziemlich alberne Veranstaltung.

Aber diese kleine Demonstration löste eine heute unvorstellbare Aufregung bei der Berliner Presse und bei der Masse der Berliner Bevölkerung aus, die ja nicht ohne Grund strikt antikommunistisch dachte. Am 8. Februar fand eine Massendemonstration der Berliner

statt, bei der es zu lynchjustizähnlichen Szenen kam: »Unter Gewaltanwendung drängten mehrere hundert Menschen einige Jugendliche, die sich mit Zwischenrufen hervorgetan hatten, zum S-Bahnhof Zoologischer Garten. Sie wurden gezwungen, S-Bahn-Karten (nach Ostberlin) zu lösen und auf den Bahnsteig zu gehen.« So stand es in der *WELT*. Die Wirklichkeit war sehr viel schlimmer. Die studentischen Zwischenrufer wurden tätlich bedroht. Die handgreifliche »Abschiebung« nach Ostberlin, von gemäßigten Sozialdemokraten oder Polizeibeamten vorgeschlagen (»Geht doch in die Zone!«), war ein Ventil, das Schlimmeres verhütete.

Zwei Wochen später stand Neuss mit einem Köfferchen bei uns vor der Tür, begleitet von Monika und Horst Rieck. Er war aus Berlin »emigriert«. Folgendes war dort passiert: Der Westberliner Senat veröffentlichte offiziell ein Foto, das Neuss auf der Vietnam-Demonstration zeigte mit Hinweispfeil und dem Zusatz, daß an dieser Demonstration auch SED-Mitglieder teilgenommen hätten. Die Westberliner SPD schloß Neuss aus der Partei aus. Frühmorgens klingelte es an der Tür seiner Westberliner Wohnung. Ein Unbekannter schlug ihm mit voller Wucht eine Faust ins Gesicht. Während seines »Vietnam-Reports«, einer Montage amerikanischer Kriegsberichte und Wirtschaftsstatistiken, explodierte im Foyer seines Theaters eine kleine, auf die nahe Entfernung aber verheerend wirkende Brandbombe, die zum Glück niemanden verletzte. Neuss tat etwas für die damalige Zeit sehr Richtiges. Er trat die Flucht an, die in Wirklichkeit eine Flucht nach vorn war - in die Öffentlichkeit. Er stand damals noch auf dem Höhepunkt seiner Beliebtheit, war durch das Fernsehen Millionen Bundesdeutschen bekannt, und die politische Stimmung der Öffentlichkeit, zumindest in der Bundesrepublik, begann umzuschlagen. Solche Szenen wie in Westberlin mobilisierten die Studenten und wurden der Auftakt zu der 68er Bewegung.

Nun war Neuss also bei uns in Hamburg. Wir saßen bei Helga Voss[*] im Keller und schmiedeten Pläne. Ich bot ihm an, Räume in Hamburg zu suchen und sein politisches Kabarett nach Hamburg zu verlegen. Neuss zögerte lange. Augstein, der dem Kabarettisten und noch mehr dessen schwedischer Frau zugetan war, machte einen bescheideneren, aber auch realistischen Vorschlag, er lud

Biermanns Freundin, meine Freundin, Harry Rowohlts Freundin, Rauters Freundin, danach Rauters Frau.

Neuss ein, in seinem Haus auf Sylt mal richtig auszuspannen. Neuss nahm es seinem Freund Rudolf sehr übel, daß er als Reisegefährt nur einen schäbigen grauen VW Standard aus dem Vertriebspark des *SPIEGEL* abzweigte und ihn dadurch spüren ließ, daß sein Marktwert gesunken sei. Ich munterte ihn wieder auf, indem ich ihm meinen schönen roten Sportwagen zur Verfügung stellte. Mit dem fuhr Neuss später an die Riviera, besuchte auf Vermittlung der Brandt-Söhne und deren Mutter seinen Parteifreund Willy und erreichte, daß er wieder in die Partei aufgenommen wurde. Dafür hatte ich das Vergnügen, sechs Wochen in einem grauen *SPIEGEL-VW* herumzufahren. Diesen Konsumverzicht hat Neuss mir noch lange hoch angerechnet. Als er wiederkam, hatte er jedoch zu einem weiteren Exil keine Lust mehr, und er fuhr zurück nach Berlin. Die Entwicklung trieben dort inzwischen andere voran.

## *Die Viva-Maria-Gruppe: Keimzelle der Kommune 1*

Was jetzt nach Berlin hereindrängte und dort bald an der Universität Einfluß gewann, stammte aus einer ganz anderen Himmelsrichtung als wir, hatte andere Ausgangserlebnisse, andere Zielvorstellungen und andere Methoden. Das war seit den sechs rohen Eiern nicht mehr zur Ruhe gekommen, war auch nicht mehr allein auf Vietnam fixiert, das wollte weiter provozieren, immer weiter, von Stufe zu Stufe, wollte die ganzen versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen, nicht zum Einsturz wohlgemerkt - zum Tanzen. Zur Zeit experimentierte man mit Blumen, mit rohen Eiern, mit Puddingpulver, Juckpulver, weißem Mehl und weißen Sammelbüchsen und weißen Fahrrädern und allerhand fernöstlichem Mummenschanz. Bald würde man Späße machen über alles, über brennende Warenhäuser und Drogen und Drop-outs und tote Polizisten und Bomben und immer wieder Bomben. In diesem Jahr 1966 vollzieht sich ganz im stillen die Wandlung, etablieren sich die Propheten, üben sie ihre Sprüche ein, werden die Trompeten von Jericho gestimmt.

Irgendwann wanderten nach Berlin die Gründer der Kommune 1 ein, sie kamen aus München. Dort hatte es schon einen Probelauf gegeben, die Urkommune sozusagen. Rudi Dutschke gehörte dazu und Kunzelmann und Langhans und Teufel und Dorothea Ridder und andere Mädchen, die aber Randfiguren und namenlos blieben.

Auch unser späterer Auslandsredakteur Lothar Menne gehörte dazu, der Nachfolger von Holtkamp, er hat uns ausführlich darüber berichtet. Die Gruppe nannte sich - und dieser Name sagt alles über Herkunft und schnellen Ruhm und letzte Konsequenz - »Viva-Maria-Gruppe«. Für den, der den Film nicht kennt: Brigitte Bardot und Jeanne Moreau spielen zwei Chansonsängerinnen aus Paris, die in Mexiko über Land tingeln und sich einer Anarchistenbande anschließen, um dann inmitten blutiger Revolutionen mit Hilfe von sehr viel Sprengstoff das Geschehen zugunsten der notleidenden, aufständischen Bevölkerung zu beeinflussen. In dem Film ist wenig von den furchtbaren Niederlagen und Opfern der mexikanischen Revolution die Rede. Aber dauernd hört man es lustig krachen, wenn wieder eine Brücke gesprengt, ein Munitionslager in die Luft gejagt wird, und dazu wird gesungen und gespielt und wieder geknallt und gesiegt und geliebt, wie sich eben der Regisseur die Revolution vorgestellt hat.

Am Anfang stand also ein Film. - War es verwunderlich, daß am Ende wieder ein Film, wieder eine filmreife Legende von zwei mit Sprengstoff hantierenden Frauen stand, mit ein paar rauhbeinigen Gesellen als Helfern?

Der Film »Die RAF« von Bernd Eichinger und unserem damaligen ersten Mitarbeiter Stefan Aust hatte im September 2008 in Hamburg Premiere.

## *»Die Polizei braucht eine Muse - wir denken an Beate Uhse.«*

Den Beginn der neuen Bewegung verpaßt *konkret* wieder einmal, nimmt ihn nicht wahr. Um sich dann, wie damals beim »Atomtod«, um so intensiver darauf zu stürzen. Wir verpassen nicht nur die Anfänge, wir leugnen sie sogar, wir erklären sie für eine Erfindung von Springer-Journalisten. Die aber sind wie immer ganz gut informiert. Auf dem Umschlag unserer ersten Farbnummer - Haupttitel »Schwul. § 175«. Nebentitel: »Löst Wehner die SPD auf?« Bild: ein voll angezogenes, keineswegs üppiges Mädchen, gegen eine Wand gelehnt - kann man noch einen Nebentitel erkennen: »Rote Garde an der FU?« Der dazu gehörende Artikel hat den Untertitel: »Zeitungsente des Springer-Konzerns«.

Der Inhalt des Artikels: Es sei da neuerdings von Provos und Maoisten die Rede, sie hätten dem Rektor in einer Diskussion das Mikrophon entrissen und die Diskussion terroristisch gesprengt und dabei - man höre und staune - Mao-Abzeichen am Rockaufschlag getragen, auch graue Mao-Anzüge. Sie hätten der Polizei mit einer neuen flexiblen Taktik größere Schlachten geliefert, hätten sich selber auch Rote Garde genannt und gerufen: »Lang lebe Mao!«

Das war Charly Kunzes größter Irrtum. Es gab sie wirklich. Nur schirmte man ihn, der erst Tage nach der »Spaziergangsdemonstration« kam, von allen Quellen ab, ließ ihn die militante Seite der Neuen Linken nicht sehen, und nur freundliches Gelabere von Blumenkindern ä la USA wurde ihm vorgeführt. So stand es dann in *konkret* Die Demonstranten hätten locker auf dem Kudamm flaniert und ein albernes Flugblatt verteilt, zur Verunsicherung der Polizisten, die humorlos drauflosgeprügelt und 88 Studenten verhaftet hätten. Das Flugblatt stammte aus der Teufel-Langhans-Kommune und hört sich allerdings völlig gewaltlos an. Vor Weihnachten auf dem Kudamm, mitten im weihnachtlichen Einkaufsbummel wird es verteilt, anläßlich einer nicht genehmigten Demonstration gegen den Polizeieinsatz vom Vortag, dem Tag des ersten studentischen Gewalteinsatzes.

## *Las Benno Ohnesorg Ulrike Meinhofs Persienartikel?*

Im April '67 bereiten sich alle Anhänger und Gruppen der »antiautoritären Bewegung« offen auf die Konfrontation mit der Staatsgewalt vor. Propagandistisch ist der Besuch eines unter Anwendung von Terror und Folter regierenden Machthabers ein hervorragender Ansatzpunkt, fast so provozierend, wie es etwa ein Besuch des südvietnamesischen Generals Ky gewesen wäre. Die neue Generation, die jetzt die Universitäten bevölkert, durch keine antikommunistischen Argumente mehr zu treffen und auch objektiv frei von jedem Liebäugeln mit den orthodoxen kommunistischen Staaten, brennt darauf, dem herrschenden Establishment ihre Empörung förmlich ins Gesicht zu schreien. Hier hat nicht mehr eine einzelne Studentin, sondern Tausende Vertreter einer studentischen Generation haben den Ruf »Man muß etwas tun!« verspürt. Sie wollen tat-

sächlich Druck ausüben, mehr als eine kleine nichtssagende Zeitungsmeldung auslösen, sie wollen - und können noch nicht ahnen, wie sehr ihnen das gelingen wird (freilich mit einem Todesopfer) - die diplomatischen Beziehungen der Bundesrepublik ernsthaft trüben, womöglich zum Abbruch treiben.

Publizistisch ist der Protest gegen den Schahbesuch vorbereitet wie noch nie. Gerade im März ist in der Reihe »rororo aktuell« ein Buch über Persien herausgekommen: Bahman Nirumands »Persien, Modell eines Entwicklungslandes oder die Diktatur der freien Welt« mit haarsträubenden Fakten über den Feudalherrscher, der da in die Bundesrepublik einreisen will. Rowohlt-Verlagsleiter Fritz Raddatz (jener Tucholsky-Spezialist aus der DDR, er ist inzwischen wieder im Westen) stellt auf Rühmkorfs Bitten hin den Studenten 500 Exemplare kostenlos zur Verfügung. Das ist eine ganze Menge, gewiß. Aber was ist das gegen die 200 000 Exemplare von *konkret*, die am 28. Mai ausgeliefert werden sollen und in denen die Polemik gegen den Schah noch pointierter herausgearbeitet ist. In dieser Nummer steht Ulrike Meinhofs »Offener Brief an Farah Diba«, mit Bildern von Ulrike und Farah, von Frau zu Frau gewissermaßen, und wer nach der Lektüre dieses Artikels nicht mit demonstrieren ging, mußte schon ein ziemlich dickes Fell haben.

Der Autor des Persienbuchs Nirumand wohnt in Westberlin, gehört zum engen Kreis um Rudi Dutschke. Er reist herum und bereitet auf seine Weise den Schahbesuch vor, ebenso die persischen Studentengruppen an den deutschen Universitäten. Dennoch ist unser »Offener Brief« wohl das am weitesten verbreitete, am breitesten gestreute und wohl auch wirksamste Agitationsmaterial. Es ist dazu geeignet, auch ganz unpolitische Studenten und Studentinnen zu mobilisieren. Wir wissen nicht, ob der politisch kaum aktive Student Benno Ohnesorg aus Hannover durch die Lektüre jenes »Offenen Briefs« zu seiner Teilnahme an der Schahdemonstration vor der Oper veranlaßt wurde und ob er *nur* der letzte Auslöser seines Entschlusses war. Möglich wäre es durchaus, sogar wahrscheinlich. Aber: Daß überhaupt viele zehntausend Studenten am Vorabend des Schahbesuches Ulrikes »Offenen Brief« in der Hand halten, verdanken wir ausschließlich unserer schnell reagierenden Vertriebsabteilung, die den Farah-Diba-Brief als Flugblatt vervielfältigt und rechtzeitig an die Unis versandt hat. Unsere Zeitung selbst ist blockiert. Von Augstein.

Im Juniheft, das zum Schahbesuch erscheint und in dem Ulrikes »Offener Brief« abgedruckt ist, steht auch eine Parodie, die wir »political fiction« nannten, die ich in Analogie zu Robert Neumanns Literaturparodien entwickelt hatte und von denen wir schon eine im Dezember '64 mit großem Erfolg gedruckt hatten: »Ulbricht löst die DDR auf!« Als politische Science fiction: Eine fingierte dpa-Meldung: Ulbricht hätte die Auflösung seines Staates gegen Zahlung von 185 Milliarden Entwicklungshilfe angeboten und das Aufgehen der DDR in der Bundesrepublik. Dazu kommen, faksimileartig gedruckt, »Zeitungsausschnitte« aus den wichtigsten Presseorganen mit den Stimmen der Kommentatoren: Gräfin Dönhoff in der *Zeit,* Nannen im *stern,* Martin Morlock im *SPIEGEL,* Hertz-Eichenrode in der *Welt* usw. Die dpa-Meldungen schrieb ich, die Kommentare stammten von Ulrike und Jürgen Holtkamp, die sich zu wahren Kleinmeistern der Parodie entwickelt hatten.

Diesmal hatten wir, angeregt durch Augsteins Druckvertrag mit Springer, der damals ziemliche Empörung auslöste, die Meldung »*SPIEGEL* an Springer verkauft« fingiert und dazu recht heitere Parodien geschrieben. Unser juristischer Fehler war, daß wir auf dem Titelblatt ein *SPIEGEL-F*aksimile, naturgetreu in Orangeton, abgebildet hatten. Das entsprach dem Tatbestand der unerlaubten Verwendung eines fremden Markenzeichens. Verlagsdirektor Becker sah eine Chance, die ständig Nadelstiche gegen den großen Bruder austeilende Konkurrenz zu deckein.

*konkret* war tatsächlich eine Konkurrenz. Unsere Auflage entwickelte sich während der antiautoritären Bewegung stürmisch, 14tägliches, gar wöchentliches Erscheinen war geplant, und den *SPIEGEL* trifft auch ein Absinken von nur zehn Prozent seiner Auflage schwer, weil er dann in Gefahr gerät, unter die den Markenartikelfirmen vertraglich zugesicherte »Garantieauflage« zu fallen. Augstein selber war auf Sylt, plädierte instinktiv gegen eine einstweilige Verfügung, aber Becker setzte sich durch, und der Skandal war perfekt.

Die ganze *konkret*-Auflage mußte entweder Nummer für Nummer geschwärzt oder um die entsprechenden Seiten beschnitten werden, oder die Ausgabe würde nicht verkauft werden. Damit wäre *konkret* auch aus der deutschen Zeitungslandschaft ver-

schwunden, denn im Gegensatz zum *SPIEGEL* verfügten wir über keinerlei Reserven, um einen solchen Verlust - zirka 130 000 Mark - je wieder aufzufangen. Wir mobilisierten die Presse, die befreundeten Journalisten und Autoren. Es mußte gelingen, den *SPIEGEL* unter massiven Druck zu setzen, sonst wären wir verloren.

Es gelang uns tatsächlich. Der *SPIEGEL* hatte die schlechteste Presse seit langem. Die *Zeit* erinnerte daran, daß der Schlag gerade jene treffen müsse, die einst demonstrierend vor dem Hamburger Untersuchungsgefängnis gestanden hatten - tatsächlich hatten wir 1962 dem SPIEG£L-Skandal zwei Titelbilder gewidmet. Die *Frankfurter Rundschau* sprach sogar von einer zweiten *SPIEGEL*-Affäre. Auch der sozialdemokratische *Vorwärts* verglich das Vorgehen des *SPIEGEL* mit dem Vorgehen der Bundesregierung gegen den *SPIEGEL* von 1962. Am meisten aber mußte die *SPIEGEL*-Leute wohl das kleine Gedicht von Eckhart Hachfeld im *stern* treffen, der als »Amadeus« für Millionen stern-Leser diese scheinbar witzigen, für das Image des *SPIEGEL* verheerenden Verse drucken ließ:

*»Augstein schlug mit Vehemenz*
*nach der kleinen Konkurrenz,*
*weil ein Späßchen in* konkret
*sich auch um den* SPIEGEL *dreht.*

*Augstein glaubt, er darf allein*
*zynisch und satirisch sein,*
*und verträgt als kleiner Gott*
*an sich selber keinen Spott.*

*Daß einmal im* SPIEGEL *-Falle*
*für die Pressefreiheit alle*
*zu ihm hielten - groß und klein -,*
*muß ihm wohl entfallen sein.*

*Amadeus meint: Der Hieb,*
*selbst wenn er nur Drohung blieb,*
*traf als Tiefschlag sozusagen*
*doch uns alle in den Magen.«*

Augstein, nach Hamburg zurückgekehrt, veranlaßte sofort eine Zurücknahme der einstweiligen Verfügung beziehungsweise verzichtete auf seine Rechte daraus, und am 5. Juni war *konkret* wieder im Handel, sein Bekanntheitsgrad bei der Bevölkerung der Bundesrepublik hatte sich von 1,2 auf 2,0 fast verdoppelt. Obendrein wirkte auch noch die Begründung des *SPIEGEL* für seinen Rückzieher unglaubwürdig und verlegen: Man habe erst aus der Presse erfahren, daß die einstweilige Verfügung eine Existenzgefährdung darstelle, und deshalb verzichtet.

In dem Heft, in dem das »Lieber *SPIEGEL*-Leser« steht, ist ein Bericht über die Erschießung Benno Ohnesorgs abgedruckt: »Kesselschlacht«. Daraus geht hervor: Die Polizei wollte diesmal die Schahdemonstranten nicht nur zerstreuen, wollte nicht nur Ruhe und Ordnung, sie wollte einschüchtern, auch für die Zukunft. Einsatzführer hatten schon am Abend zuvor geäußert: »Jetzt gibt es Dresche.« Die Studenten wurden eingekesselt nach allen Regeln der (Bürger-)Kriegskunst, einzeln herausgegriffen und abgeführt und, wenn sie sich wehrten, ziemlich hart mit Gummiknüppeln verprügelt. Diese Studenten hatten damals nachweislich keine Steine bei sich, sondern scharrten sie sich in panischer Angst aus dem Straßenpflaster, weil der Mensch die Tendenz hat, sich zu wehren, sich nicht wehrlos schlagen zu lassen. In Zukunft hatten viele Studenten die Steine schon in der Tasche und bald auch Molotowcocktails und Rauchbomben und Schlimmeres. Das besondere Über-das-Zielhinaus-Schießen führte bei Kurras dazu, daß er nicht nur prügelte, sondern, eingeschlossen von einer Masse von Studenten, in Panik schoß. Er wurde später freigesprochen beziehungsweise nur wegen Überschreitung der Notwehr und fahrlässiger Tötung verurteilt.

Daß Studenten in ohnmächtiger Wut an jenem Tag gerufen haben: »Wir schießen zurück«, stand nur in einer Springerzeitung, aber wir wissen es heute besser (Gudrun Ennslin war es, die vorschlug, eine Polizeistation zu stürmen und sich zu bewaffnen.)

Was immer man gegen die spätere Gewalteskalation sagen mag, die schrittweise bis zum Schußwaffengebrauch der RAF führte, wie sehr man den Rückschritt der Zeitgeschichte in die Epoche des Wilden Westens als unsinnig verdammen mag - niemand, der ernsthaft um das Verständnis dieser Zeit und solcher zeitgeschichtlichen Personen wie Ulrike Meinhof bemüht ist, kann ignorieren, daß die Mehrheit dieser »Räuber«-Truppe, die der ganzen Gesellschaft den

Kampf angesagt hatte, immer noch aus dem Gefühl heraus handelte, das sich damals entwickelt und sich nach dem Attentat auf Rudi Dutschke noch verschärft hatte: zurückschießen zu müssen.

Allerdings muß man sich die Entwicklung, besonders bei Ulrike, nicht geradlinig vorstellen. So etwa, als hätte sie jetzt, voller Zorn und Trauer über den Tod von Ohnesorg erstarrt, darüber nachgegrübelt, wie man zu Waffen kommen und eine Rote-Armee-Fraktion aufbauen könnte. Im Gegenteil. Ulrike war in diesem Frühjahr nach den Schahdemonstrationen, nach Ohnesorg, während des langen heißen Berliner Sommers mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Ulrike streifte durch die Hamburger Antiquitätenläden und suchte nach Jugendstillampen von Tiffany oder seiner Schüler. Denn sie richtete ein Haus ein.

Wir hatten ein Haus gekauft. Ein schönes, altes Haus in Hamburg-Blankenese. Besser gesagt, Ulrike hatte es gekauft und mich daran beteiligt. Es war eine Gelegenheit. Ein Schnäppchen. Wie man sich erinnert, herrschte '66 ein Konjunkturtief. Bargeld war knapp. Bei uns aber herrschte gerade ein Hoch. Wir hatten beide ein bißchen mehr Geld verdient, als wir zum Leben brauchten. Ende 1966 schlossen wir zur Finanzierung einen Bausparvertrag ab, und im Frühjahr hatten wir das Haus. Es stammte aus dem Jahr 1914, lag in einem großen Garten mit vielen alten Bäumen und wies ein paar Jugenstilelemente auf. Ulrike hatte angefangen, die ersten (Pseudo-)Tiffanylampen hereinzuhängen und es mit dem Nötigsten einzurichten, da ging in dem beschleunigten Tempo, mit dem in diesem Jahr alle Dinge geschahen, unsere Ehe auseinander. Im Herbst war die Einweihungsparty - im Winter zog Ulrike schon wieder aus. So blieb das Haus im wesentlichen uneingerichtet bis auf ein paar alte Schränke, die noch von früher stehengeblieben waren, durchweg Sachen mit Sperrmüllqualität.

Nach und nach aber wurde es immer kostbarer und wertvoller ausgestattet. Nicht von mir und nicht in der Realität, wohl aber von der Phantasie der Zeitungs- und Illustriertenschreiber.

Nach jedem Skandal, jeder Hausbesetzung und Redaktionsrevolte, nach jedem Rockerüberfall, nach jeder neuen Situation in Ulrikes abenteuerlichem Leben oder meinen redaktionellen Querelen wurde das Haus kostbarer und aufwendiger eingerichtet, einer schrieb vom anderen ab und fügte stets noch etwas Eigenes dazu: Zuerst war es nur mit »wertvollen Jugendstilmöbeln« ausgestattet, dann mit Louis-XVI-Möbeln, mit antiken chinesischen Vasen, und

an den Wänden wollte man wertvolle alte Stiche gesehen haben. Grund genug für allerlei obskure politische Gruppen, Kontributionen von mir zu fordern, und für die Öffentlichkeit, mich für einen äußerst gerissenen Geschäftemacher zu halten, der seinen Kontrahenten immer eine Nasenlänge voraus war. Wie unrecht sie gerade damit hatten, wurde mir selbst erst allmählich bewußt. Ich verstand von Geschäften und Zahlen leider das allerwenigste. Mein Freund und Kompagnon Steffens verstand etwas mehr, konnte sich aber nie richtig durchsetzen, und eine steinalte und selbst dem Finanzamt ehrwürdig erscheinende Buchhalterin hatte ebenfalls keine Ahnung. So verdienten wir zwar einige Jahre lang viel Geld, aber die Tatsache, daß man für jede entnommene Mark Einkommensteuer zu zahlen hat, wurde mir hartnäckig verborgen gehalten.

Während Ulrike an einer größeren Funkarbeit über Hilfsschulkinder (»Dumm, weil arm«) schrieb und das Haus einrichtete, fuhr ich nach Berlin, um mir die neue Bewegung aus der Nähe anzusehen. Rudi Dutschke verschaffte mir Zutritt zur Kommune 1, bei der es eigentlich unmöglich war, ein Interview zu kriegen, ohne gleich tausend Mark auf den Tisch zu blättern. Dutschke kannte ich bisher nur von Telefongesprächen, Ulrike hatte ihn irgendwo bei einer Diskussion kennengelernt, und wir hatten ein Interview mit ihm abgedruckt. Sein erstes Interview in einer Massenauflage. Auf die Seite neben dem Dutschke-Text hatte ich, einer inneren Eingebung folgend, ein Interview mit Manfred Kapluck gestellt, der um diese Zeit zum erstenmal öffentlich - und wieder legal - auftrat, als Mitglied eines fünfköpfigen »Initiativausschusses für die Wiederzulassung der KPD«, der nach einem stillschweigenden Abkommen mit der Bundesregierung unbehelligt blieb und schließlich die Bildung der DKP vorbereitete.

Ich war damals fest davon überzeugt, daß mein Freund Manfred Kapluck der kommende Mann in der neuen Partei sei, aber das traf nur für die Anfangszeit zu. Nach der Wende wurde er mehr oder weniger kaltgestellt, und er verbitterte zusehends. Er hält sich auch heute noch am liebsten in seinem Heimatbezirk Essen auf, wo er seine treuesten Anhänger hat (eine Hausmacht, wenn man ein Dutzend Mitglieder so nennen will). Und wenn Sie das Bedürfnis verspüren, einmal einem überzeugenden Kommunisten gegenüberzusitzen, dann fahren Sie nach Essen. Da ist er auch 2008 noch zu erreichen. Im Kreisbüro der DKP. Aber seien Sie gewarnt: Sie könnten es als Parteimitglied verlassen.

Noch freilich war von einem Abflauen der 68er Bewegung nichts zu spüren, im Gegenteil, jeder hatte das Gefühl, daß jetzt die Zeitenwende gekommen sei. Noch ein kleiner Stoß, noch eine schlaflose Nacht, noch eine harte Konfrontation mit der Polizei, eine Haus-, Universitäts- oder Schulbesetzung, und schon würde die Macht der Herrschenden wackeln. Symbolhandlungen wurden für gesellschaftliche Veränderungen genommen und eigene Hochgefühle für den Aufbruch der Massen. Vergeblich warnte Dutschke, rief zu Geduld und Zähigkeit auf und zum »Langen Marsch durch die Institutionen«. Man ließ es dabei bewenden, eine Oberschule zu besetzen und sie mit großen roten Transparenten zu behängen und so umzutaufen: »Rosa-Luxemburg-Schule«. Nach zwei Tagen räumte die Polizei das Gebäude, oder die Eltern holten ihre 15jährigen Kinder nach dem Unterricht ab. Verändert hatte sich erst mal nichts. Aber man hüpfte in Springdemonstrationen zu einem skandierten »Ho-Ho-Ho-Tschi Minh« über die Straßen. Die Revolution, besser die politische Jugendbewegung, tat endlich etwas, auf das wir bei den Ostermärschen lange gewartet hatten: Sie machte wieder Spaß. Die verständliche Folge: Sie wurde »massenhaft«.

Änderte sich dadurch die Gesellschaft zum Besseren? Alle, die das erwartet hatten, wurden bitter enttäuscht. Zwar hatte Lenin einmal gesagt, wenn die Theorie die Massen ergreift, wird sie zur materiellen Gewalt. Hier aber wurde keine Theorie massenhaft, sondern oft nur ein vages Gefühl des Unbehagens wich einem Hochgefühl, wenn es sich endlich einmal artikulieren konnte. Zum zweiten waren das auch nicht gerade die Warenproduzenten, die sogenannten Lohnabhängigen, die hier bewegt wurden, sondern ein lustiges Uberbauvölkchen, vorwiegend aus privilegierten Elternhäusern stammend und von Vaters Wechsel lebend. So wurden alle enttäuscht, die von dieser Überbaurevolte eine gesellschaftliche Sprengkraft erwarteten, die Revolte der 68er, wie man sie wenig später nannte, entfaltete ihre Wirkung erst, als die Mitglieder der geschlagenen antiautoritären Bewegung sich wie eine Diaspora über die ganze Bundesrepublik und die politischen Institutionen verbreiteten, um in zäher Bemühung in Verlags- und Funkhäusern, Universitäten und Schulen, Krankenhäusern und Kinderheimen, in Frauengruppen und in den Parteien Kleinarbeit zu leisten. Schon

früh erkannten wir, daß *konkret* bei der Organisierung und Koordinierung aller verstreuten Einzelgruppen und Einzelpersonen eine wichtige Aufgabe und auch eine Chance zufiel. Jetzt, im Sommer 1967, sahen wir uns noch einmal mit einer weiteren Auflagensteigerung konfrontiert. 14tägliches Erscheinen schien ein Gebot der Stunde zu sein. Dutschke wird bei uns ständiger Kolumnist für Buchrezensionen (politischer Kolumnist ist Sebastian Haffner), und alle Ereignisse in der linken Szene werden in *konkret* reflektiert, kommentiert, manchmal auch vorbereitet. »Erst etwas machen und dann darüber schreiben!«

Die handelnden Personen werden bei uns vorgestellt oder sind bereits *konkret*-Autoren.

Kein Wunder, daß das sogenannte und auch sehr real existierende liberale »Establishment«, in unserem Falle die intellektuelle Elite der Hansestadt Hamburg, uns an ihre Brust zog. Buchstäblich. In einer solchen, letzten Endes der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung dienenden Großgruppe besagten Regeln, die funktionierten wie das Gesetz der kommunizierenden Röhren, daß man einen Oppositionellen persönlich kennenlernen und ihm gut zureden muß. Geht er darauf ein, ist er eingemeindet und hat bald aufgehört, ein Spielverderber zu sein, geht er nicht darauf ein, wird er isoliert und verschwiegen, ausgegrenzt, stillgelegt, jedenfalls unschädlich. Wir hatten diesen Mechanismus schon bei Hans Werner Richter und der Gruppe 47 kennengelernt, hier wurde er noch deutlicher.

Den Sommerurlaub verbrachten Ulrike und ich in Kampen auf Sylt. Dort, wo alle Hamburger Gesellschaftszirkel, sonst in den verschiedensten Stadtvierteln und zu verschiedenen Zeiten zusammenkommend, zwischen Mitte Juli und August in einem einzigen Dorf leben und feiern, wurden wir mit erstaunlicher Hochachtung, ja freundschaftlich aufgenommen. Ulrike informierte die über die neue Entwicklung erstaunte, aber sehr interessierte Gesellschaft sozusagen aus erster Hand über die Lage. Nackt, in ihrem Strandkorb in der Nähe der Buhne 16. Es war, als besuchte man zur Zeit der Indianeraufstände einen Eingeborenenhäuptling in seiner Hütte. Ulrike wurde nicht verlacht, bespöttelt oder gar verachtet, man hörte ihr gerne zu, sie war charmant, schön, in der Diskussion jedermann überlegen, sie war, wie diese Leute sagen, »gescheit« - ein entsetzlicher Ausdruck, der bezeichnenderweise fast ausschließlich auf

Frauen angewandt wird. Sie wurde von Einladung zu Einladung gereicht. Ihr selber wurde die Lage zwischen Hilfsschulkindern und Gastarbeiterunterkünften einerseits und Reich-Ranicki, Huffsky, Augstein, Fest und Regnier, Monk, Gaus und Duve andererseits langsam unheimlich. Sie schreibt darüber Ende des Jahres in einem Brief:

»Manchmal habe ich das Gefühl, ich könnte überschnappen. Das Haus, die Partys, Kampen, das alles macht nur partiell Spaß, ist aber neben anderem meine Basis, subversives Element zu sein, Fernsehauftritte, Kontakte, Beachtung zu haben gehört zu meinem Beruf als Journalistin und Sozialist, verschafft mir Gehör über Funk und Fernsehen über *konkret* hinaus. Menschlich ist es sogar erfreulich, deckt aber nicht mein Bedürfnis nach Wärme, nach Solidarität, nach Gruppenzugehörigkeit. Die Rolle, die mir dort Eintritt verschaffte, entspricht meinem Wesen und meinen Bedürfnissen nur sehr partiell, weil sie meine Gesinnung als Kasperlegesinnung vereinnahmt, mich zwingend, Dinge lächelnd zu sagen, die mir, uns allen, bluternst sind: also grinsend, also maskenhaft.«

Viele umständliche Erklärungen für Ulrikes Flirt mit dem Establishment sind schon öffentlich vorgetragen worden, ihre Zuwendung zur Hamburger Society und die Gründe ihrer Abkehr nicht nur von dieser »Gesellschaft«, sondern von der Gesellschaft überhaupt. Die einleuchtende Erklärung ist die einfachste, die Ulrike in diesem Schreiben selber andeutet, das Bedürfnis nach menschlicher Wärme, nach Gruppenzugehörigkeit, Clan, Großfamilie, Nachbarschaft, Dorfgemeinschaft. In diesem größeren Bezug sollte auch ihre Familie, ihre Ehe eingebettet und aufgehoben sein. Das Gegenteil war der Fall: Sie verlor in diesem grausamen Spiel, auf das sie sich eingelassen hatte, alles.

Peter Rühmkorf hat in seinem Erinnerungsbuch »Die Jahre, die Ihr kennt« (Reinbek bei Hamburg 1972) diese sehr persönliche Geschichte so präzise und mit äußerstem Takt beschrieben, daß ich ihn hier um eine freundschaftliche Anleihe bitten muß. Ich zitiere:

»Zum einen unerbittliche Gesellschaftskritikerin, zum andern Teil der feinen, der gehobenen Gesellschaft, in diesem schillernden Quasi also bewegte sie sich, sehr locker und sehr bestimmt, und nichts deutete darauf hin, daß ihr dies Zwielicht unangenehm war. Nur, daß die Gesellschaftsspiele dieser Gesellschaft irgendwo gar nicht mehr quasi waren oder als ob oder nur scheinbar, sondern

blutiger Ernst, und der fand nun gerade auf einem Gebiet statt, über das man eigentlich lieber in munterer Tonart spricht. Es gab einmal eine Zeit, in der drei riesige Partykreise zusammenstießen und sich zu vermischen begannen, ein Fusionsprozeß, der aber auch Kräfte frei werden ließ, die an den Institutionen zerrten, Ehe in Frage stellten, Lebensgemeinschaften ins Wanken brachten, neue stifteten, und eine solchermaßen dem Zerlösungsprozeß ausgelieferte Ehe war unter anderen die Röhlsche.

Um es kurz zu machen, Röhl fand zum erstenmal zu einem Uber-Ich, und Ulrike, die wir nicht erhöhen wollen und nicht erniedrigen, sondern einfach nur erklären, wie wir uns selbst erklären, wurde mit all ihren privaten Plänen, Wünschen und Bindungen - an das Haus in Blankenese, des auf ihr Betreiben gekauften - ein Opfer dieses tanzenden Kongresses (für die Freiheit der Kultur). Das heißt, der Liberalismus, auf den sie sich frei willentlich eingelassen hatte, hatte Ernst gemacht und das auf dem Feld, das seine letzte wirkliche Einflußsphäre war, im Privatleben.

Eine Liebes- und Ehebruchsgeschichte also? Ja, wenn auch eine mit Folgen. Könnte man aber ein »Zeitparadoxon« erzeugen, diese eine Einzelheit ändern - hätte sich die Geschichte der deutschen Linken anders entwickelt? Wäre die Baader-Meinhof-Gruppe nicht entstanden? Sicher nicht. Sicher ist, daß Baader nicht von Ulrike Meinhof befreit worden wäre, aber dafür lebten sie und er heute noch. Sicher ist, daß die Gruppe nicht Baader-Meinhof-Gruppe geheißen hätte. Vielleicht hätte es ohne Ulrikes Beteiligung gar keine Rote-Armee-Fraktion gegeben, jeder von denen für sich allein hätte das nicht geschafft - aber die Frage ist müßig, es gibt kein Zeitparadoxon.

Hier wollen wir nur die Tatsachen schildern: Ulrikes Weggehen aus Hamburg, ihre Scheidung und schließliche Trennung von *konkret.* Springer-Presse, liberale Zeitschriften und linke und linksliberale Wissenschaftler und Autoren, die in den letzten Jahren zahllose Bücher über die RAF veröffentlicht haben, sind sich auffällig einig, wenn es darum geht, Ulrikes Abkehr von Hamburg, von *konkret* und der Gesellschaft zu erklären:

•• Peter Riihmkorf, Die Jahre, die ihr kennt, Reinbek 1970, S. 224. Diese Einschätzung wiederholt er noch ausführlicher als Einleitung zu Bettina Röhl, So macht Kommunismus Spaß, Hamburg 2006, S. 9.

- Ulrike habe sich als Kommunistin gegen den Sexteil in *konkret* gewandt.
- Der Ehemann habe sich immer mehr der Hamburger Society zugewandt, und das habe Ulrike Meinhof mißfallen.
- Es hätten politische Differenzen bestanden, besonders in bezug auf die Studentenbewegung.

Demgegenüber stelle ich fest:

- Bis zur Scheidung hat Ulrike nie Anstoß an den Titelbildern oder -fotos in *konkret* genommen.
- Die Beziehungen zur liberalen Hamburger Gesellschaft wurden von Ulrike angeknüpft und ausgebaut. Ich habe nachweislich nur Leute vor den Kopf gestoßen.
- Uber die politische Linie der Zeitung gab es keine Differenzen. Diese Einigkeit hielt sogar ein Jahr nach der Trennung noch an.

Der Versuch, Licht in Ulrikes spätere Motive zu bringen, wird dadurch nicht erleichtert. Es war aber so und nicht anders. Pech für die Tatsachen, würde der Philosoph"' sagen.

Auf Sylt, in diesem bewegten wilden Sommer, lernten wir übrigens auch Inge Feltrinelli kennen. »Hänschen« Huffsky schleppte sie an, und wir gründeten mit ihr und Frau Olivetti in Thomas Manns einstigem Rundhaus eine ganz und gar harmlose Ferienkommune, die auch einen Plattenspieler besaß, aber nur *eine* Platte, »Whiter Shade of Pale«, und wer die nicht 50mal hintereinander gehört hat, weiß nicht, was wir empfanden. Anschließend fuhren wir nach Italien und besuchten Feltrinellis in Mailand, die waren auch gerade dabei, sich zu trennen, und lebten ein paar sonnige Tage lang in Feltrinellis Schloß Villadeati im dunstigen Hügelland vor Piemont. Die Zwillinge spielten mit dem gleichaltrigen Carlino, und wir hörten auch dort immer nur »Whiter Shade of Pale«. Das war

Dieses Zitat wird gemeinhin Georg W. F. Hegel zugeschrieben. Eines Tages hätte ein Student in der Vorlesung gesagt: »Herr Professor, die Tatsachen stimmen ja nicht mit Ihren Theorien überein.« Professor trocken: »Schlimm für die Tatsachen.« Rudi Dutschke machte mich darauf aufmerksam, daß dieses geflügelte Wort nicht von Hegel, sondern von dem Naturforscher und Philosophen Ernst Haeckel (1834-1919) stammt.

nun wirklich keine Villa, es war ein Schloß, ein richtiges Millionärsschloß mit Köchen und flotten Chauffeuren und »treuen« Dienern. Von hier aus knüpfte Feltrinelli die Beziehungen zu den Linksradikalen Italiens, denen die KP zu spießig war, zu »Lotta Continua« (Permanenter Kampf) und »Potere Operario« (Arbeitermacht), den Rächern der Enterbten und Entrechteten, die für die Obdachlosen und Arbeitslosen in den Elendsvierteln kämpften. In diesem durch nichts getrübten Reichtum lief Giangiacomo F. in verwaschenen Jeans mißmutig herum, das väterliche Millionenerbe durch linke Modebücher noch kräftig vermehrend. Er beklagte sich bitter über die Dummheit und Inkonsequenz der italienischen KP, die er mit den deutschen Sozialdemokraten verglich, und grübelte auch darüber nach, was man tun könne. Er war begeistert von Ulrike und führte lange Gespräche mit ihr über den Revisionismus, den er für den Hauptfeind der Revolution hielt. Sie waren tatsächlich echte Wahlverwandte; etwa zur gleichen Zeit sagten sie sich von Ehe und Geschäft los, und etwa zur gleichen Zeit gingen sie »in die Berge«, zu den Rächern der Enterbten. Der Unterschied war nur, daß Feltrinelli das Geld nicht erst unter erheblichen Risiken bei Bankfilialen »enteignen« mußte - er brauchte es nur von seinem Konto abzuheben. Sein tragischer Tod am Hochspannungsmast und Ulrikes Verhaftung fielen zeitlich fast zusammen. Dennoch gibt es keine Anzeichen dafür, daß zwischen ihm und ihr, zwischen den illegalen Gruppen, in denen Feltrinelli arbeitete, und Ulrike je eine Verbindung bestanden hat, so romantisch diese Geschichte auch gewesen wäre; das waren andere Planetenbahnen, die da gezogen wurden, die spielten in einer anderen Liga.

Hier saßen wir, bedient von den »treuen« Dienstboten, im milden Piemonteser Spätsommerlicht, hörten »Whiter Shade of Pale« und ließen uns Geschichten von Feltrinellis Besuchen bei Fidel Castro erzählen und lernten wieder eine andere Version über dessen Sozialismus kennen, den kubanischen, eine Art aufgeklärten Despotismus. Mit Geschichten wie dieser:

Feltrinelli sitzt im Kreis von mehreren Ministern mit Fidel beim Feuer. Man trinkt und plaudert und kommt auf das Problem der homosexuellen Künstler zu sprechen. Fidel hat gerade scharfe Gesetze gegen die Schwulen erlassen; zusammen mit den Prostituierten und Zuhältern sollen sie aus dem sozialistischen Kuba verschwinden, unterdrückt, in Lagern »umgeschult« werden. Feltrinelli

faßt sich ein Herz und sagt plötzlich: »Fidel, das find' ich aber nicht richtig.« Und begründet das auch. Alles ist starr vor Entsetzen. Castro ist zu dieser Zeit offenen Widerspruch nicht mehr gewöhnt. Auch Fidel sagt nichts. Dann aber springt er auf und sagt: »Ja, wenn du meinst, Giangiacomo, vielleicht hast du recht.« Sprach's, ließ sich sein Cheftelefon geben, und die Homosexuellen (zumindest die Künstler unter ihnen) waren wieder rehabilitiert. So einfach sei das auf Kuba. Feltrinellis, obwohl in den höchsten Kreisen der italienischen und internationalen Gesellschaft verkehrend und dem Namedropping gar nicht abgeneigt, waren besonders stolz auf ihre persönliche Bekanntschaft mit »Fidel«. Wenn ich ein Interview mit Castro haben wolle, würde Inge sofort, und wenn es zwölf Uhr nachts wäre, das Telefon abnehmen und ein dringendes Gespräch mit Havanna führen, mit Fidel persönlich. Das sei alles möglich. Inge Feltrinelli hätte aber auch den Papst selber im Vatikan besucht oder Kossygin oder Mao, wenn es darauf angekommen wäre - sie war als eine der zähesten und erfolgreichsten Journalistinnen für Huffsky losgezogen (Constanze-Gründer Hans Huffsky: Jonny-Jahr-Vertrauter aus Kriegszeiten, Salonlinker mit KP-Vergangenheit), kein Prominenter war sicher vor ihrem Wunsch, ein Interview zu bekommen. Auch Feltrinelli eben eines Tages nicht, aber bei dem blieb sie hängen und wurde seine Frau. Seitdem bereicherte sie ihre unendliche Namedroppingliste nur noch privat, entwickelte aber auf diesem Gebiet eine außerordentliche Sammelleidenschaft, ohne auch nur einen der ungezählten prominenten Autoren, Verleger, Künstler, Politiker und Geldleute je das Gefühl der liebenswürdigsten Zuwendung, ja Freundschaft vermissen zu lassen - eine geniale Frau.

Zurück nach Hamburg fuhren wir über Locarno, wo ich schon lange mindestens einmal im Jahr auf den »Monte« pilgerte. Zu unserem ältesten Mitarbeiter und meinem besten jüdischen Freund Robert Neumann. Der hatte als einer der wenigen Menschen schon früh meine Begabungen, Schwächen und, was noch wichtiger war, meine Qualität erkannt und auch in seiner Autobiographie festgehalten, dafür wurde er von Ulrike verehrt, die ihren Leitsatz über mich »Nur Qualität kann Qualität erkennen auch später immer dann anbrachte, wenn jemand wie Augstein oder Grass sich abfällig über mich ausließ. Mit Neumann erörterten wir einen gemeinsamen Plan, wie wir den Bundespräsidenten Lübke stürzen könnten: Dokumente, die ihn als »KZ-Baumeister« auswiesen, hatten wir schon

veröffentlicht. Es wurde aber, wie wir heute wissen, sehr zu Recht, die Echtheit der Unterschriften angezweifelt. Die Dokumente befanden sich in Ostberlin, Robert Neumann hatte sie gesehen. Die SED wollte sie nicht herausgeben, aus gutem Grund. Sie waren sicher nicht echt. Wir entwickelten eine Reihe von Plänen, wie wir die Echtheit der Dokumente beweisen könnten, die aber alle auf unerklärlichste und abenteuerlichste Weise scheiterten.

Zunächst wollte ich eine Reise der wichtigsten Chefredakteure nach Ostberlin organisieren, dort sollten internationale Experten die Dokumente analysieren. Robert Neumann gewann auch Bucerius (seinen Nachbarn im Tessin) für einen solchen Plan, aber Augstein sagte ab. Er hätte da einen eigenen Draht, sagte er, versprach, wieder anzurufen, und ließ nichts mehr von sich hören. Darauf entwickelten wir Plan zwei, die Dokumente sollten bei »rororo aktuell« erscheinen, und der Rowohlt Verlag sollte die Dokumente prüfen lassen. Ich brachte Professor Kaul, mit dem ich auch nach der Trennung von der Partei gute Beziehungen beibehalten hatte, mit Raddatz zusammen, sie haßten sich auf Anhieb, aber eine Zusammenarbeit wurde vereinbart. Nach langem Hin und Her stimmte die SED zu, die Dokumente wenigstens ins neutrale Ausland zu lassen. Kaul setzte sich selber mit den Dokumenten in seinen grünen Mustang und fuhr in die Schweiz, Raddatz besorgte einen der besten Schweizer Unterschriftenexperten, der auch für den Schweizer Geheimdienst arbeitete. Kaul, plötzlich in seinem Hotelzimmer in Genf festgenommen und zur Abreise aufgefordert, sah endlich einen Grund abzusagen und reiste ab. Ledig-Rowohlt schimpfte wie ein Rohrspatz über die riesigen Spesen für die vielen Reisen, die er umsonst gezahlt hatte. So gaben wir den Enthüllungsplan auf und schrieben nur noch wütende Leitartikel gegen Lübke, der weiter Präsident blieb. Erst gegen Ende seiner Amtsperiode, als sein vorzeitiger Rücktritt schon beschlossen war und er nur noch einige Monate zu amtieren hatte, ließ Nannen die gefälschten Dokumente für viel Geld für den *stern* »prüfen«, und er veröffentlichte sie.[*] Lange vor den »Hitlertagebüchern«, die auch gefälscht waren.

Mit Bucerius' Privatjet flogen wir von Locarno zurück nach Hamburg. Vorher gelang es mir, dem großen Kollegen Buci auszu-

[*] Diese Dokumente wurden jahrelang in der Bundesrepublik zum Gegenstand von Angriffen gegen den Bundespräsidenten.

reden, die ganze *ZEIT* auf Magazinformat umzustellen und im Kupfertiefdruck erscheinen zu lassen. Das hätte mir gerade noch gefehlt, das hätte *konkret* nun wirklich gefährlich werden können, meinte ich damals. Während die Umbruchpläne für die neue *ZEIT* auf den Tragflächen ausgebreitet wurden, pries ich Bucerius die Vorzüge des schönen alten *ZEIT*-Formats und schwor, daß die Stammkundschaft eine so radikale Umstellung nie verzeihen würde. Bucerius befolgte diesen Rat, der sicher nicht nur von mir kam, und legte das ZEIT-Magazin nur im Kupfertiefdruck als Beilage der ZEIT bei. Es blieb, wie wir wissen, kurzlebig und hatte nie großen Erfolg.

Während unsere schon damals auch ohne theoretische Begründung antiautoritär, das heißt gar nicht erzogenen, auf ältere Leute nicht die geringste Rücksicht nehmenden Zwillinge während des ganzen Flugs über seinen Schoß kletterten, ihn an der Nase zogen und ihn keine Minute zur Ruhe kommen ließen, klärte Ulrike den kinderlosen Verleger über die antiautoritäre Studentenbewegung und die verhängnisvolle Rolle des liberalen Establishments auf. Er blieb unüberzeugt, aber war beeindruckt von dieser fabelhaften, »gescheiten« Frau.

## *Gegenöffentlichkeit - ein anderer Name für Enteignung?*

Die Studentenbewegung war inzwischen, von Urlaubs- und Semesterferien kaum beeinträchtigt, weiter eskaliert. Alles schien in diesem Herbst und Winter im Um- und Aufbruch, alles schien machbar. Nach Vietnam nehmen wir, schon einmal in Schwung, im Dezember '67 auch noch den Kampf gegen den portugiesischen Kolonialismus auf und berichten live über die »Befreiungsbewegung in Angola«.

Mit Unterstützung von *konkret* begannen die Studenten von Berlin ihre Anti-Springer-Kampagne, die in der Parole »Enteignet Springer« gipfelte. Der *stern* (also der Gruner+Jahr-Konzern) unterstützte die Kampagne nicht nur mit Archivmaterial, sondern auch mit Rat und Tat. Das dauerte fast ein halbes Jahr, bis schließlich Springer, ernsthaft besorgt über so viel unverhoffte, ganz und gar unerwünschte Publicity und die Aussicht, eine neue, sozialdemokratische Regierung könnte tatsächlich einmal so etwas wie Auflagen- oder Umsatzbegrenzung beschließen, gleich fünf seiner Zeitschriften über einen kurzen Umweg verkaufte, die meisten an den Gruner+Jahr-Konzern (den Verlag des *stern).* Ob es da Zusam-

menhänge gab? Ich habe das damals behauptet, niemand hat mir widersprochen. Plötzlich war jedenfalls beim *stern* kein Geld mehr da für die »Springer-Basisgruppen« und das »Springer-Tribunal«. Und kein Archivmaterial. Aber nach dem Attentat auf Rudi Dutschke brauchte man auch kein Archivmaterial mehr. Man argumentierte nicht mehr mit Zahlen und Daten, sondern mit Steinen und Brandsätzen, den Molotowcocktails.

Einmal auf die Idee gekommen, Zeitungsmacht zu beschneiden und Pressezaren zu entmachten, alle Entscheidungsbefugnisse an die Redakteure zu vergeben, blieb man aber nicht bei Springer stehen. Selbst meine oft etwas hergeholten und aus Sachzwängen nicht ganz zu begründenden Dauerattacken gegen Augstein vermochten nicht, die linke Öffentlichkeit von einer Schnapsidee abzuhalten, die schon Ende des Jahres '67 in einigen Gehirnen herumgespukt haben mag, die Idee, auch Röhl zu enteignen.

Nun war freilich *konkret* zu diesem Zeitpunkt das denkbar ungeeigneteste Objekt für ein solches Vorhaben: Es handelte sich um keinen marktbeherrschenden Konzern, sondern um ein Miniobjekt, das nach jahrelangem Herumkrebsen gerade ein Jahr lang etwas im Aufwind segelte. Ein Firmenkapital oder irgendwelche anderen Kapitalreserven waren nicht vorhanden, im Gegenteil: Die Firma war unterkapitalisiert. Vor allem die »Entmachtung des Herausgebers« und die »Übernahme der Macht durch die Redakteure« war gar nicht durchführbar: War ich doch immer noch fast der einzige Redakteur, für Ausland, Inland, Studentenpolitik, Sex und Kultur gleichermaßen verantwortlich. Nur der 20jährige Stefan Aust war bei uns geblieben. Er schmiß mit dem Elan und der Unbefangenheit des reinen Toren den immer größer werdenden Laden.

Versuche, in *konkret* so etwas wie ein sozialistisches oder besser gesagt jugoslawisches Modell (= Sozialismus in einer Firma) einzurichten, mußten sich also notwendigerweise zunächst darauf konzentrieren, die notleidenden Lohnabhängigen erst einmal in den Betrieb hineinzubekommen, um dann mit der Enteignungsdebatte zu beginnen. Ohne Mitarbeiter keine Mitbestimmung oder gar Enteignung. So kam es schon im Herbst des Jahres '67 zu Hilfs- und Kooperationsangeboten verschiedenster Art. Ich roch den Braten nicht oder erst zu spät, denn ich brauchte tatsächlich ein paar Mitarbeiter, wenn ich die Zeitung auf 14tägliches Erscheinen umstellen wollte. Vor allem Steffens und seine schnell anwachsende Ver-

triebsabteilung bestanden auf einer häufigeren Erscheinungsweise und damit auf Verdoppelung der verkauften Exemplare. Ende des Jahres war das 14tägliche Erscheinen bereits beschlossene Sache, es ging nur noch um den Termin. Es war eine Fehlentscheidung. Die Zeitschrift war in keiner Hinsicht konsolidiert. Unten in Frankfurt widerstand der Kollege Nikel allen diesbezüglichen Verlockungen, blieb beim monatlichen Erscheinen von *Pardon*, und hielt so bis 1982 durch, während ich, wie beim Mensch-Argere-Dich-nicht-Spiel rausflog und den ganzen Weg noch einmal zurücklegen mußte.

## *Rudi Dutschke macht Urlaub in Kampen*

Schon im Herbst kamen immer häufiger Leute ins Haus, die sich in selbstloser Weise bereit erklärten, »die politische Basis zu verbreitern und die personelle Basis zu erweitern«. Das hörte sich etwas vage an, klang aber ganz gut. Was war damit gemeint? Vielfach war davon die Rede, man wolle eine breite Diskussion führen und neue Modelle erproben. Alle wollten sie ein »Konzept entwickeln«, offenbar in der Annahme, so etwas fehle der Zeitschrift. Man müsse, so erklärte man mir, die »einzigartige Chance wahrnehmen, mit *konkret* Gegenöffentlichkeit herzustellen«, was immer sie darunter verstanden. Ich habe später ausführlich beschrieben, was »Gegenöffentlichkeit« in Wirklichkeit war: eine wirksame Phrase der 68er Agitation. Manches von dem, was sie sagten, leuchtete mir zwar halbwegs ein, vieles aber schien mir versponnen und wirklichkeitsfremd, wenn nicht einfach Blödsinn zu sein.

In jenen Zeiten kam viel Besuch in die Redaktion. Aus Berlin, München, Frankfurt und anderen Zentren der Bewegung, es kamen SDSler, Studentenführer, Basisgruppen und Einzelkämpfer, junge Schriftsteller, Fotografen und Grafiker, Journalisten und solche, die sich dafür hielten. Die meisten hatten noch kaum etwas veröffentlicht, waren aber fest davon überzeugt, daß daran nicht ihr schlechter Stil oder Mangel an Begabung schuld sei, sondern der Kapitalismus, der Linke wie sie aus Zeitungs- und Rundfunkanstalten verbannen wolle. Der erste Gang dieser Besucher war stets zur Buchhaltung, wo sie sich ihre Fahrtkosten erstatten ließen. Manche waren bescheiden und verlangten nur einen Benzinzuschuß, andere hatten es praktischer gefunden zu fliegen, um »schnell wieder zu Hause zu sein«, in der Ba-

sisgruppe, bei der brennend wichtigen politischen Arbeit. Selten hatten sie einen brauchbaren Artikel dabei oder auch nur gutes Material zu einem Artikel. Wenn es einmal eine wirklich exklusive Story gab, boten sie die dem *stern* oder dem *SPIEGEL* an, weil die mehr zahlten und weil es »politisch wichtig« sei, »wegen der größeren Verbreitung«.

Mit uns wollten sie lieber diskutieren. Uns wollten sie die langweiligen Manuskripte anbieten, endlose Protokolle, seitenlange Dokumentationen, uferlose Diskussionen und langatmige, ausführliche Grundsatzreferate. Alles so Sachen, die der *SPIEGEL* und der *stern* ablehnten. Bei uns, meinten sie, ginge das, wir seien doch eine linke Zeitung. Sie glaubten teilweise wirklich, daß der *SPIEGEL* eine Veröffentlichung abgelehnt hätte, weil sie gegen den Kapitalismus war, zu links war, zu hart und unerbittlich. Die Idee, daß es auch unter Sozialisten gute und schlechte Schreiber, Fotografen oder Karikaturisten gibt, kam ihnen nicht. Noch schwerer fiel es ihnen einzusehen, daß gerade eine kleine Zeitung wie *konkret*, fast ohne Anzeigen und mit einer wenig stabilen Auflage, ganz besonders lesbar und interessant gemacht sein müßte. Sie brachten mir zum Beispiel ein Foto von einer Demonstration, schlecht belichtet und verwackelt, mit winzigen Gestalten darauf, die nicht zu erkennen waren und nicht den geringsten Seh-Reiz ausstrahlten. Ich sagte: »Das ist ein schlechtes Foto, das bringen wir nicht.« Dann antworteten sie ungerührt, das sei aber politisch wichtig, unheimlich wichtig sogar, und ich müsse das bringen, sie wollten jedenfalls darüber diskutieren.

Wir diskutierten. Wir diskutierten unaufhörlich. Die Hälfte der Zeit, die wir eigentlich für die Herstellung und Verbesserung der Zeitung benötigt hätten, verplauderten wir mit unseren neuen antiautoritären Freunden. Es war die Fortsetzung der »Partei« mit anderen Mitteln. Diese Genossen aber waren hartnäckiger. Irgendeine Art von Selbstbeschränkung lag ihnen fern. Das Jahrhundert der unbegrenzten Möglichkeiten schien ja angebrochen zu sein: jeder ein Dichter, jeder ein Künstler. Wir wagten kaum noch, solche Banalitäten wie »Verkäuflichkeit« oder »gut gemachter Journalismus« in die Debatte zu werfen, aus Angst, für altmodisch, ungebildet oder gar reaktionär zu gelten.

Was hieß eigentlich »die personelle Basis verbreitern«? Sie wollten bei uns als Redakteure arbeiten, für ein ziemlich happiges Honorar. Es versteht sich aber fast von selbst, daß sie sich keineswegs als Bewerber um einen Job einführten. Das Normale wäre ja gewe-

sen, hereinzukommen und zu sagen: »Donnerwetter, macht ihr aber eine gute Zeitung, obendrein mit einer so hohen Auflage. Also möchten wir uns bei euch bewerben.« Solche Leute kamen aber nicht. Statt dessen kamen welche, denen die bloße Erwähnung von Geld schon Unbehagen zu bereiten schien, eine Banalität, die von den wichtigen Fragen des Lebens ablenkt. Sie wurden nicht müde zu betonen, daß sie eigentlich gar nicht darauf angewiesen seien, aber aus Verantwortung für das Ganze mir, in erster Linie aber »dem Blatt«, wie sie es nannten, helfen wollten.

Das galt für beide Gruppen, mit denen von Herbst '67 bis Sommer '69 verhandelt wurde: eine Gruppe stern-Redakteure um Bissinger und Neuhauser sowie ein Berliner Kollektiv, bestehend aus Nirumand, Peter Schneider, Semmler, Gaston Salvatore, Rudi Dutschke und einem gewissen heute in Vergessenheit geratenen Siepman. Auch Enzensberger hatte seine Mitarbeit bei diesem Kollektiv zugesagt, war aber wie immer zu beschäftigt, um auch nur an Verhandlungen teilzunehmen.

Ich flog in diesen Wochen und Monaten wie in früheren Zeiten oft nach Berlin, um die APO-Prominenzen endgültig für meine Zeitung zu gewinnen. Auch ich suchte ja nach einer neuen Identität und war von der charismatischen Persönlichkeit Rudi Dutschkes angezogen. Noch einmal war ich naiv und voraussetzungslos bereit, mich unterzuordnen, irgendwo einer »dritten gemeinsamen Sache« zu dienen. Dutschkes ernsthaftes Wesen, seine von fast allen Beobachtern geschilderte persönliche Ausstrahlung hinderte mich, die Verlogenheit und unverbindliche Theatralik der anderen wahrzunehmen."' Man

2008, im gleichen Jahr, in dem eine Straße in Berlin in »Rudi-Dutschke-Straße« umbenannt wurde, werden auch die Reden des von vielen wie ein Moses der 68er verehrten Rudi kritisch unter die Lupe genommen. Ausgerechnet in der linken *taz* wundert sich ein Mitarbeiter, Jürgen Roth, der zufällig noch einmal eine Talkshow von 1976 mit dem einstigen APO-Führer gesehen hat, daß niemand damals dessen hohles Pathos durchschaut hätte. Roth zeigte sich überrascht angesichts der »abgrunddummen Wiederholung der abgegriffensten Phrasen« des vor »stierer Arroganz und der schieren Freude an seiner Präsenz im TV fast zergehenden« Dutschke, der beispielsweise folgendes äußerte: »'ne Generation ist 'ne Tendenz. Ich meine damit nicht 'ne gesamte Quantität, sondern 'ne historische Qualität.« Nun dürfe man, so Roth, diesen Albtraum von 68« endlich getrost »ignorieren, abhaken, vergessen.« (Zitiert nach FAS vom 22. 06.08)

scheute sich damals ja schon, in der Gegenwart des üppig verdienenden Enzensberger oder des der obersten chilenischen Gesellschaftsschicht entstammenden Gaston Salvatore überhaupt noch eine Krawatte zu besitzen, geschweige denn zu tragen. Der tiefernste, trotz endlosem Deutschlandaufenthalt (bis heute, Stand 2008) hartnäckig gebrochen deutsch redende Nirumand ließ in uns eher Assoziationen an die halbverhungerten persischen Kleinbauern aufkommen als an seine Familie, schwerreiche persische Teppichhändler, von denen einige sogar am Hof des Schahs verkehrten. Nur wenn es darum ging, Honorare und Gehälter für das zukünftige »Berliner Kollektiv« auszuhandeln, kam der Geist seiner persischen Ahnen über den Anwalt der Unterdrückten, und keiner konnte so zäh um ein paar tausend Mark mehr oder weniger feilschen wie er.

So saßen wir denn in Dutschkes Wohnung - er wohnte mit Gretchen in einem Keller bei Theologieprofessor Gollwitzer -, saßen auf Kisten und unbequemen Stühlen, und ich war beschämt und verwirrt. Die Großbürgersöhnchen Semmler, Nirumand und Salvatore saßen wie Richter in einem Schwurgericht um mich herum, der ich ihnen schließlich Platz in meiner Zeitschrift anbot. Sie sahen mich mit ernsten, prüfenden Gesichtern an, hatten kein Verständnis für Scherze, Ironie oder irgendwelche Abschweifungen. Meine Beschämung, ja Rührung über diese in ärmlicher Kleidung unrasiert herumsitzenden, Essen und Trinken, Freizeit und Erholung geringschätzenden Genossen war groß. Fast wäre mein schlechtes Gewissen mit mir durchgegangen, und ich hätte ihnen den ganzen Verlag, für den ich mehr als zwölf Jahre meines Lebens ohne Anstellung oder Gewinn gearbeitet hatte, aus lauter Uberschwang und Zerknirschung geschenkt. Im Grunde war es auch das, was sie wollten: Die Zeitung in des Volkes Hände überführen, zunächst stellvertretend in ihre eigenen. Wie es vor ihnen und nach ihnen viele wollten, selbsternannte Vertreter des Volks. Die Mentalität ist geblieben. Siehe *SPIEGEL*, Stand 2008.

Vor solchen wahnwitzigen Schenkungsaktionen bewahrte mich glücklicherweise mein zweites Ich, das Eigennützige in mir, das stets mit meinem schlechten Gewissen im Clinch lag. Dieses zweite Ich wurde mächtig unterstützt durch meinen Geschäftspartner Klaus Steffens.

Ich war jederzeit bereit, den guten Menschen von Sezuan zu spie-

len: die »Shen Te«, also Haus und Hof den Unterdrückten und Ausgebeuteten zu opfern. Steffens war von Anfang an die Rolle des »Vetters Shui Ta« zugedacht, der Härte und Unerbittlichkeit an den Tag legt, die notwendig sind, damit am Ende der kleine Tabakladen überhaupt noch vorhanden ist. So behielt ich meine Identität und meine Zeitung. Zunächst.

Allmählich gewöhnte man sich daran, in mir weniger einen Genossen, sondern nur noch einen sympathisierenden Mäzen der Bewegung zu sehen, einen Mini-Feltrinelli. Ich spendete Geld, lieferte Archivmaterial und machte mich auch sonst nützlich. Als Dutschke, von Taxifahrern verfolgt, fast gelyncht worden wäre und aus Berlin flüchtete, fand er, wie einst Berlin-Flüchtling Neuss, bei uns Unterschlupf. In Blankenese überredete ich ihn, »aus Tarngründen«, wie ich sagte, sich zu rasieren und ein weißes Hemd anzuziehen. Später, als er vor Schlafmangel kaum noch aus den Augen sehen konnte und trotz guter Kondition ziemlich am Ende war, lud ich ihn ein, zur Erholung nach Kampen zu fahren, und brachte ihn dort bei meiner gastfreundlichen Wirtin Anni Schugardt unter. Als er mit Gretchen dort anlangte und ihm die Zimmer gezeigt wurden, sagte er: »Was soll ich eigentlich hier?« - »Sie sollen sich erholen«, sagte Anni Schugardt, und Rudi war zufrieden, wanderte unruhig auf der Insel herum und langweilte sich zu Tode. Erholte sich aber trotzdem und schrieb Frau Schugardt ins Gästebuch:

*Das Leben als ein Urlaub/vom Tode zum Tode/soll in Zukunft nicht mehr gespalten sein/in langausdauernde Arbeit / und kurze Erholung./Wir machen dann alle einen einzigen Urlaub./Auch Frau Schugardt kann dann täglich/die Schönheit dieser Insel und/der großen Weltinsel bewundern/und muß nicht immer für die Gäste arbeiten und so weiter. Herzlichen Dank Ihr Rudi Dutschke und Gretchen und der in zwei Monaten zur Welt kommende Sohn Hosea Che. Kampen, September '67.«*

Die Verhandlungen über das »Berliner Modell« zogen sich hin. Es ging immer um Geld. Die Interessen waren verschieden. Wir wollten prominente Anführer der Bewegung im Heft erscheinen lassen - sie wollten ein Kollektiv verkaufen: gute und weniger gute Texte in einem Paket. Schließlich waren wir uns fast einig. Die fünf APO-Führer kamen für eine Fernsehaufnahme nach Hamburg und blieben die Nacht bei mir. Ich versuchte, sie mit gutgewürzten Steaks und altem Wein in Stimmung zu bringen und eine freundli-

che Atmosphäre herzustellen. Sie aber gingen gleichmütig wie Kapuzinermönche durch mein schönes Haus und kippten die Trokkenbeerenauslese »Hallgartener Meerhölzchen« wie Mineralwasser herunter, während sie über neue Strategien des Imperialismus oder über geplante Projektgruppen debattierten. Dann aber, in vorgerückter Stunde, konnte ich sie doch noch erfreuen: Während sie über die sich »verschärfenden Klassenkämpfe« redeten, führte ich ihnen meine neueste Errungenschaft vor: das Schnellfeuergewehr *Landmann-Preetz,* ein waffenscheinfreies Kleinkaliber.

Für mich war's eine Spielerei - ein bißchen Erinnerung ans Gewehr 41, ein bißchen altkommunistische Romantik: »Waffen in den richtigen Händen«. Außerdem schießen alle Röhls gut. Mein Großvater war Schützenkönig in einer Gilde, die als Danziger Bürgerwehr schon im 15. Jahrhundert gegen den Ritterorden angetreten war, Bruder Wolfgang wurde mit zwölf Schützenkönig. Jedenfalls war ich zu diesem Zeitpunkt sicherlich der einzige Linke in der Bundesrepublik, der (zum Entsetzen Ulrikes) eine solche Waffe besaß.

Die *Landmann-Preetz* wurde später die erste Waffe der Baader-Meinhof-Gruppe in ihrer frühen, heroisch-romantischen Phase. War es Zufall, Nachahmung? Direkte Nachwirkung des Beispiels? Ich glaube nicht. Andere Gründe ließen diese ziemlich unpräzise schießende Büchse, die oft Ladehemmungen hatte, zum bevorzugten Anarchistenspielzeug werden: Das kleine Gewehr hat, vermutlich um entsprechende Vorstellungen bei naiven Leuten zu wecken, das Aussehen einer Maschinenpistole. Wahrscheinlich war das auch der Grund, warum sie nun hier, an einem Winterabend in Blankenese, bei den im Beduinensitz auf meinem Teppich hockenden APO-Führern staunend von Hand zu Hand ging wie die erste Feuerwaffe bei Eingeborenenhäuptlingen. Besonders Semmler* ließ sie nicht von seinem Schoß: »Die schießt wirklich, richtige Patronen. Die hauen durch, was?«

In vorgerückter Nachtstunde zogen wir in den Keller unseres Hauses, stellten Flaschen, alte Glühbirnen und Kerzen als Zielscheiben auf und ballerten drauflos. Die Schüsse des Kleinkaliber-

Gerd Semmler, Steine-Semmler seit der »Schlacht« der mit Brandsätzen bewaffneten militanten K-Gruppen gegen die Berliner Polizei. Zur Zeit immer noch Kommentator der raz, Stand August 2008.

gewehrs verursachten in den leeren Kellerräumen einen fürchterlichen Lärm, und schließlich eilten meine Nachbarn wütend in Nachtjacken herbei und drohten, die Polizei zu holen. Mit viel Überredungskunst scheuchte ich die Genossen hinauf in ihre Betten, es war ohnehin fast Morgen. Sie waren zum erstenmal begeistert von mir. Es war wohl noch die Stimmung der Viva-Maria-Phase, die sie beflügelte, natürlich auch die gute Trockenbeerenauslesen »Hallgartener Meerhölzchen« und »Piesporter Goldtröpfchen«, die sie gleichmütig gebechert hatten. Ich wurde allgemein gelobt, weil ich, mit den Tücken des Gewehrs vertraut, am besten geschossen hatte. Dutschke schoß, glaube ich, die meisten Nieten.

Zwei Monate später schoß einer auf ihn. Rudi Dutschke kam aus Prag, wohin er für *konkret* - begleitet von Stefan Aust und Kuby-Sohn Clemens - gefahren war, um den Prager Frühling in Augenschein zu nehmen. Er war sehr skeptisch, fing, zurückgekehrt nach Berlin, an, einen Prag-Bericht für *konkret* zu schreiben, hatte zwei Seiten fertig und unterbrach die Arbeit nur, um Nasentropfen für den Säugling Hosea Che zu holen. Da schoß ihn Bachmann vom Fahrrad. Rudi rang mit dem Tode, und Semmler rief die Genossen zum Sturm auf die Springer-Häuser. Die APO verlor, diesmal endgültig, die Leichtigkeit und Heiterkeit ihres Anfangs. Man begann nach Gegengewalt zu rufen. Man begann, sich nach Waffen umzusehen, und fand Steine und Holzlatten und Brandfackeln. Man wendete Gewalt an - erst einmal Gewalt gegen Sachen, gegen Springers Sachen. An das Schießen auf Menschen, an die *Landmann-Preetz* dachte damals wohl niemand. Am allerwenigsten Ulrike, die diese Waffenspielereien bei mir und meinem Bruder Wolfgang haßte wie die Pest. Sie hatte als christliche Pazifistin angefangen und verabscheute Waffen und Uniformen. Nach ihrer Kopfoperation und diesen nie zu vergessenden furchtbaren Schmerzen hatte sie eine panische Angst vor dem Knall auch nur einer Spielzeugpistole.

Ich hatte mein Spielzeug schnell satt und schenkte es bald darauf meinem Schützling und Freund Harry Rowohlt zur Hochzeit. Ich wußte, daß es sein schönstes Hochzeitsgeschenk sein würde. Der hatte nun ein echtes Kleinkindverhältnis zu Waffen. Nur spielte er nicht mehr Räuber und Gendarm, sondern Revolutionär und CIA-Mann. Auf der Buchmesse '68 wachte er vor dem Stand der »Europäischen Verlagsanstalt« in einer original Fidel-Castro-Uniform

mit Maschinenpistole aus dem Bühnenfundus der Frankfurter Städtischen Bühnen. Am Ende seiner *konkret-Zeit* als Redakteur, als die Putschisten schon die halbe Redaktion besetzt hatten, erschreckte er noch Gremliza und Neuhauser mit nächtlichem Geballer aus seinem Platzpatronencolt *Single Action, Peacemaker,* ein Kilogramm schwer. Originalton, vom echten kaum zu unterscheiden.

Abgesehen von diesem schönen Geschenk der *Landmann-Preetz,* über das Harry sich sehr freute, war die Hochzeit ein echter Horrortrip. Ich hatte ja damals den Kampf gegen Pseudolinke, Drogenverharmloser und Anarchoflipper schon aufgenommen, saß aber ahnungslos, die Braut Ulla auf dem Schoß, in dem alternativen Bunker, wo die Riesenhochzeit stattfand. Da wurde ich von einem Haufen Hamburger Subkultureller, die in Harrys Hochzeitsfeier einmarschiert waren und sich mit Hasch und Korn Mut gemacht hatten, zum erstenmal angepöbelt. »Raus, kleiner Röhl«, schrieen sie. Schließlich »enteigneten« sie meinen Mausbibermantel und schickten sich an, ihn auf dem Hof feierlich zu verbrennen. Doch die liebe alte Genossin Emmi Biermann, Wolf Biermanns Mutter, mit der ich befreundet war, überzeugte die Jungs mit ernsthaften Kommunistenworten davon, daß ein Mantel, auch ein Pelzmantel, kein Produktionsmittel sei. Morgens um vier bei klirrender Kälte konnte ich ihn wieder in Empfang nehmen.

Damals war ich schon endgültig der Buhmann der linken Subkultur geworden: der Mercedes-Kapitalist, der eine linke Zeitung macht und gegen Gewalt und Drogen geschrieben hatte, zum Beispiel den Artikel »Genossen, wir haben Fehler gemacht!« und »Hasch macht dumm!«. Für uns war damals, 1970, die Kurskorrektur in bezug auf die Drogenverharmlosung bereits abgeschlossen - unter schweren Kämpfen und Auseinandersetzungen. Der von mir in Hamburg einberufene Drogenkongreß hatte gerade stattgefunden. Siehe weiter unten.

## *Drei Kugeln auf Rudi Dutschke. Wer schoß sie?*

Ende des Jahres '67 war Ulrike ausgezogen. Im Februar reichte sie die Scheidung ein. Im März wurden wir geschieden. Das hätte das Ende von *konkret* sein können, denn wir lebten in Gütergemeinschaft, der »Zugewinn« mußte also geteilt werden. Der war eigent-

lieh nicht in Zahlen zu messen: Ulrike hatte einen klangvollen, jederzeit bei Funk- und Fernsehanstalten in bare Münze umzuwandelnden Namen »zugewonnen«, meine Arbeit steckte im Blatt, in der GmbH, im Titel *konkret.* Aber nur dieser war in Geldwert zu ermitteln, nach Umsatzzahlen, die vorlagen, nach Auflage und Reingewinn. Ein Drittel hätte Ulrike beanspruchen können, das hätte das Ende von *konkret* bedeutet, schon damals.

Doch Ulrike hatte einen sogenannten linken Anwalt, Kurt Groenewold, ich einen normalen Scheidungsanwalt, den Griechen Ares Dammassiotes. So behielt ich Verlag und Haus. Ulrike wurde ausgezahlt, die Sachen wurden geteilt, ihr Anteil am Haus in eine Hypothek umgewandelt. Während sie, unterstützt von einer großen Zahl mich verfluchender Freundinnen (Ehefrauen unserer Partyrepublik), auszog und ihre Möbel in einem Transporter verstaute, war ich über Ostern in Gran Canaria. Die Flugverbindungen dahin waren unsicher, Briefpost gab es kaum. Mit zwei Tagen Verspätung erreichte mich die Nachricht vom Attentat auf Dutschke. Ein Flugzeug war tagelang nicht zu bekommen. Als ich endlich zurück in die Redaktion kam, waren die Osterunruhen vorbei. Die Situation hatte sich grundlegend verändert.

Der Zorn über die intellektuellen Urheber des Mordanschlags war über alle Maßen aufgebrandet, hatte alle bisherigen Grenzen überschritten, alle Hemmschwellen durchbrochen. Aber er hatte sich als ohnmächtig erwiesen. Erwies sich weiter als ohnmächtig im noch blutigeren französischen Mai, an dem Millionen teilnahmen, auch Arbeiter. Auch sie unbewaffnet - außer mit Latten und Steinen. Sozialdemokratie hier und Kommunistische Partei da wiegelten ab, glaubten nicht an die Kraft der Massen zu einer fundamentalen Änderung der Gesellschaft oder wünschten sie gar nicht. Ließen sich von dieser Entscheidung auch nicht von ein paar tausend fäustereckender Studenten abbringen. Vor Paris standen, während die Schriftsteller schon mit einer tiefgreifenden Umwälzung rechneten und rote sowie schwarze Fahnen nicht nur über der Universität, sondern auch über den großen Fabriken wehten, die Eliteeinheiten der französischen Armee, Fallschirmjäger und Panzer bereit - bei uns war noch nicht einmal der Bundesgrenzschutz mobilisiert worden. Als die Illusion des großen roten Mai verraucht war wie ein Feuerwerk, die letzten Demonstrationen für und wider verebbten, die Regierung gegen die sich abschwächende Bewegung

zurückschlug, mit Verboten, Schnellprozessen, mit hartem Zugriff der Polizei, da machte sich eine Katerstimmung breit.

Langsam, nicht sogleich spürbar, wuchs eine tiefe Resignation. Ein Prozeß, der heute in der Entpolitisierung vieler Schüler und Studenten sichtbar wird. Rudi Dutschke, der einzige, der es allen laut und deutlich hätte sagen können, daß gerade jetzt revolutionäre Geduld und schöpferische Phantasie und Langer Marsch und kühler Kopf nötig wären, lag in Agonie, rang mit dem Tode. Zweit- und drittrangige Propheten traten an seine Stelle: Propheten, die nicht versprachen, aus Steinen Brot zu machen. Sondern Steine zu Argumenten. Apostel, die nicht vom Heiligen Geist erfüllt waren, sondern von Haschisch und LSD - Steinepropheten und Drogenapostel. Die Bewegung zerfiel.

Niemand wußte, wie es weitergehen sollte und wohin. Aber eines war allen geblieben, eines blieb beständig, das war in allen Irrungen und Wirrungen noch immer geblieben: *konkret.* Die Auflage stieg auf eine Viertelmillion an. Ab September würden wir 14täglich erscheinen.

Doch in dieser Zeit war unsere Zeitschrift längst kein Organisator mehr, noch weniger ein Führer, sondern ein richtungsloser Spiegel der Bewegung: Vernünftige Reformer, sozialistische Pragmatiker, Steine- und Drogenapostel erhielten darin wechselweise das Wort.

## *Liebe mit Gewalt und Gewalt in den Metropolen*

Nachdem für lange Zeit an eine Mitarbeit von Dutschke nicht zu denken war (er erholte sich nur mühsam und konnte kaum einige zusammenhängende Sätze schreiben), hatten wir im Grunde das Interesse an dem »Berliner Modell« verloren. Das Berliner APO-Kollektiv repräsentierte ja nicht einmal die Linken ihrer Stadt, geschweige denn die Linken in der Bundesrepublik. Andererseits verlangten sie, zwölf bis 19 Seiten der Zeitung, unredigiert und in eigener Regie, aber auf unsere juristische und finanzielle Verantwortung zu gestalten. Mein Geschäftsführer Steffens warnte. Er, der mit Nirumand nach Teppichhändlermanier um die Honorare feilschen mußte, meinte, hier sollten uns mit einem Riesenbrimborium gute, schlechte und mittelmäßige Autoren in einem Koppelverkauf angedreht werden. Dennoch drängte ich auf einen Versuch. Zum

Glück setzte Steffens durch, daß zuerst eine Probezeit vereinbart wurde. Hier der Vertragsentwurf:

»Zwischen der konkret-Redaktion einerseits und einer Reihe von Berliner Autoren andererseits, im folgenden kurz Berliner Büro genannt, werden folgende Abmachungen angestrebt:

1. Dem Berliner Büro sollen folgende für die außerparlamentarische Opposition repräsentative Personen angehören, deren Zusammenarbeit mit *konkret* demonstrativ durch Aufnahme in das Impressum sichtbar gemacht wird:

   Rudi Dutschke
   Hans Magnus Enzensberger
   Bahman Nirumand
   Ulrike Marie Meinhof
   Gaston Salvatore
   Peter Schneider

2. Diese Berliner Gruppe firmiert unter der Bezeichnung >Berliner Büro< oder >*konkret Berlin*<.
3. Das Berliner Büro übernimmt die Herstellung und Gestaltung von 19 Seiten einschließlich Bildern. Die technische Herstellung und Produktion dieser 19 Seiten erfolgt in Hamburg.
4. Der *konkret*-Verlag übernimmt Büro- und Telefonkosten für das Berliner Büro nach dessen freier Verfügung in Höhe von DM 800.
5. Der noch zu benennende Vertreter erhält ein Freies-Mitarbeiter-Honorar von DM 3000. Für weitere Mitarbeiter steht ein Honorarfonds in Höhe des in *konkret* üblichen Honorars zur Verfügung, den wir pauschal auf DM 2000 begrenzen.

Die eigentliche Zusammenarbeit beginnt mit dem 14täglichen Erscheinen, also ab 1. September '68. Redaktionsschluß für diese Nummer ist der 5. August 1968.

Der Vertrag beginnt mit dem 1. September 1968.«

Das schöne Geld! Es war in der Tat ein Koppelverkauf. Für drei mittelmäßig geschriebene Texte, die im Heft neun Seiten füllten und normalerweise mit höchstens 1500 Mark honoriert worden wären, zahlten wir 6000 Mark und viele hundert Mark Spesen. Für dieses

Geld hätten die Autoren bei einem Buchverlag ein ganzes Taschenbuch schreiben müssen. Dazu kam, daß schlechte oder mittelmäßige Autoren (wie Eckhardt Siepmann oder Jürgen Horlemann, später Funktionär der KPD/AO) zusammen mit guten Autoren wie Enzensberger als anonymes »Kollektiv« auftraten, so daß die prominenten Namen, um die sich damals jeder Verlag riß, gar nicht in unserem Heft erschienen. Wenn die gleichen Leute Verträge über Bücher, Interviews oder Artikel mit »bürgerlichen« Verlagen abschlossen, zeichneten sie selbstverständlich mit ihrem eigenen Namen und fanden - für Geld - auch nichts Anstößiges am »Namensjournalismus« und an der »Prominentenscheiße«. Nur bei uns, die wir es am meisten nötig hatten, uns auf dem Markt durchzusetzen, wollten sie eine Ausnahme machen. Wir waren ja eine linke Zeitung. Da käme es auf den wirtschaftlichen Erfolg nicht so an, meinten sie.

Abkassiert wurde in harter D-Mark, geliefert wurden Luftblasen und Gewaltverherrlichung. Überdies war auch ideologisch ziemlich fragwürdig, was das anonyme Redaktionskollektiv da ausgebrütet hatte, das in »kollektiver Schreibweise«, das heißt in grausigem Deutsch, »Zusammenhänge zwischen der antiautoritären Rebellion in der Bundesrepublik und dem globalen antiimperialistischen Kampf untersuchen und daraus die Möglichkeiten der zukünftigen Strategie des antiautoritären Lagers entwickeln« wollte. Von drei Aufsätzen kamen zwei zu spät und in einem miserablen äußerlichen Zustand an, einer gar nicht. Statt dessen wurde uns ein Auszug aus einem Buch von Rap Brown angeboten und ein nun allerdings einmaliger Artikel, »Die Arzte von Hue«, in dem die Tötung bundesdeutscher Mediziner durch Vietcongtruppen bei der Einnahme von Hue als berechtigte »Hinrichtung« dargestellt wurde:

*»Die deutschen Ärzte haben versucht, subjektiv ehrlich und wohlgemeint (!) zu demonstrieren, wie Medizin in ihrem Heimatland betrieben wird und glänzend funktioniert... Die Revolutionäre wissen, daß ärztliche Tätigkeit ohne ein ausgeprägtes gesellschaftliches und politisches Bewußtsein mörderisch ist. Traditionelle medizinische Hilfseinrichtungen in großen Städten sind nichts als ein Alibi für die täglichen Verbrechen des Völkermords. Die geschändeten Bauern, wenn sie als Soldaten der Befreiungsarmee die großen Städte einnehmen, durchschauen nicht die feinen Rationalisierungsargumente der Arzte hinter den feindlichen*

*Linien. Sie kennen nur die Wut darüber, daß sich die Ärzte nicht den eigentlichen Problemen der Bevölkerung stellen ...«*

Deshalb also wurden die Arzte »hingerichtet«. Aus Wut. Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich: Klaus Rainer Röhl! Diesen hanebüchenen, lebensgefährlichen und antihumanen Unsinn (vermutlich Horlemanns), den kein Vietcongführer, kein Nordvietnamese je gebilligt hätte, abgedruckt zu haben, bleibt meine Schuld. Gewiß, die Abmachung lautete, daß die Texte nicht redigiert werden durften. Ich hätte sie aber als Ganzes ablehnen müssen. Die anderen Aufsätze über Gewalt waren nicht besser. Der Beitrag von Rap Brown war noch der am besten formulierte, schlug aber in die gleiche Kerbe: Er schrieb aus dem Stadtgefängnis von New Orleans. Mitten im mörderischen Rassenkampf plädierte er für Rache an den »Bullen«, also für Mord.

Der zweite Aufsatz, »Gewalt in den Metropolen«, beschäftigt sich mit den ersten Todesopfern, die auf Demonstrationen durch Steinwürfe ums Leben gekommen waren. Er liest sich, im Juni '68, wie eine theoretische Vorbereitung der RAF: »Wir sind auf die Straße gegangen, und die Polizei hat uns niedergeknüppelt. Wir haben größere Demonstrationen gemacht, und es wurde auf uns geschossen. Jetzt sind zwei Menschen bei unseren Demonstrationen ums Leben gekommen. Halten wir fest; es sind Steine geflogen, nachdem zum zweitenmal auf uns geschossen worden ist. Solange Springer seine Mordhetze, die schon zwei Mordanschläge zur Folge hatte, weiterverbreiten darf, solange sich die Parteien hinter Springer stellen, handeln wir in Notwehr ...«

Da taucht es auf, die Worte »Notwehr« und »zurückschlagen«. Wir schießen zurück! Und dann folgt, in *konkret,* zum erstenmal der Aufruf zum bewaffneten Kampf: »In prinzipieller Hinsicht endet die Frage nach der Gewalt in der Frage, ob wir entschlossen sind, unsere Ziele zu erreichen ... Wir werden damit nicht warten, bis noch eine Generation und noch eine Generation kaputtgemacht wird, sondern wir wehren uns jetzt. Den Sozialismus werden wir nur bekommen, wenn wir unsere Feinde wissen lassen, *daß wir alle Mittel* (Hervorhebung vom Verfasser) anwenden werden, die nötig sind, ihn zu bekommen ...« Das liest sich heute wie eine Vorbereitung auf die Tätigkeit der RAF:

*»Jetzt heißt die Frage: Können wir, die Studenten, überhaupt Gewalt anwenden, bringen wir das fertig? Und welche Formen der*

*Gewalt bringen uns unserem Ziel näher? ... Was die subjektive Seite des Problems angeht, müssen wir sehen, daß der aktive Widerstand gegen das System der Unterdrückung nicht nur eine Voraussetzung für die Befreiung des neuen Menschen ist, sondern schon ein Stück seiner Verwirklichung. Ein junger Heckenschütze aus Detroit sagte einem Reporter, wie es ihm ging, als er sich von seinem Dach aus mit dem Gewehr gegen die anrückende Polizei verteidigte: >Es war unbeschreiblich schön, Baby, du kannst es dir gar nicht vorstellen, wie schön es war.ä<Der das sagte, ist kein Zyniker. Er stellte durch seinen Kampf einen Teil seiner verwüsteten Identität wieder her. Er machte sich in diesem Augenblick zu einem Menschen.«*

Der Aufsatz von Peter Schneider war schön geschrieben. Verführerisch schön. Aber er war wie alles damals Geschriebene, falsch. Und er hatte verheerende Folgen. Alle unsere damaligen Veröffentlichungen waren schön und pathetisch. Ebenso schön wie das Dutschke-Wort: »Wir machen dann alle einen einzigen Urlaub.« Eine Utopie. Auch Rudi verstand revolutionäre Gewalt als Gegengewalt. Aber er selber wandte nie Gewalt an. Die RAF lehnte er ab. In *konkret.*

Ich habe diese ersten offenen Gewaltdiskussionen veröffentlicht. Ich habe sie nicht ernst genug genommen. Wußte nicht, daß Worte direkt in 9-mm-Geschosse übergehen könnten, die Schönheit der Utopie in die über Leichen gehende Ungeduld. Ich habe alles veröffentlicht, noch ein Jahr lang. Ich hielt alles für Literatur, für Theorie. Bis mir selber die Scheiben eingeschlagen wurden, die Telefonleitungen zerschnitten, das Haus gestürmt, die Kinder entführt, die Frau - mitgegangen - mitgefangen wurde.

Noch waren wir ahnungslos. Niemand hat damals protestiert, keiner unserer Mitarbeiter sprang nach der Lektüre des Aufsatzes über die »Arzte von Hue« ab, alle liberalen Zeitungen äußerten Verständnis, die großen liberalen Verlage boten Höchstpreise für Cohn-Bendit und andere Gewaltapostel. Gabriele Henkel schätzte sich glücklich, Cohn-Bendit auf ihrer Party zu sehen. Die Liberalen waren verdutzt, erschüttert und auch ein bißchen eingeschüchtert.

Ich war weder eingeschüchtert von den Drohungen gegen mich, noch hatte ich Angst. Ich ahnte nicht, was auf uns zukam. Meine Phantasie reichte nicht aus. Ich überwarf mich mit den Berlinern, nicht (nur), weil ich ihre Gewaltbeiträge ablehnte, sondern weil ich

sie für zu langweilig hielt, zu schlecht, unpünktlich abgeliefert und zu teuer.

Wir trennten uns in Güte. Die weiteren Veröffentlichungen jener Gruppe erfolgten im »Kursbuch«, das Enzensberger in der Folgezeit ausbaute. Wir blieben, geschmäht, aber viel gelesen, eine Massenzeitung, eine Illustrierte für Interessierte. Ich verstehe bis heute nicht, daß Leute wie Enzensberger und ihre Freunde, die die Nähe zur Illustriertenpresse, zur Kolportage, zur einfachen Sprache, zum Kompromiß und zur Massenwirksamkeit verachteten, später dabei mitwirkten, gerade meine Zeitschrift zu enteignen. Hätten sie nicht eine eigene gründen können wie das »Kursbuch«?

Wir diskutierten nun über eine Alternative zum »Berliner Modell«, um das 14tägliche Erscheinen der Zeitschrift und ihren weiteren Ausbau zu sichern: Ich erwog, stern-Redakteur Bissinger als Chefredakteur in die Zeitung zu holen. Oder Ulrike Meinhof. Ulrike schreibt in einem Brief:

*»Ich muß mich jetzt zwar ernsthaft und intensiv auf mein Fernsehspiel konzentrieren und kann nicht rumflitzen und mich ablenken lassen, aber ich bin natürlich grundsätzlich bereit, Dir in puncto* konkret *beizustehen ... Aber ich kann mich nicht von Dir vereinnahmen lassen. Ich möchte nicht zwanghaft mit Dir zusammenarbeiten. Aber natürlich bin ich willig, mitzudenken und zu planen.«*

Der Hintergrund dieses Briefs: Ich habe Ulrike angeboten, selber die Stelle von Bissinger zu übernehmen oder zusammen mit ihm das Blatt zu gestalten. Nach Hamburg zurückzukommen mit allen erdenklichen Konsequenzen. Diese Lösung lag durchaus nicht außerhalb des Denkbaren. Ulrike hatte sich in Berlin nicht eingelebt. Sie fühlte sich vereinsamt und sehnte sich vielleicht nach Hause, dachte ich. Die Kinder ohnehin. Das 14tägliche Erscheinen, das Steffens **Vertriebs-** und anzeigenmäßig bereits unwiderruflich für den 1. September festgelegt hatte, stand vor der Tür. Einen Chefredakteur brauchten wir. Von allen denkbaren Lösungen fand ich Ulrike die bei weitem beste. Sie war, dachte ich damals, im Vergleich zu den Gewaltpropheten eher gemäßigt und pragmatisch und wäre demnach ein gutes Bindeglied zwischen uns und den Berliner Radikalen gewesen. Außerdem kannte sie die Zeitungsarbeit. War schon Chefredakteurin gewesen, sogar während des damaligen 14täglichen Erscheinens. Wir diskutierten lange hin und her. Aber Ulrike fand schließlich, daß ich noch »nicht die menschlichen Vor-

aussetzungen« erfüllte (!?), die sie für notwendig hielt, wenn sie einen solchen Schritt hätte gehen wollen. Jeder kann heute darüber spekulieren, was sie damit gemeint hat, einschließlich Jutta Ditfurth. Ulrike kann sich ja nicht mehr dagegen wehren. Aber es kam anders. Nach ein paar Tagen erfuhr Bissinger von dem Plan und sagte: »Nur einer kann Chefredakteur sein.« Mit diesem einen meinte er sich.

## *Pokern aus der Westentasche*

Also Bissinger. Die Verhandlungen mit ihm zogen sich auch hin. Seit 1964 waren er und seine zierliche, hübsche Frau Freunde des Hauses. Auch beruflich schien er an einer Zusammenarbeit Interesse zu haben. Man müßte da etwas machen, meinte er oft, man könnte so viel »machen«, er wüßte schon was. Er beobachtete sorgfältig die Entwicklung unseres Blattes, sagte nie ganz zu, aber auch nie ganz ab. Behielt alle Eisen im Feuer. Er war Ende 20, sah aber aus wie 19. Der überaus harmlose Ausdruck seines Gesichts verhalf ihm zu erstaunlichen journalistischen Überraschungserfolgen, andererseits litt er darunter, daß man ihn sich praktisch nur immer als »jungen Mann«, als Assistenten von irgend jemand, vorstellen konnte. Schon im Dezember ließ er sich von uns einen 4000-Mark-Vertrag (Anfangsgehalt) und die Chefredaktion schriftlich zusagen.

Das zog sich bis 1968 hin. Am Ende des Sommers (es muß am Ende gewesen sein, denn wir saßen im Garten in Blankenese und aßen von den ersten grünen Äpfeln) waren wir schon ziemlich dicht an einem Vertragsabschluß mit Bissinger und seinem Textredakteur Neuhauser, den er ebenfalls aus dem *stern* mitbringen wollte. Da passierte etwas, was mich stutzig machte und mich veranlaßte, die Verhandlungen weiter in die Länge zu ziehen.

Mir fiel, besonders bei Neuhauser, eine Art Bereitwilligkeit, ja Beflissenheit auf, die entweder gespielt war oder aber das Produkt einer jahrelangen Tätigkeit in Verlagshäusern mit gut zahlenden, aber tyrannischen Arbeitgebern. Zum Beispiel entwarf Neuhauser, der gerade für den *stern* in Saigon gewesen war, in groben Zügen einen Artikel, den er für *konkret* schreiben könnte. Unter anderem kam er auch auf ein Gebiet zu sprechen, das für uns besonders interessant sein müßte: das Nachtleben von Saigon und das Verhält-

nis der Amisoldaten zu den vietnamesischen Huren. Nun muß man wissen, daß sich Neuhauser als ausgeprägt »linker« Journalist verstand und selbstverständlich für den Vietcong und gegen den amerikanischen Soldaten Partei nahm. In der Beschreibung der Saigoner Freudenmädchen aber kam eine tiefe Menschenverachtung, ja ländserhafte Zotigkeit zum Vorschein. Er schilderte sie mit abschätzigen Ausdrücken, hinter denen ein biologistischer Jugendkult oder einfach nur bedenkenlose Schnoddrigkeit zu vermuten war. »Die sehen aus wie abgehalfterte Gäule.«

Ich wurde plötzlich ganz nüchtern, sagte sehr ernst, das sei doch nicht der richtige Ton, wir seien hier nicht beim *stern,* so abgebrüht seien wir nicht. Diese Art der Berichterstattung über Menschen sei schnoddrig, menschenverachtend, antihuman. Das fände er sicher doch auch? Genau diese Art von Journalismus wollten wir nicht machen. Bestialisch seien in jedem Land allein der Faschismus und die Ausbeutung, nicht die verwüsteten Gesichter der Unterdrückten. Nicht einmal die Gesichter der Peiniger und Ausbeuter seien bestialisch, fügte ich hinzu, auch sie seien nach Dutschke nur »Charaktermasken«. Neuhausers Antwort entsetzte mich fast noch mehr als das Vorangegangene. Er stimmte mir zu. Er sagte wörtlich: »Okay, Boß, wird geändert.« Wenn ich das so sähe, dann würde er das in *konkret* eben anders schreiben. »Kein Problem, Chef.«

Eigentlich hätte mir das reichen müssen, um die Verhandlungen abzubrechen, aber eine weitere Episode kam hinzu. Einige Zeit später, es war schon Herbst '68, machte er seinen Antrittsbesuch in unserer Redaktion, die gerade in die Gerhofstraße am Gänsemarkt umgezogen war. Wir gingen durch die vielen, noch leeren Redaktionsräume - Steffens hatte auf Zuwachs gemietet - und erreichten das große Chefzimmer. Junge Redakteure, Sekretärinnen und freie Mitarbeiter versammelten sich, um den zukünftigen Starautor zu begrüßen. Getränke wurden herangebracht. Neuhauser legte mit großer Geste los, war ganz großer Journalist, genoß die Bewunderung der unerfahrenen Zuhörer für den weitgereisten und erfahrenen stern-Mann. In jeden Satz flocht er einen meist aus dem Amerikanischen kommenden journalistischen Fachausdruck ein und gab sich auch als Kenner und Durchblicker zu erkennen, dem keine menschliche Schwäche fremd war, der Nannen, Augstein, Bucerius und Gott weiß wen persönlich kannte, auch in ihren intimsten Stunden. Das ganze Auftreten Neuhausers wirkte auf mich wie eine

Szene aus einem schlechten Film, in dem ein glasharter Illustriertenjournalist dargestellt wird: ein eiskalter, über Leichen gehender Profi, wie ihn Mario Simmel hätte erfinden können. Am Ende des Abends führte er uns noch das neue Spiel vor, das unter stern-Journalisten gerade Mode war: Pokern aus der Westentasche.

Man lasse sich einen möglichst großen Anteil seines (hohen) Gehalts in Zehnmarkscheine umwechseln. Das Bündel Scheine wird in die Jackentasche gesteckt. Dann sagt einer »gerade« oder »ungerade«. Fiat er die Endnummer des Mitspielers getroffen, ist der Zehner gewonnen. Auf diese Weise wechselten an einem Abend Riesengehälter ihren Besitzer. Diese Großtuerei gab mir den Rest. Sollte das der neue Lebensstil in unserer Redaktion werden?

Es war wieder einer jener seltenen Augenblicke in meinem Leben, in denen ich das sichere Gefühl hatte, es müsse etwas geschehen. Noch in der Nacht rief ich Steffens an und sagte ihm, der Vertrag würde nicht unterschrieben. Mit diesem Mann könne man keine Zeitung machen. Trotz Zuredens blieb ich dabei. Redaktionskollektiv: noch nicht - Revolverjournalismus: nicht mehr. Ich saß wieder einmal zwischen den Stühlen. Konsequent, aber allein.

Auch die Verhandlungen mit Bissinger zerschlugen sich. Er fuhr in Urlaub und sagte von sich aus ab. Er blieb beim *stern*, die hochdotierten schriftlichen Angebote von uns ließen ihn dort zu einem noch besser bezahlten Mitarbeiter werden. Viele Jahre war er der »junge Mann« von Nannen. Er sah immer noch zehn Jahre jünger aus, als er war. Dann trugen ihn günstige Konstellationen endgültig nach oben. Er wurde einer der einflußreichsten Männer in der Zwei-Millionen-Illustrierten nach Henri Nannen und Rolf Gillhausen. Später gründete er eine eigene Zeitung, und noch später wurde er Geschäftsführer des Hoffman und Campe Verlags, war zeitweise sogar Pressesprecher des Hamburger SDP-Senats und am Ende sogar einmal Chefredakteur des neuen *konkret* von Hübotters Gnaden. Heute ist er, mit zahllosen hochdotierten Abfindungen, im Ruhestand, hat aber noch gern überall die Hand mit drin. Endlich leidet er auch nicht mehr unter seinem jugendlichen Aussehen. Er sieht nun wesentlich älter aus, als er ist.

## *Die Familie schickt Hilfe*

In zwei Monaten sollte *konkret* 14täglich erscheinen. Was tun? Steffens versicherte, man könne das nicht mehr rückgängig machen. Vielleicht wollte er auch nicht, war gepackt von der Idee zu expandieren. Wahrscheinlich war es mein Fehler, dem zuzustimmen. Das 14tägliche Erscheinen verdoppelte, ja verdreifachte zwar den Umsatz, aber es machte auch aus dem überschaubaren Einmannladen einen kleinen mittelständischen Betrieb, zu dessen Leitung mir keineswegs Initiative und Ideen, wohl aber die Ellbogen fehlten, sie gegenüber vielen Mitarbeitern durchzusetzen, die ganz eigene Ideen hatten. Man kann diese Fähigkeit Bulligkeit oder Rücksichtslosigkeit nennen oder auch nur Dynamik und Führungsqualität - ich habe sie nicht. So entstand ein Vakuum, eine ständige Verlockung für Intriganten und Eroberer aller Schattierungen, die Macht in *konkret* zu übernehmen, ohne die geringste Fähigkeit, auch nur eine einzige Nummer der Röhlschen Mischung herzustellen.

Zum Glück gab es in dieser Situation einen Menschen, der mich bei meiner Aufgabe unterstützen konnte, nämlich meinen eigenen Bruder Wolfgang Röhl. Mein Pech, daß er, fast eine Generation jünger als ich, zu diesem Zeitpunkt einfach noch zu jung war, um sofort die Leitung der Redaktion zu übernehmen. In der Familie war im wahrsten Sinn des Wortes Hilfe nachgewachsen. Wolfgang kam, 19jährig, nach Hamburg, um zu studieren. In die Redaktion wollte er nur mal hineinschauen. Nach kurzer Zeit bat ich ihn zu bleiben. Es ging gar nicht anders.

Ausbildungs- und Anlernschwierigkeiten gab es nicht. Wolfgang war, weit mehr als ich, ein »geborener« Journalist. Er hat in dieser Zeitschrift kaum etwas gelernt, sondern immer etwas und schließlich mehr und mehr *gekonnt.* Im August '68 erscheint sein erster Artikel: »Alle gehen zur Bundeswehr. Wir nicht, *(konkret* gibt Tips für Wehrunwillige).« Der Artikel hatte einen durchschlagenden Erfolg: Die Zahl der Wehrdienstverweigerer stieg im nächsten Jahr rapide an, die Zahl der dienstpflichtigen *konkret*-Leser auch, die Bundeswehr stellte Strafantrag gegen mich, weil ich ihnen den Namen des Autors nicht preisgab. Der Prozeß zog sich bis in das Jahr 1971 hin, wurde mit APO-Anwalt Groenewold und DDR-Anwalt Kaul ein großer Publicity-Erfolg für uns. Die Staatsanwaltschaft hatte

die Anklageschrift so schluderig geschrieben, daß das Gericht nach meinem zweistündigen (viel zu redseligen) Plädoyer zur Person, kaum, daß Kaul sich - mit Heinrich-George-Emphase - erhoben hatte, um Anträge zu stellen, das Verfahren abbrach und der Staatsanwaltschaft den Rat gab, eine neue Anklageschrift aufzusetzen.* Verstärkt durch Wolfgang und ein gleichzeitig eingestelltes fünfköpfiges »Volontärskollektiv«, beginnen wir die Epoche des 14täglichen Erscheinens. Freie Mitarbeiter mit festem Vertrag haben wir genug: Ulrike Meinhof, Günter Wallraff, Peter Rühmkorf, Jürgen Manthey, Rolv Heuer, Alexander Rauter, Sebastian Haffner und Robert Neumann, dazu viele freie Mitarbeiter, die gelegentlich schreiben: fast alle deutschen Schriftsteller von Rang. Es blieb viel ermüdende und zeitraubende Puzzlearbeit in der Redaktion und bei der Herstellung, die der noch nicht 21jährige Stefan Aust mit sportlicher Bravour, allerdings auch für ein Gehalt von 3250 Mark, erledigte. Das 14tägliche Erscheinen, das für uns ein großes wirtschaftliches Risiko darstellte (wegen der Preiserhöhung auf DM 1,50!), wurde ein voller Erfolg. Die Auflage fiel nicht, sondern stieg weiter.

Auch hier muß eine Legende berichtigt werden. Sie lautet: Röhl verkaufte die Hefte mit Fotos von nackten Mädchen. Falsch. Während der ersten Jahre enthält kein Titelblatt auch nur eine unbedeckte Brustspitze. Die farbigen Nackedeis und Klappbilder im Inneren des Hefts, von denen ebenso fälschlich behauptet wird, sie seien das »Erfolgsrezept« gewesen, wurden erst 1971 eingeführt. Die 64 Seiten des Hefts enthalten einen oder zwei Artikel mit Themen, die man damals im *stern* Aufklärung nannte Oswalt Kolle) und die diesem den Ruf einbrachte, eine »Sexwelle« ausgelöst zu haben. Bei uns hieß das auf links: »Sex und Repression«, »Sexualität und Klassenkampf«, »Liebe in der Schule« etc.

Im Dezember '68 schreibt Ulrike Meinhof den ersten Artikel *gegen* mich.

Weihnachten besuche ich sie und die Kinder. Mit einem fast schüchtern wirkenden Lächeln legt sie mir einen Artikel vor und sagt: »Lies mal, Klaus! Ich bin gespannt, ob du den drucken wirst.«

* Das hatte seinen Grund. Am 8. Januar 1971 wurde das Verfahren mit Zustimmung der Staatsanwaltschaft eingestellt.

Ich falle aus allen Wolken. Der Text ist eine einzige Provokation. Lehne ich ihn ab, gibt es einen Eklat, und wir verlieren unsere beliebteste Mitarbeiterin. Drucke ich ihn, mache ich mich selber fragwürdig, beginne eine Diskussion um die Abschaffung von *konkret*. Ulrike hat sich auf die Seite der *konkret-Gegner* geschlagen. Mehr noch, sie hat die Führung übernommen. Abends taucht Dutschke-Freund Gaston Salvatore auf und redet mit dieser betont leisen und »unaggressiven« Stimme, die damals bei den Radikalen zum guten Ton gehörte, auf mich ein. Er betont, wie gut es mir täte, diesen Artikel zu veröffentlichen und mich damit selbst zu »problematisieren«.

Ich finde ihn zum Kotzen, sage es aber nicht. Einen Bruch mit Ulrike kann ich mir nicht vorstellen. Ich bin ahnungslos. Fahre verwirrt nach Hause. Lese den Artikel noch mal durch. Im Klartext und aller linken Phrasen beraubt, lautet die Botschaft: Was APO-Anwalt Groenewold im Scheidungsvertrag versäumt hatte durchzusetzen, sollte per Machtübernahme nachträglich erzwungen werden. Was der »68er Bewegung« mangels Einfallsreichtum nie gelungen war, auf die Beine zu stellen, eine eigene Zeitung, sollte auf dem Wege der Beschlagnahme geschafft werden. Enteignet Röhl! Der als Weihnachtsgabe überreichte »Kolumnismus«-Artikel war der Auftakt dazu. Er eröffnete keine Diskussion, sondern begründete ein - Enteignungsverfahren.

»Was erwartet der Geldgeber von seinem Kolumnisten?« fragt Ulrike und antwortet: »Daß er sich ein eigenes Publikum erschreibt, möglichst eins, das ohne ihn die Zeitung nicht kaufen würde. Das ist der Profitfaktor. Ein Kolumnist, der das nicht leistet, wird über kurz oder lang gefeuert ...

Die Kehrseite der Kolumnistenfreiheit ist die Unfreiheit der Redaktion. Da müssen Artikel >durchgeschrieben< sein, müssen verkäuflich sein, müssen Leserbedürfnisse platt befriedigt werden ... Da wird auf Termine gearbeitet: in einer Woche ein Kommuneartikel, von heute auf morgen über die Gerichtsverfahren, die in Teheran anstehen, mal schnell Wilhelm Reich zusammengekürzt, Mao-Zitate für Sexfotos montiert, ein paar Worte mit Biermann gewechselt. Ein guter Journalist ist auf Zack, schafft das, schafft alles, schreibt auch, wenn er nichts hat, schreibt auch, wenn er noch nicht fertig nachgedacht hat, schreibt auch, ohne die notwendigen Bücher vorher gelesen zu haben ... Da sind die linken Studenten ein-

fach zum Kotzen: Die halten keine Termine, die können sich nicht kurz fassen, nicht ausmehren, immer dies Wenn und Aber, quatsch nicht so viel, mach zu, die Setzerei wartet, die Druckerei wartet, die Grossisten warten ...

Wie, wenn diese Zeitung sich tatsächlich einmal zur Diskussion stellte, der landauf, landab grassierenden Kritik ihre Spalten öffnete, unredigiert und unängstlich. Opportunismus ist, wenn man die Verhältnisse, die man theoretisch zu bekämpfen vorgibt, praktisch nur reproduziert ... *konkret* ist weniger eine linke als eine opportunistische Zeitung.«

Ich kündigte den Artikel auf der Titelseite mit großen Lettern an: »Ulrike Marie Meinhof: Ist *konkret* noch zu retten?« Er erschien gleich auf Seite zwei. Danach, nach einer doppelseitigen Anzeige des Club Méditerranée (!), kam meine Antwort:

## *»Ach, Ulrike!«*

Ulrike Marie Meinhof ist die ständige Kolumnistin von *konkret*. Kolumnisten sind selbständig. Oft distanzieren sich Zeitschriften von ihren Kolumnisten mit kleinen Vorspännen wie ... Herr X. sagt hier seine unabhängige Meinung. Sie gibt keineswegs immer die Ansicht der Redaktion wieder usw.

Wir distanzieren uns von Ulrike Meinhof nicht. Wir identifizieren uns mit ihren oft ungewöhnlichen, aber fast immer einleuchtenden Gedankengängen.

Ulrike aber hat in dieser Ausgabe das Bedürfnis verspürt, sich von unserer Zeitschrift zu distanzieren, etwa: Die Redaktion sagt hier ihre Meinung. Sie gibt keineswegs immer die Meinung der Kolumnisten wieder. Gut. Über *konkret* gibt es in der Linken so viel Meinungen, wie es in der Linken überhaupt Meinungen gibt. Insofern bringt sie die Kritik eines Teils der Leser zum Ausdruck. Da sie aber auch eine Reihe von ebenfalls weitverbreiteten Irrtümern ausspricht, gibt sie uns Gelegenheit zu einer Korrektur.

Der ernstere Vorwurf ist der, daß wir 14täglich erscheinen und >da wird auf Termine gearbeitete Ich finde das Beispiel >von heute auf morgen ein Artikel über die Gerichtsverfahren, die in Teheran anstehen< schlecht gewählt.

Als die drei persischen Studenten von heute auf morgen in die Re-

daktion kamen, um in letzter Minute etwas für ihre von Todesurteilen bedrohten Landsleute zu tun (bei *SPIEGEL* und *stern* waren sie schon vergeblich gewesen), war es Sonntag abend. Montag sollte gedruckt werden. Da haben wir >schnell mal eben< den Artikel aus der schon fertigen Form genommen und haben, >verdammt, es mußte alles so schnell gehen<, einen Artikel über die Todesurteile in Teheran geschrieben und die Adresse der persischen Botschaft dazu gesetzt und viel Anrufe dort hervorgerufen und vielleicht ein bißchen dazu beigetragen, daß die Todesurteile nicht vollstreckt wurden: Ein guter Journalist ist auf Zack, schafft das, schafft alles.

Wenn ich recht verstehe, wirft Ulrike uns vor, kein >Kursbuch< zu sein. Sie hat recht, *konkret ist* kein >Kursbuch<. *konkret* ist eine Publikumszeitung mit einer Auflage von zur Zeit 230 000 Stück pro Heft, die sich auch an Leser wendet, die >Kursbuch< und >Neue Kritik«, Marcuse und Marx nicht lesen und dennoch zur APO zu zählen sind oder zu ihr stoßen werden. Wenn diese Leser später Marcuse und Che Guevara, das >Kursbuch< und die >Neue Kritik< lesen werden, dann werden sie es durch *konkret* kennengelernt haben. Arbeitsteilung nennt man das.

Ulrike wirft uns vor, daß unsere (drei) Redakteure, die zwischen Beate Klarsfeld in Paris und den Kommunarden in Berlin, zwischen den Slums von London und dem Erziehungsheim von Voccawind hin- und hersausen und dann noch ihre Artikel pünktlich abliefern müssen, zu wenige sind, überlastet sind und nicht dazu kommen, ihre Artikel gründlich auszurecherchieren und alle Literatur dazu zu lesen und auch die richtigen Bilder dazu zu beschaffen, daß uns mit anderen Worten das Archiv des *SPIEGEL*, der Reporterstamm des *Stern* und der Mitarbeiterstab der *ZEIT* fehlen.

Da hat sie recht.

Wir bekennen freimütig: Das Heft muß pünktlich erscheinen, es muß gut umbrochen sein, verständlich und interessant geschrieben sein, gut bebildert sein, mit Titelbild und Vorspännen aufgemacht sein, möglichst viele Themen enthalten: Es muß gut verkäuflich sein. Denn wo soll sonst das Geld herkommen für die Verbreiterung der Redaktion, den Aufbau eines Archivs, den Fernschreiber, die Fotokopiergeräte und Tonbänder, die Flugreisen und Lizenzen für Cohn-Bendit-Abdrucke?

Ach, Ulrike verlangt etwas Schönes, Begeisterndes, aber Unmögliches: die Reinheit der Lehre und die Sorgfalt der Forschung,

die Aktualität des *SPIEGEL* und die Tiefe des >Kursbuchs<, keine nackten Mädchen auf dem Titelbild und keine Zugeständnisse an den Markt, aber mehr Geld für die Redaktion und pünktliche Honorarüberweisungen. Ich bin sicher: Wäre eine solche linke Zeitung möglich, es gäbe sie schon, und Ulrike wäre ihre Mitarbeiterin. Aber konkrete Utopie ist eines und Realitätstüchtigkeit ein anderes. Wir leben sicher nicht in der besten aller denkbaren Welten, und *konkret* ist nicht die beste denkbare Zeitschrift der Linken, *konkret* ist nur die einzige Zeitschrift der Linken.

Die Zeitschrift muß verbessert werden, vergrößert werden, sie muß gründlicher arbeiten, aber noch lockerer geschrieben sein, *noch* interessanter sein für Leser und doch die Interessen der Leser vertreten, *konkret* muß mehr Leute erreichen und mehr Leute bewußt machen. Es muß sehr bald wöchentlich erscheinen und seine Auflage verdoppeln. Und wir müssen unsere Anstrengungen verdoppeln.

Ulrikes Kritik wird uns dabei helfen. Und ihre Kolumnen, die weiter in *konkret* erscheinen.

Wo auch sonst?«

# *Eine ganz miese Geschichte*

Ich hatte den Handschuh aufgenommen. Der Gegenzug ließ nicht lange auf sich warten. Er war schon vorbereitet. Ebenfalls über Weihnachten. Kaum war der Artikel erschienen, teilte mir Stefan Aust, unser Chef vom Dienst, unser geschäftsführender Redakteur, unser Mädchen für alles, Hansdampf in allen Gassen, unentbehrlicher Kritiker und unerbittlicher Vertreter eines nur auf Lesbarkeit bedachten Illustriertenkurses, mit, er wolle nicht mehr. Er scheide aus der Zeitung aus. Wir kannten uns seit langem und mochten uns (auf Distanz) gut leiden, also sprach er offen. Ulrike hatte mit ihm diskutiert, vier Tage lang. Am Ende war er überzeugt: Er habe, für fast 3500 Mark, nur das Interesse seines Unternehmens »verinnerlicht«. Er habe nur »Scheiße gebaut« und sei nun kaputt. Er müsse nur noch weg, irgendwohin, vielleicht nach Amerika. Er wolle zu keiner anderen Zeitung, er würde auch nicht weitermachen, wenn Ulrike die Macht hätte, er sei einfach fertig.

Das Thema Ulrike Meinhof hat ihn seitdem nie wieder losgelassen und ihn zu einem Auflagenmillionär und reichen Mann gemacht. Während diese Zeilen geschrieben werden, erscheint seine neu bearbeitete Auflage seines Bestsellers »Der Baader-Meinhof-Komplex«, der gerade von Bernd Eichinger verfilmt und im September 2008 uraufgeführt wurde.

Ulrike hatte meinen besten Mann überredet, *konkret* zu verlassen. Ich ließ ihn sofort gehen, war etwas verärgert, aber er ging in Frieden. Aust fand tatsächlich erst nach vielen Jahren wieder zu einer geregelten Arbeit zurück, blieb mir immer (auf Distanz) befreundet, erwarb meine bleibende Dankbarkeit, als er nach Ulrikes Flucht in den Untergrund meine von der »Gruppe« nach Sizilien entführten Kinder aufspürte und mir zurückbrachte, wofür er fast erschossen worden wäre. Er arbeitete zunächst für *Panorama* und ging später zum *SPIEGEL*, wo er noch zu Lebzeiten Augsteins Chefredakteur wurde, bis auch er 2008 durch einen Putsch linker Redakteure (dort: »Mitarbeiter-KG« genannt) gefeuert wurde."'

1969 hatte er mir gekündigt. Seine weitere Laufbahn bis zum Januar 2008 war damit vorbestimmt.

Ich aber stand erst einmal ziemlich ratlos da, allein mit meinem

Siehe Klaus Rainer Röhl, »Machtübernahme«, Homepage klausrainerroehl.de.

Bruder und einer ziemlich ratlosen und verwirrten Redaktion aus Volontären, unserem »Volontärskollektiv«. Niemand von ihnen war in der Lage, professionell ein Blatt zu machen oder Aust nur auf einigen Gebieten zu ersetzen. Plötzlich kam unerwartete Hilfe, scheinbar zufällig. Ich hätte sofort stutzig werden müssen. Aber meine Phantasie reichte, wie gesagt, nie aus, mir ganz normale Intrigen vorzustellen. Es gab sie aber:

Ein gelegentlicher Mitarbeiter aus Berlin, den ich kaum je gesehen hatte, eigentlich ein Grafiker, der einmal eine hübsche Fotomontage gemacht und einen leidlichen Artikel geschrieben hatte, erklärte plötzlich, er würde gern nach Hamburg kommen. Er verlange auch nicht viel Geld. Einige Tage später kam noch ein Hilfsangebot. Ich pries mich als Glückspilz. Der prominenteste Filmkritiker der *ZEIT* kam zu mir ins Büro und sagte, er wolle bei uns mitarbeiten, in der *ZEIT* sei es unerträglich geworden. Er würde auch noch die Gerichtsreportagen machen und viele andere Kleinarbeit in der Redaktion. Er verlange allerdings viel Geld, 3,5 sagte er, sei das Minimum, aber er könne sofort kommen. 3500 Mark. Das war er wert, glaubte ich.

Der junge Mitarbeiter hieß Peter Homann, der Filmkritiker Uwe Nettelbeck. Ich wurde mit beiden schnell handelseinig, außerdem mit Lothar Menne, dem aus der »Urkommune« in München, der Vorläuferin der Kommune 1, und dem Vorsitzenden der linken »Schülerbewegung« Kahl, die plötzlich auch bei uns anfangen wollten. Kahl und Homann wurden als Volontäre, Nettelbeck als Redakteur mit einem Halbjahresvertrag zur Probe angestellt. Massenhaft neue Leute! Glücklicherweise holte ich auch meinen ältesten Freund und Mitarbeiter Peter Rühmkorf wieder in die Redaktion. Der war gerade ein halbes Jahr von anderen Verpflichtungen frei und freute sich darauf, wieder einmal »Zeitung zu machen«.

Das wurde meine Rettung. Rühmkorf war nämlich der einzige, der gekommen war, um mit mir zusammenzuarbeiten. Die anderen kamen, um mich vor die Tür zu setzen. Sie oder ich, das wurde bald die Frage. Wer - wen? Rühmkorfs Eintritt in die Redaktion paßte überhaupt nicht in ihren Plan.

Am Wannsee in Berlin wurde dieser Plan geschmiedet, in einem wegen des Winters leeren Strandcafe. Teilnehmer an dieser »Wannseekonferenz« waren außer Ulrike Gaston Salvatore und Uwe Nettelbeck. Was dort beschlossen wurde, sollte mir für immer verbor-

gen bleiben, und nach menschlicher Voraussicht hätte ich es auch nie erfahren können. Ich wußte ja nicht, wer mir da seine »Hilfe« anbot. Wie sollte ich ahnen, daß der mir von Anfang an sympathische Homann, der stets freundlich, bereitwillig und geradezu beflissen auftrat, seit kurzem der Liebhaber von Ulrike war? Er hatte es mir nicht gesagt. Der feinnervige Ästhet Nettelbeck aber sagte mir offen die Unwahrheit ins Gesicht, als er den Vertrag mit mir abschloß: Diese Ulrike Meinhof, sagte er, unsere Kolumnistin, das müsse ja eine interessante Person sein, die wolle er unbedingt mal kennenlernen. Das war im chinesischen Restaurant an der Alster, seltsamerweise hatte er ein Mitglied des SDS-Bundesvorstands mitgebracht, das »zufällig« in Hamburg war. Später erfuhr ich, daß Nettelbeck in ständigem Kontakt zum Bundesvorstand in Frankfurt handelte. Ein oder zwei Vorstandsmitglieder hielten sich zu diesem Zweck stets in seinem geräumigen Bungalow in der Heide auf. Sie spielten dort für seine schöne und seit einem Selbstmordversuch gelähmte Ehefrau, die frühere Fernsehansagerin Petra Krause, eine Art Butlerrolle, legten Holz im Kamin nach, schoben den Rollstuhl Petras und legten eine neue Rockplatte auf, die man dort mit überdimensionalen Stereoanlagen und anderen Geschmacksverstärkern genoß. Wie schrieb Nettelbeck-Intimus Salzinger gerade in diesen Wochen in der *ZEIT?* Gewisse Platten könne man nur mit den nötigen stereophonischen und bewußtseinserweiternden Mitteln richtig genießen.

Nettelbeck, dieser »Struppi«, wie Alexander Rauter und ich damals jene schicken Linken tauften, deren Wildwuchs auf dem Schädel mit dem subkulturellen Gedankengestrüpp unter der Schädeldecke korrespondierte, sagte mir glatt ins Gesicht, er habe Ulrike nie gesehen. Glücklicherweise waren auf jener Wannseekonferenz noch zwei Beobachter anwesend, an die niemand gedacht hatte. Weil sie erst sechs Jahre alt waren: meine Zwillingstöchter Regine und Bettina. Sie konnten nicht jedes Wort verstehen, wohl aber den Sinn des Gesprochenen erfassen. Bettina brachte beim nächsten Telefonanruf - unaufgefordert - das Ergebnis der Konferenz auf die Kurzformel: »Papi, die Mama will machen, daß Uwe Nettelbeck und die anderen dir nicht mehr gehorchen!« Gut zugehört und präzise ausgedrückt.

Ich war gewarnt, konnte aber nicht sofort etwas mit dieser Erkenntnis anfangen. Die Verträge waren ja unterschrieben. Doch ich wurde wachsamer: »Vertrauen ist gut - Kontrolle ist besser.« Selt-

same Dinge geschahen in diesen Tagen. Artikel, die ich angenommen hatte, waren plötzlich aus irgendwelchen Gründen nicht gesetzt worden oder gar verlorengegangen. Andere Artikel waren über Nacht oder übers Wochenende auf rätselhafte Weise ins Heft genommen worden, irgendwelche zufällig anwesenden Redakteure oder freien Mitarbeiter hatten dies auf einer Konferenz während meiner Abwesenheit »beschlossen«. Meine häufigen Reisen - aus achtbar monogamen, aber immerhin privaten Gründen - begünstigten diese Art von Unterwanderung. Es herrschte eine Zeitlang die totale Anarchie, besser gesagt ein Partisanenkrieg mit den Redaktionsräumen als revolutionäres Kampffeld: Tags amtierten die Redakteure und ich, nachts eine ominöse »Gegenredaktion« unter Führung von Ulrike, die plötzlich häufiger nach Hamburg kam, um die »emanzipatorischen« Bestrebungen persönlich zu leiten.

Die Zustände waren teilweise in der Tat grotesk. Wie schon erwähnt, hatten wir mehr Räume gemietet, als wir brauchten: drei Stockwerke, in Erwartung weiteren Ausbaus der Redaktion. Langsam begannen sich diese Räume mit wildfremden Menschen zu füllen. Kahl erklärte mir, das seien Schüler aus seinem Verband, die hier wichtige (»unheimlich wichtige«) Arbeit machen müßten, hier gäbe es ja Raum und Vervielfältigungsmaschinen und Papier und alles. Nach kurzer Zeit erklärten die Neuen, meist blutjunge Leute, sie seien Mitarbeiter von *konkret,* traten auch nach außen hin als solche auf, empfingen ihrerseits neue Besucher und verlangten Sitz und Stimme (!) in der Redaktionsversammlung.

Eines Tages traf ich in unseren Büros einen jungen Mann, der behauptete, *konkret*-Redakteur zu sein. (Möchte zu gerne wissen, was aus dem 2008 geworden ist. Journalist? In der *taz?* Oder gleich in der *WELT* oder der *ZEIT?* Bitte melden!) Meinen Einwand, daß ich ihn gar nicht eingestellt, ja, ihn noch nie gesehen habe, fand er »bürgerlich«. Auf meinen Hinweis, daß er gar nicht schreiben könne, lachte er gutmütig. Das könne man doch lernen, meinte er, die Hauptsache sei, daß er politisch »was begriffen« habe. Auf meinen nunmehr schroff vorgebrachten Bescheid, ich stellte zur Zeit keine Volontäre oder Jungredakteure ein, also tschüs, antwortete er, darüber müßten wir erst noch diskutieren. Sprach's und schritt zur Kasse, um sich Reisespesen geben zu lassen.

Im Nebenzimmer saß ein weiterer junger Mann, der erklärte, er sei unser neuer Fotograf. Ich hatte ihn ebenfalls noch nie zuvor ge-

sehen und drückte mein Erstaunen aus. Ulrike habe ihn geschickt, sagte er, er käme aus Berlin, habe gerade sein Abitur gemacht. Ob er denn schon mal Fotos veröffentlicht habe, fragte ich ihn. Er meinte, ich hätte wohl eine ziemlich autoritäre Vorstellung von Berufsausbildung, er wolle ja hier gerade fotografieren lernen und hätte sich sogar einen Fotoapparat geborgt. Seit diesem Erlebnis weiß ich, was Sozialismus ist. Diebstahl. Nicht Kapital, wie Karl Marx einmal sehr plakativ, aber falsch geschrieben hat.

Gleichzeitig erschienen in kleinen Studentenblättern, »Roten Nachrichtendiensten« und den damals auftauchenden Undergroundzeitungen heftige und hämische Angriffe gegen den »allmächtigen Verleger«, der autoritär über seine Redakteure herrsche und statt Politik nur »Sex-Scheiße« und »Repression« veröffentliche. Diese Vorstöße wurden, oft auf den Tag und die Woche genau, durch Angriffe der rechten Boulevardblätter und der liberalen Presse ergänzt. Im Frühjahr erschien ein großer, mit sechs farbigen Doppelseiten aufgemachter Artikel in *Jasmin:* »Wie sich ein Mann verstellen kann - ein besonders für Frauen erschreckendes Lehrstück, dargestellt an der Person des Klaus Rainer Röhl, Händler in Sex und Sozialismus ...«, etwas vorher war *Capital,* damals noch unter Theobald, mit dem famosen Titel »Uber die Schwierigkeiten, Unternehmer und links zu sein« herausgekommen. Schon der Vorspann enthielt eine ziemlich unverblümte Aufforderung: »Klaus Rainer Röhl und Hans Nikel (>Pardon<) haben sich zwischen APO und Kapitalismus verlaufen. Aber Kunden von links wollen Kontrollen und planen Enteignung.«

Schon im Februar hatte Otto Köhler im *SPIEGEL* den Kampf für eröffnet erklärt:

### *»Enteignet Extra-Dienst - entmachtet Röhl!«*

Tatsächlich gab es zu diesem Zeitpunkt schon mindestens eine Doppelherrschaft in *konkret.* Das Blatt wurde unausgeglichen und schlecht. Robert Neumann, der neben Rühmkorf, Haffner und meinem Bruder fast als einziger auf meiner Seite stand, schildert es im März in seiner Kolumne »Tagebuch« so:

»Eben kommt *konkret,* die Nummer von Mitte Februar mit meinem Tagebuch. Da ist diesmal offenbar der Hausherr nicht zu

Hause gewesen: Gleich drei Beiträge von der wilden Ulrike, deren unzerstörbar jungfräulicher Grimmigkeit, wacher Intelligenz und kompromißloser Militanz ich einen der wärmsten Winkel in meinem Herzen reserviert halte - dreimal sie also, und von Röhl keine Zeile. Und hat Ulrike nun doch gesiegt mit ihrer Forderung, daß sie und die Ihren das Recht haben sollten, sich in *konkret* >auszumehren<? Das ganze Heft scheint mit grimmigen Ausmehrungen voll zu sein, die Stadtpartisanen des SDS verunsichern jede Seite. Diese Stadtpartisanen sind ein Teil des SDS, aber es gibt andere Teile. Und selbst alle Teile des SDS zusammengenommen sind nicht die APO. Es ist aber diese APO als ganze, als deren Publizist Röhl angetreten ist. Sorgt er jetzt nicht dafür, daß neben den >Partisanen< Nummer für Nummer auch die anderen Gruppen der APO kräftigst und in gerechter Proportion zu Worte kommen, so richtet er das von ihm und seinen Freunden zäh und mühevoll durch magere Jahre Durchgezogene und endlich zu Erfolg Gebrachte wieder zugrunde.«

Ende März versuche ich den Stier bei den Hörnern zu packen. Ich berufe eine Redaktionskonferenz ein, zu der auch Nettelbeck und Rühmkorf, soeben in die Redaktion eingetreten, gebeten sind. Ich möchte dem unhaltbaren Zustand der »Gegenredaktion« ein Ende machen. Auch Ulrike ist geladen, um sie zu einer offenen Aussprache zu zwingen. Doch die Redaktionskonferenz wird, wie viele Versammlungen in jener Zeit, »umfunktioniert« zu einem Sit-in redaktionsfremder Leute. Zum erstenmal erlebe ich, was das Wort »umfunktionieren«, das ich so oft habe drucken lassen, in der Praxis bedeutet: Ersetzung aller gesellschaftlichen und politischen Spielregeln durch Gewalt von Einzelgängern.

Ich sah, daß zwei Drittel der Anwesenden, die plötzlich in die Redaktionsräume strömten, wildfremde Leute waren. Ich sagte, hier hätten nur Redakteure Stimmrecht. Da schrien einige: »Wieso? Wer sagt denn das? Das kannst du doch nicht einfach anordnen! Darüber wollen wir erst einmal diskutieren. Darüber stimmen wir ab!« Das heißt: Eine willkürlich von der Straße hereingeströmte Mehrheit, durch niemand gewählt - auch nach rätedemokratischen Gesichtspunkten keine Vertretung -, wollte darüber abstimmen, ob sie selber Stimmrecht hätte.

Es gab hitzige Debatten, die fast ausschließlich zwischen Ulrike und mir geführt wurden. Keiner schonte den anderen. Aber die

Umfunktionierer hatten Zeit - wir mußten eine Zeitung fertigstellen. Sie nicht. Die Debatte schien kein Ende zu nehmen. Auf dem Höhepunkt des Abends erschienen mehrere, schon sichtlich von Pot und Alkohol beschäkerte »linke Frauen« (darunter Astrid Proll), die sich auf die Rednertische setzten, »Scheiße« schrieen oder »Raus, kleiner Röhl« oder einfach nur johlten oder gnickerten. Es sah fast so aus, als würden diese bedauernswert unansehnlichen und mickrigen Geschöpfe jeden Augenblick einen Striptease vollführen, was damals bei allen möglichen Gelegenheiten als Waffe gegen die Autoritäten eingesetzt wurde. Dazu kam es gottlob nicht. Dagegen kam aber zu einem Abkommen, besser gesagt zu meiner ersten Niederlage, die Ulrike in ihrer schon geschilderten Art als äußerstes Zugeständnis und einen für alle brauchbaren Kompromiß ausgab: Die Chefredaktion wurde in ein Dreierdirektorium umgewandelt. Bestehend aus Rühmkorf, Nettelbeck und mir. Beschlüsse konnten nur einstimmig gefaßt werden, jeder hatte Vetorecht. Nettelbeck war damit - innerhalb eines halben Jahres - Mitglied der Chefredaktion.

Um diese Zeit wurden mir die »Wannseekonferenz« und Nettelbecks Teilnahme bekannt. Von nun an dachten Rühmkorf und ich an nichts anderes, als den »Struppi« Nettelbeck zu entlarven und anschließend zu feuern.

Ulrike kam uns dabei zu Hilfe. Am 28. März startete sie eine neue, gezielte Provokation zur Verschärfung des Konflikts. Sie lieferte anstelle ihrer Kolumne, die laut Vertrag unredigiert und ungekürzt erscheinen mußte, ein anonymes Papier einer Berliner »Basisgruppe« ab, das überdies miserabel geschrieben und politisch eine Binsenwahrheit war. Ich bot Ulrike an, dieses dürre Deutsch und die hölzernen Gedankengänge unter ihrem Namen zu veröffentlichen. Sie lehnte ab. Sie wolle gerade an ihrem Kolumnenplatz Texte ihrer Wahl veröffentlichen. Nettelbeck nahm den Text schließlich an und gab ihn in den Satz. Hinter meinem Rücken.

Wieder war einer der von mir so gehaßten Augenblicke gekommen, in denen ich eine Entscheidung fällen mußte. Noch in der gleichen Nacht ließ ich den Text aus dem Heft nehmen. Da »waard Gewoohnheit von«.

Am nächsten Tag versuchte Ulrike, durch ihre Gegenredaktion informiert, den SDS-Vorstand zu veranlassen, einen schon gesetzten Artikel »Revolutionäre Disziplin« aus dem Heft zurückzuzie-

hen. Vergeblich. Der Bundesvorstand übte revolutionäre Disziplin. Er befand sich in Nettelbecks Landhaus, und Nettelbeck mißbilligte Ulrikes Vorgehen.

Er verfaßte sofort eine Aktennotiz darüber. Er verfaßte dauernd Aktennotizen, das war er aus der ZEIT so gewöhnt. Vorher hatte es nie Aktennotizen bei *konkret* gegeben. Seitdem blieb diese Unsitte erhalten, bis zum bitteren Ende. In der Aktennotiz stand:

»Ich bin nicht bereit, mich zum Objekt einer privaten Auseinandersetzung zwischen Ulrike und Klaus Rainer Röhl machen zu lassen. An diesem Punkt endet sowohl meine Solidarität mit Ulrike wie meine Loyalität Klaus Rainer Röhl gegenüber.«

Ulrike reagierte darauf mit einem Abbruch aller Beziehungen zu ihm. Ihre Begründung publizierte sie in der *Frankfurter Rundschau* am 26. April. Titel:

*Ich will durch eine Mitarbeit nicht verschleiern.*

Ich habe meine Mitarbeit an der Zeitung *konkret* eingestellt. Ich war in zehnjähriger Mitarbeit an dieser Zeitung Redakteurin, Chefredakteurin, Kolumnistin. Ich ging 1959 zu *konkret*, weil ich die Mitarbeit an dieser Zeitung für eine Möglichkeit von politischer Arbeit hielt. Ich habe von 1964 bis 1969 dort regelmäßig politische Kommentare geschrieben, weil ich dort schreiben konnte, was ich für richtig hielt, als einer Möglichkeit von politischer Agitation. Ich stelle meine Mitarbeit jetzt ein, weil das Blatt im Begriff ist, ein Instrument der Konterrevolution zu werden, was ich durch meine Mitarbeit nicht verschleiern will, was zu verhindern im Augenblick nicht möglich ist.

Daß es in der Redaktion von *konkret* in den letzten Monaten gekracht hat, ist bekannt. Wenn Röhl behauptet, einen Aufstand der Redakteure hätte es nicht gegeben, dann nur, weil er den Redakteurstatus der Aufständischen anficht, indem er juristische Klauseln als Politik ausgibt.

Eine Gruppe von linken Mitarbeitern der Zeitung hatte begonnen, sich zu organisieren mit dem Ziel, aus *konkret* die für die Linke notwendige Zeitung zu machen ... Zu spät aber haben wir die Solidaritätsbekundungen von Uwe Nettelbeck als das erkannt, was sie waren: als Anbiederungsversuche. Erstmals zum Stellvertreter ernannt, erwies er sich als Stellvertreter.

Ich gebe den Kampf um die Zeitung auf, um folgender Gefahr vorzubeugen, daß wir durch unsere Mitarbeit das Linksimage der Zeitung aufpolieren, ihr einen neuen Vertrauenskredit verschaffen.

Einer Zeitung, die, wenn wir sie brauchen werden, sich gegen uns wenden wird. Was Röhl schon jetzt in seinen Artikeln, was Röhl und Nettelbeck in der Redaktion gegen die Genossen betreiben, werden sie in Kürze offen und öffentlich tun. Mit einer Auflage, der wir dann nichts entgegenzusetzen haben werden als unsere Verzweiflung und unser Entsetzen über den Gebrauch des Instruments, das wir aufgebaut haben.«

Doch Ulrike gibt den Kampf um die Zeitung nicht auf. Das ist keine Überraschung. Überraschend sind in diesem Text die Begriffe »Verzweiflung und Entsetzen«. Sie fallen auf. Sie könnten als früher Hinweis auf spätere Ereignisse dienen.

Noch jedenfalls ist Ulrike nicht entsetzt und verzweifelt. Ihre Freunde sammeln Unterschriften für einen Boykottaufruf linker Autoren. Es kommen nicht genug zusammen. Es unterschreiben nur Lettau, Peter Schneider, Monika Mitscherlich-Seifert, Marianne Herzog und Professor Peter Brückner, ausnahmslos keine festen Mitarbeiter der Zeitschrift. Die ständigen *konkret*-Autoren wie Wallraff, Zwerenz, Deschner, Hochhuth, Ziem, Fichte, Fried, Rauter, Piwitt, Peter Hamm, Gerd Fuchs, Uwe Herms, Sebastian Haffner, Martin Walser und Peter Weiss lehnen ab.

Da entschließt sie sich zur Gewalt.

## *»Der Laden wird zerkrümelt!«*

Irgend jemand muß Ulrike den schlechten Rat gegeben haben, es mit anderen Mitteln zu versuchen. Anfang Mai heißt es in einem von Ulrike mitverfaßten Artikel der Berliner Roten Presse:

»Nachdem der Versuch der Genossen Nirumand, Enzensberger, Semmler, Dutschke im Frühjahr 1968, Röhl mit den prominentesten Namen der Bewegung zur Zusammenarbeit zu zwingen, gescheitert ist, ist nun auch der zweite Versuch - diesmal der linken Redakteure und Autoren der Zeitung -, die Zusammenarbeit zu erzwingen, gescheitert. Ein dritter Versuch müßte auf einer anderen Ebene, mit anderen Mitteln, unternommen werden.«

Wie diese »anderen Mittel« aussehen sollten, erfahren wir wenig später, am 3. Mai 1969. Wir erhalten von befreundeten Journalisten die Nachricht, daß von Berlin aus Ulrike-Anhänger in Bussen und Kleinwagen starten werden, um die Redaktionsräume von *konkret*

zu besetzen, den Rücktritt des Chefredakteurs zu erzwingen und eine neue, in Berlin schon zusammengestellte Redaktion einzusetzen.

Die Aktion soll zu einem neuralgischen Zeitpunkt erfolgen, am 7. Mai. Während des Umbruchs der neuen Ausgabe. Wo keine auch nur stundenweise Unterbrechung der Arbeit hingenommen werden kann, ohne das Erscheinen der Ausgabe zu gefährden und damit unabsehbaren Schaden zu verursachen. Eine Zwickmühle? Entweder wir kapitulieren und geben die Zeitung auf. Oder wir holen die Polizei. Dann wären wir wirklich isoliert, und ein Boykott hätte Aussicht auf Erfolg: »Röhl hat die Polizei geholt!«

Was tun? Lange Beratungen folgen. Sollen wir Widerstand leisten, die Redaktion verbarrikadieren? Wegen der Übermacht der angekündigten Streitmacht (mindestens 50 allein aus Berlin) zwecklos. Selbst mit einer gewaltlosen Blockade hätten sie das Erscheinen der Ausgabe verhindern können. Die Polizei holen? Kommt nicht in Frage. Kapitulation auch nicht. Schließlich schlage ich eine vierte Lösung vor. Hatte nicht Mao Tse Tung gesagt: »Wenn der Feind stark ist, ziehen wir uns zurück ...«? Wir werden die Taktik der Guerilla anwenden. Die Redaktion geht in den Untergrund. Die Produktion wird weitergeführt. Die Verlagsräume werden von uns geräumt. Wir entwerfen ein Flugblatt:

## **konkret** *geht in den Untergrund*

Die Verlags- und Redaktionsräume von *konkret* sollen von einer Aktionsgruppe besetzt werden, die mit Bussen aus Berlin heute eingetroffen ist.

Ziel dieser Besetzung ist, die Herstellung der gerade im Umbruch befindlichen Zeitung zu verhindern, um unter diesem Druck ultimative Forderungen durchzusetzen (Absetzung des Chefredakteurs, Auswechslung der Redaktion, Einsetzung eines von niemandem gewählten Redaktionsrats aus Berlin) oder zu erreichen, daß *konkret* die Polizei ruft, um so zu beweisen, daß *konkret* eine konterrevolutionär Zeitung ist.

In der 14jährigen Geschichte dieser Zeitung hat es nicht an Versuchen gefehlt, das Blatt politisch gleichzuschalten. Die geplante Besetzung der Verlags- und Redaktionsräume ist ein solcher Versuch.

Der Berliner Gruppe gehörte Ulrike Marie Meinhof an, die langjährige Kolumnistin von *konkret*, die in der *Frankfurter Rundschau* erklärt hat: >Ich gebe den Kampf um diese Zeitung auf.<

Kurze Zeit später versuchte sie jedoch, einen Boykott der wichtigsten Autoren gegen *konkret* zu organisieren. Als dieser Versuch scheiterte, wurde die gewaltsame Besetzung beschlossen.

Die Redaktion stellt dazu einstimmig fest, daß hinter der Initiative von Ulrike Marie Meinhof keine Aktionseinheit des antiautoritären Lagers steht.

Wir haben uns darum entschlossen, die unabhängige Produktion dieser Zeitung unter allen Umständen zu sichern. Wir werden *konkret* außerhalb der Redaktionsräume weiterproduzieren, *konkret* geht in den Untergrund!«

Am Vorabend der Besetzung packe ich meine wichtigsten Papiere zusammen und verlasse das Haus. Obwohl noch nie eine Aktion der Ultras bis in die Privaträume ihrer Gegner vorgedrungen ist, ahne ich nichts Gutes. Das Haus in Blankenese ist schon vor Wochen von Berliner Rockern aufgebrochen worden. Sie haben einige Tage dort »gewohnt«, den Champagner ausgetrunken und einige Kleidungsstücke gestohlen. Als ich von einer Reise zurückkomme, finde ich die Kriminalpolizei schon im Haus. Auf dem Teppich der Wohnstube liegt, sorgfältig in kleine Teile zertreten, eine alte Geige. Vielleicht sollte das eine Art Kulturrevolution sein. Sie traf den Falschen. Die Geige gehörte Ulrike. Sie hatte sie bei ihrem Auszug vergessen.

Als ich in den Auseinandersetzungen mit der »Gegenredaktion« den Verdacht äußere, der Überfall habe etwas mit der Rebellion zu tun, ist der redliche Lothar Menne darüber so gekränkt, daß er fast weint. Dennoch hatte ich mit meinem Mißtrauen recht. Der Überfall war von der Gegenredaktion initiiert. Jugendliche aus dem Märkischen Viertel in Berlin, die wir fotografiert und auch honoriert hatten, waren nach Hamburg gefahren, um »Nachhonorar« zu fordern. Darauf hatte man sie in meine Privatwohnung geschickt.

So halte ich es für besser, diesmal auch das Haus zu räumen. Ich ziehe zu Rühmkorfs nach Ovelgönne. Nachts sitzen wir noch lange auf, lassen die Elbdampfer und Barkassen an uns vorbeiziehen und klönen über die alten Zeiten und die neue Entwicklung, über die alte Linke und ihre neuen Gegner, die Anarchos und die »Schilies« (= Schicke Linke, wie Rauter sie gerade in einem Leitartikel genannt

hat). Um drei Uhr stellen wir fest, daß wir keine Schlaftabletten im Hause haben. Ich fahre zur Nachtapotheke nach Altona und hole ein Röhrchen »Adalin«. Schlaftabletten und ein gutes Gewissen lassen uns in einen langen, tiefen Schlaf fallen, aus dem wir erst um elf Uhr durch einen Reporter des *SPIEGEL* geweckt werden. »Herr Röhl«, sagt er und zückt interessiert seinen Kugelschreiber, »Ihr Haus in Blankenese ist gestürmt und verwüstet worden. Was sagen Sie dazu?«

Die Aktion ist bereits beendet. Die Eroberung von *konkret* ist mißlungen. Mein Bruder beschreibt es in der nächsten Ausgabe:

»Mittwoch, den 7.5.69, 1.00 Uhr morgens: eine Kolonne von Kleinbussen und Privatwagen verläßt Berlin in Richtung Hamburg. Mit von der Partie: zwei Mitglieder der Berliner SPIEGEL-Redaktion. 10.00 Uhr: Eintreffen der Besatzer auf Hamburgs Gänsemarkt. Hier wimmelt es von Presseleuten. Da die Berliner ihre Aktion nicht geheimgehalten haben, hat auch die Polizei davon erfahren. *konkret*, die sie nicht rief, kann sie auch nicht wieder fortschicken: Die Zeitschrift, die im großen Geschäftsgebäude in der Gerhofstraße zwei Stockwerke gemietet hat, besitzt kein Hausrecht.

10.30 Uhr: Die Berliner verteilen ein Flugblatt:

>An alle Angestellten aus Redaktion und Verlag von *konkretl* Wir haben heute die Redaktion und den Verlag besetzt. Warum? Die Besetzung richtet sich natürlich nicht gegen Euch. Die Besetzung richtet sich gegen unsere und Eure Arbeitgeber, gegen Röhl und Steffens. Diese Zeitung ist genauso mies und autoritär wie das Verhalten der miesen Autoritäten Röhl und Steffens Euch und uns gegenüber in der Redaktion und im Verlag. Wenn Ihr morgens pünktlich an Eure Arbeit, das heißt an Röhls Profite müßt, dann liegt Röhl noch im Bett, aber sein Wachhund Steffens ist schon scharf und sieht Euch auf die Finger.

*Überm Schreibtisch Che Guevara,/Unterm Schreibtisch McNamara/Ihr fahrt mit der Straßenbahn,/Der Chef reist mit 'nem Porsche an./Macht Schluß mit dem konkreten Mief/Und schafft ein APO-Kollektiv!*<

11.00 Uhr: Ulrike Meinhof erscheint. Sie ist ausgeschlafen, da sie mit dem Flugzeug nach Hamburg kam. Ihre Genossen dagegen sind übernächtigt und gereizt; man fragt sich, wie es weitergehen soll. Plötzlich kommt die Parole: Auf nach Blankenese! Ziel: das

Haus des konkret-Herausgebers Klaus Rainer Röhl. Währenddessen:

In den einzelnen Privatwohnungen der konkret-Mitarbeiter verläuft die Arbeit planmäßig. Immerhin besteht überall eine leichte Nervosität.

11.30 Uhr: Vor Röhls Haus in Blankenese hält Bernward Vespers[*] grauer Volvo, gefolgt von Bussen und Privatwagen. Ein Vortrupp war bereits hier: Wände und Türen sind mit Farbe bemalt; die Frontseite schmückt ein naiv gezeichnetes männliches Geschlechtsteil. Unter Vespers Leitung wird jetzt das Haus gestürmt und rasch und schonend verwüstet. Nur billige Möbel fliegen aus dem Fenster, nur wertlose Gegenstände werden zertrümmert. Man reißt die Telefone heraus, schlägt etliche Scheiben und eine Tür ein, durchwühlt alle Schränke und Tische, uriniert in die Betten. Jemand schießt aus einem Katapult durch die Fenster, stiehlt die Plattensammlung. Dann, bevor die Nachbarn die Polizei geholt haben, verschwindet das etwa 30köpfige Kommando.

12.00 Uhr: Telefonisch erhält die Redaktion einen Bericht vom Blankeneser Schlachtfeld. Steffens verlegt seinen Arbeitsplatz in die Wohnung von Meyer-Bruhns. Nicht umsonst: Wenig später >durchsucht< Ulrike Meinhof sein Haus. >Bei mir wird zurückgeschossen! verkündet Rühmkorf, der sich am Vortag noch rasch eine Gaspistole gekauft hat. Auch in Eichhoffs Vertriebsabteilung fürchtet man, die Berliner könnten körperliche Gewalt anwenden.

12.15 Uhr: Es klingelt am Alten Steinweg 35 an der Wohnungstür. Jürgen Beier: Jetzt kommen sie zu uns!< Es sind aber nur drei SPIEGEL-Redakteure, die sich durch den Briefschlitz ausweisen müssen.

12.30 Uhr: Die abenteuerlichsten Gerüchte verbreiten sich. Steffens, der sein Quartier schon wieder gewechselt hat, sorgt sich um Frau und Kinder. Eine Nachbarin hat sie in Begleitung von Ulrike das Haus verlassen sehen; es heißt, sie seien gekidnappt worden.

13.00 Uhr: Nachdem längere Zeit kein Mitglied des Demontiertrupps gesichtet wurde, beruhigt sich die Lage. Die Arbeit läuft wei-

[*] Sohn des Nazi-Schriftstellers Will Vesper. Frankfurter Anarchist, der sich auch als Schriftsteller versuchte. Zeitweise Verlobter Gudrun Ensslins und Vater ihres Sohnes Felix. Bernward Vesper nahm sich einige Zeit später das Leben.

ter. Manuskripte werden fertiggeschrieben und zur Setzerei gebracht, Fotos bestellt und Autoren angerufen. An der Hamburger Universität verteilt die Vertriebsabteilung unsere Flugblätter.

14.00 Uhr: Im Republikanischen Club Hamburg versammeln sich die verhinderten Besatzer. Die Stimmung ist auf dem Tiefpunkt; alle sind übernächtigt und mutlos. Einige schlafen, andere diskutieren darüber, was *konkret* eigentlich sei und welche Leserschaft es habe. Ulrike Meinhof: >30 Prozent der Leser sind aktive Linke. Auf die anderen 70 Prozent kann das Blatt verzichtend Ihre Argumentation überzeugte kaum jemanden, auch nicht den soeben zur Vermittlung aus Frankfurt eingetroffenen SDS-Bundesvorstand. Vespers Erklärung >Die Villa ist zerkrümelt!< kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Aktion ein Schlag ins Wasser war. Am späten Nachmittag fahren die ersten Autos zurück nach Berlin.

19.00 Uhr: Redaktion und Verlag diskutieren die Ereignisse. Es besteht Einigkeit darüber, daß die Taktik des gewaltlosen Ausweichens erfolgreich war. Niemand ist verletzt, der Sachschaden läßt sich ersetzen. Die Produktion der laufenden Nummer ist gesichert. Am nächsten Tag wird normal gearbeitet.«

Was nicht in *konkret* und auch nicht im *SPIEGEL* stand: Im Anschluß an die Aktion wurden an die Teilnehmer Tagegelder ausgezahlt, wie Günter Wallraff später durch eidesstattliche Zeugenaussagen von zwei »randständigen« Teilnehmern aus dem Ruhrgebiet beweisen konnte. Das Geld, etwa 1000 Mark, zahlte die Berliner SPIEGEL-Redaktion!

Ulrike hatte sich durch ihre mißglückte Aktion bei vielen Linken isoliert. Die meisten verurteilten die Aktion. Erich Fried schrieb ein Gedicht, das noch im gleichen Monat bei uns erschien:

*»Leitfaden zur Aufrechterhaltung der Schlagkraft*

*Viel Feind, viel Ehr!*
*Feinde sind zu weit entfernt*
*und meistens zu gut gesichert.*
*Drum ernenne Freunde zu Feinden*
*und schlage ihnen die Fresse ein.*
*Machst du sie dadurch erfolgreich*
*zu Gegnern,*

*so darfst du dich rühmen:*
*>Ich war der erste,*
*der aktiv losschlug*
*im Kampf gegen sie.«<*

Der Rest war harte Arbeit. Es dauerte noch drei Monate, bis Uwe Nettelbeck und die meisten anderen Mitglieder der »Gegenredaktion« die Zeitung verließen. Es wurde höchste Zeit. Die Auflage sackte langsam, aber stetig ab. Es gab noch eine Weile Hickhack in der Redaktion. Schrieb ich in einem Heft dieses, schrieb Uwe Nettelbeck im nächsten Heft jenes. Dieses war Bündnispolitik - jenes war neulinker Verbalradikalismus. Der Umbruch wurde langweiliger und öder, viele Leser sprangen ab. Aber die akute Gefahr der Zerstörung des Blatts, der einzigen Massenzeitung der Linken, bestand nicht mehr. Rühmkorf und mir gelang es bald, Uwe Nettelbeck zu isolieren. Zunächst kündigte er - nicht ohne Rücksprache mit seinen SDS-Freunden - nacheinander allen in die Redaktion eingeschleusten politischen und journalistischen Laien. Zuletzt sogar dem bedauernswerten »Wirtschaftsredakteur« Räuschel, der seinen ungesicherten Status durch eine Kandidatur zum Betriebsratsvorsitzenden stabilisieren wollte. Nettelbeck kündigte ihm einen Tag vor der Aufstellung zum Betriebsrat. Weiß der Himmel, was aus ihm geworden ist. Sicher nicht Wirtschaftsredakteur.

Dann war es endlich soweit. Nettelbeck hatte ein halbes Jahr bei uns verbracht. Am 15. August erhielt er seine eigene Kündigung. Er war sprachlos. Ein Blick in seinen Vertrag, den er erst jetzt tat, belehrte ihn, daß sein letzter Tag in der Redaktion der 31. August war. Sang- und klanglos verschwand er. Die Ära Nettelbeck war beendet.

Kurz vorher - mitten in seiner Probezeit - war der engagierte Linke noch zwei Wochen nach Frankreich gefahren. Mal ausspannen. Obwohl er noch nicht einmal sechs Monate im Verlag war, brauchte er Entspannung. Er erklärte mir ausführlich, warum er und Petra einfach mal raus müßten. Deutschland sei schrecklich. Da könne man nirgends richtig essen. In Frankreich aber gäbe es einen bestimmten Ort, wo man noch wirklich gut kochen könne. Das sei natürlich ein Geheimtip. Ich habe nicht mehr genau in Erinnerung, wo das genau war. Aber es war von einem Fluß die Rede, auf dem Fluß sei eine Insel, und darauf sei jenes Schlemmerlokal.

Er schilderte mir die Details. Ich habe sie vergessen. Aber für ihn

war es sehr wichtig. Und deswegen müßte er mal raus aus allem. Ich pflichtete ihm bei, er müsse raus.

So konnten wir schon wieder eine lesbare Nummer vorbereiten, während meine Sekretärin Gitta Moldehn seine Kündigung schrieb. Er lief tagelang wie ein Irrwisch durch die Redaktion und konnte es einfach nicht fassen. »Der Röhl hat *mich* gekündigt!«

Wir vergaßen ihn schnell. Es blieb nur sein extra für ihn gefertigtes knallrot lackiertes Mobiliar, das unter den übrigen Redakteuren verteilt wurde. Auch die Zeitungs- und Verlagsgeschichte vergaß ihn rasch. Seine wichtigste Publikation der nächsten Jahre war ein Beitrag zu einer Anthologie. Dieser Aufsatz bestand lediglich in einer Aufzählung seiner Schallplattensammlung, die Titel mit ihren Bestellnummern, neun Buchseiten lang. Wahnsinnig komisch.

Nettelbeck gab später eine Art Pressedienst für Insider heraus, zusammen mit einem in der 68er Zeit einmal sehr bekannten Verleger Jörg Schröder. Er erschien unregelmäßig und wurde von wenigen Interessierten gern gelesen.'''

15 Jahre lang war diese Zeitung nun ihren Weg unter ständigen Kämpfen, Erfolgen und Rückschlägen gegangen. Doch die schwersten Krisen standen ihr erst bevor. Gegen das, was uns nun erwartete, sind alle bisherigen Hochs und Tiefs, alle Umwege und Irrwege geringfügig und unbedeutend.

## *»Auf Bullen kann geschossen werden!«*

Anfang des Jahres 1970 hat sich die Lage der Zeitschrift nach den vielen Kämpfen und Querelen wieder ganz stabilisiert. Die Verluste werden langsam aufgeholt. Eine gute Mannschaft macht zusammen ein gutes Produkt: Rühmkorf, Rauter, Röhl, Wallraff, Menne und die Magazinredakteure Oehrens, Beier und Michels. Regelmäßige Kolumnen und Serien schreiben Haffner, Robert Neumann, Ingo Mummert und Peggy Parnass. Auch unser Uraltkommunist aus der Studentenzeit, Eberhard Zamory, mein erster »Verleger«, in dessen nur einmal erschienenen *Untertan* ich meinen ersten Artikel veröffentlicht habe, gehört jetzt mit zur Redaktion.

Nettelbeck ist vor einigen Jahren gestorben.

Rühmkorf hat ihn empfohlen. Nach jahrelangen zermürbenden Auseinandersetzungen mit der »Partei« hatte auch Zamory sich von ihr gelöst, und er hing im Archiv irgendeiner billigen Illustrierten herum. Er wird unser Schlußredakteur und Archivmann. Es ist eine politisch heterogene Mannschaft von demokratischen Sozialisten, in der Lothar Menne der letzte »Antiautoritäre« ist.

*konkret* ist eine 14täglich erscheinende Zeitschrift mit einem festen Leserstamm von 150 000 Käufern, samt »Mitlesern« etwa eine halbe Million Leser. Es sind vorwiegend Männer, vorwiegend zwischen 18 und 35, vorwiegend in Großstädten lebend, *konkret hat* weitaus mehr Leser mit Abitur als der *SPIEGEL*. Ihr Durchschnittseinkommen beträgt über 1500 DM. *konkret* hat die meisten Interessenten für Reisen, die meisten Pfeifenraucher und Raucher von »schwarzen Zigaretten«, die meisten Verbraucher von Herrenkosmetika und die meisten Interessenten an oder Besitzer von Farbfernsehern.

Das Feld ist bestellt, die Ernte füllt das Haus. Ostpolitisch stehen wir vor der Erreichung fast aller jener Ziele, die *konkret* bei seiner Gründung proklamiert hat: Verständigung mit dem Ostblock, Anerkennung des ostdeutschen Teilstaats, Lösung aller Probleme durch Verhandlungen. Die außenpolitische Landschaft hat sich grundlegend verändert. Die meisten Befreiungsbewegungen der dritten Welt haben gesiegt, oder ihr Sieg ist zu erwarten. Die Zeitung bereitet sich auf neue innenpolitische Aufgaben vor.

Im Mai feiern wir den 15. Jahrestag der Zeitung. Ein stolzes Fest, zu dem unzählige Kisten Sekt in die Redaktionsräume geschleppt werden. Alle, alle sind geladen an diesem 14. Mai 1970. Auch alle ehemaligen, gekündigten und freiwillig gegangenen Mitarbeiter und jetzigen Gegner des Blatts und seines Herausgebers, Ulrike ebenso wie Holtkamp, Eckart Spoo ebenso wie Erika Runge. Alle haben Generalpardon. Ein neuer Putsch ist nicht in Sicht. Der Wind der Geschichte bläst in die richtige Richtung. Die Auflage entwickelt sich weiter günstig. Was kann uns schon geschehen?

Um 15 Uhr erheben wir die Gläser. Die meisten Hamburger Publizisten sind gekommen, Neugierige, Fotografen, nur keiner der Berliner. Ich halte eine kurze Ansprache. Eine Minute später tritt eine Sekretärin kreidebleich auf mich zu und sagt: »Es ist eben im Radio gemeldet worden: Andreas Baader ist mit Waffengewalt be-

freit worden, es soll Tote gegeben haben. Ihre Frau ist dabeigewesen. Sie wird wegen Mordversuchs gesucht. Sie ist auf der Flucht.«

Alle waren wie vor den Kopf geschlagen. Man verabschiedete sich rasch. Ein bemerkenswertes Jubiläum für *konkret.*

Mein erster Gedanke waren die Kinder. Ich mußte sofort nach Berlin und die Zwillinge in Sicherheit bringen. Die nächsten Nachrichten besagten, daß der niedergeschossene Bibliotheksangestellte zwar noch lebe, aber eine bundesweite Fahndung nach Ulrike Meinhof und ihren Helfern angelaufen sei. Wo waren die Kinder? Ein Anruf in der Berliner Wohnung blieb ohne Ergebnis. Kein Berliner Bekannter hatte eine Ahnung, weder Wagenbach oder andere Freunde Ulrikes noch Nachbarn oder die Kinderärztin »Tante« Hanni, Ulrikes Patentate. Es ging kein Flugzeug mehr nach Berlin in dieser Nacht. Am nächsten Morgen würde ich aufbrechen und die Kinder suchen.

Jürgen Holtkamp verabschiedete sich nicht sogleich. Er trank noch einen Sekt mit mir und gratulierte mir zu den 15 harten, aber erfolgreichen Jahren. Er sah mir ohne Scheu in die Augen, grinste wie immer sein etwas blödsinniges Grinsen und wußte, wo meine Kinder, die nun siebenjährigen Zwillinge, waren. Bei ihm. In Bremen.

Es stellte sich später heraus, daß er keineswegs der einzige unter den Teilnehmern unseres Jubiläums war, der Bescheid wußte. Leute, deren Verbindungen in die höchsten Spitzen des Hamburger Establishments reichten, waren eingeweiht und machten keinen Hehl daraus, daß sie Ulrikes Aktion sympathisch fanden und ihre Handlungen zumindest verständlich. Meine Sorge um die Kinder fanden sie unverständlich. Einige rieten mir noch am nächsten Tag, nach Berlin zu fahren und dort, in der 2,5-Millionen-Stadt, nach ihnen zu suchen, obwohl sie wußten, daß die Kinder Berlin längst verlassen hatten.

Die Verwirrung der Geister begann. Die Gesellschaft begann sich zu spalten. In einen Teil, der Verständnis für die Motive der »Gruppe« äußerte und höchstens »solidarische« Kritik daran zulassen wollte, Menschen, bei denen es in den nächsten Monaten und Jahren ein schickes und prickelndes Gesellschaftsspiel werden würde zu erraten, bei wem Ulrike wohl heute übernachtet hatte, und in einen anderen Teil, der die Baader-Meinhof-Gruppe für

schädlich, für Feinde der Linken und allen Fortschritts, für Agents provocateurs einer Rechtsentwicklung hielt. Zu den Kritikern des Terrors gehörte ich ebenso wie viele organisierte Linke. Zu der ersten Gruppe zählten nahezu alle Liberalen.

Die Zeitung begann mit der tiefgreifenden, persönlichsten und folgenschwersten Kurskorrektur: Sie nahm als einzige offen den Kampf gegen die RAF auf, den Kampf um deren Isolierung in der Linken, um den schmerzhaften, aber notwendigen Vorgang der Entsolidarisierung. Wenn die Anarchisten geschrieben hatten: »Macht kaputt, was euch kaputtmacht!«, so appellierte ich jetzt an unsere Leser:

»Macht kaputt, was euch kaputtmacht:
macht den Anarchismus kaputt!«

## *Bei Hippies und Obdachlosen in Sizilien*

Die nächsten Monate freilich konnte ich mich kaum um die Zeitung kümmern. Ich erhielt schon am 16. Mai vom zuständigen Amtsgericht in Berlin das Sorgerecht für die Kinder und begab mich auf die Suche. Ich fuhr durch Deutschland und klapperte alle Adressen ab, bei denen sie hätten sein können, veröffentlichte ihre Bilder in der Presse, ließ sie in ganz Europa von INTERPOL suchen. Uberall, wohin ich auch kam, fand ich nicht einmal eine Spur von ihnen. Oft genug wurde ich bewußt auf falsche Fährten gelenkt. Eine Frankfurter Kommune ließ mich wissen, die Kinder seien in Norwegen, eine Sylter Frauenkommune gab mir zu verstehen, die Kinder seien gut aufgehoben, in Frankfurt. »Bewegungsfrauen« waren das, meist wohl auch Bewegungslesben. Sie gaben die Auskunft, und nachts zerschnitten sie drei Reifen meines Wagens, nicht ohne vorher ein rotes Schild auf die Windschutzscheibe geklebt zu haben:

*Frauen, erhebt euch, und die Welt erlebt euch!*

Ich habe Euch erlebt. Ich bewahre Eurer Menschen- und Kinderfreundlichkeit ein immerwährendes Angedenken.

Mein Bruder und andere *konkret*-Reporter gingen inzwischen bei anderen Bekannten und in anderen Städten auf die Suche. Am Ende erhielten wir einen heißen Tip, nämlich daß die Zwillinge bei Holtkamps in Bremen seien. Wolfgang und Bernd Michels (unser Stasi-Agent!) fuhren vor der Wohnung von Holtkamps in Bremen

vor. Natürlich waren Baaders Leute gewarnt. Durch Michels selbst vermutlich oder seine Leute, Mielkes Firma. Sozialistische Solidarität. Während sie vorne klingelten, wurden die Kinder hinten durch den Garten hinausgebracht und von zwei Gruppenmitgliedern abgeholt. Von nun an waren sie ganz verschwunden.

Monate der Suche vergingen. Ich nahm kaum etwas um mich herum wahr. Mein Bruder führte die Zeitung fast allein. Ich war nicht nur durch die Entführung der Kinder betroffen. Ich wollte die Eskalation der Gewalt und die Erklärung, daß aufgrund einer selbstgefertigten Kriegserklärung auf »Bullen« geschossen werden dürfe, diesen aus heiterem Himmel kommenden Schießbefehl, nicht wahrhaben. Vor allem wollte ich nicht glauben, daß Ulrike daran freiwillig beteiligt sein sollte. War sie gezwungen worden, erpreßt worden, mitgegangen - mitgefangen? Jetzt war diese Privatsache, wie man die Auseinandersetzung zwischen mir und Ulrike noch bei der Hausbesetzung genannt hatte, keine Privatsache mehr.

Die Baader-Befreiung, die Entführung meiner Kinder und die Erschießung von Menschen veränderten meine Einstellung.

Der Spaß war vorbei. Die Revolution, die Spaß machen sollte. Der Spaß beim Aufbau des Sozialismus, beim Kampf um den Sozialismus, beim Kampf gegen die Feinde des Sozialismus, die Heiterkeit und Leichtigkeit und die Freundlichkeit vergingen mir. Auch der Zorn gegen das Unrecht verzerrt die Züge. Ich wurde ein anderer Mensch, mir selbst fremd. Die Härte und die Abgebrühtheit, die jetzt und in den folgenden Jahren nötig gewesen wären, hatte ich nicht einmal im Krieg gelernt. Dieses aber war ein Krieg, und ich war - und bleibe noch - mittendrin.

Ich sah, ich habe gesehen, ich habe nicht vergessen.

Später, als man die Zeitung, für die ich 18 Jahre lang gelebt hatte, Stück um Stück demontierte und zerstörte, wurde ich ein Mann mit Stehvermögen genannt, ein Stehaufmännchen. Einer, den so leicht nichts umwerfen kann, der immer wieder hochkommt, zäh und nicht kaputtzukriegen. Was aber waren alle Verleumdungen und Entwürdigungen, Abgründe menschlicher Schäbigkeit, alle Erniedrigung und Niedrigkeit, Kleinlichkeit, Verlogenheit und Betrug, die nötig waren, um diesen kräftigen und zählebigen Organismus *konkret* zu zerstören - was war das alles gegen das, was mit den Kindern geschah, mit mir, mit Ulrike? Ja, auch mit Ulrike geschah Unerhörtes, Unglaubliches.

Eine neue Zeitung konnten wir danach aufbauen, aus dem Stand, *dasda.* Es kostete nur Mühe und Arbeit, Ideen und Initiative. Geld verloren - nichts verloren. Mußt rasch dich besinnen und Neues gewinnen. Aber die Illusionen unserer Anfänge und unserer Höhepunkte, der Glaube an die schöpferische Kraft und die Allmacht der Revolution waren nicht aufrechtzuerhalten. Das leicht in Kauf genommene Opfer des einzelnen für die »dritte, gemeinsame Sache«, die Gelassenheit beim Anblick von Menschenopfern wollte sich nie wieder einstellen. Das Unrecht und die Ungerechtigkeit sind nicht von heute auf morgen zu beseitigen, die verzerrten Züge aber bleiben. Die Gewichte verschieben sich. Leichtigkeit beginnt sich als Leichtfertigkeit zu entlarven. »Auf Bullen kann geschossen werden« wird als unvereinbar mit »Alle Menschen werden Brüder« erkannt. Das Leben des einzelnen, *konkret* erfahren in seiner Gefährdung, wird wieder höher bewertet, und die Zukunft und die schöne neue Welt, für die es ausgelöscht werden soll, werden fragwürdig. Alles muß noch einmal neu und von Anfang an durchdacht werden.

Schließlich schrieb ich einen Brief an Ulrike. Ich kannte zwar ihre Adresse nicht, aber ihre Anwälte mußten sie haben. Schily, Ströbele und wie sie eben hießen. Rechtsanwalt Hannover hatte ja auch eine Unterschrift von Ulrike vorgelegt, als er im Auftrag seiner flüchtigen Mandantin versuchte, mir das Sorgerecht für die Kinder streitig zu machen. Ich schickte den Brief an alle diese Adressen, beschwor Ulrike, die Kinder freizugeben, sie selbst wüßte ja, daß sie am besten in ihrer vertrauten Umgebung aufgehoben wären, in ihrem Haus, in der Nähe ihrer Großeltern, Onkel und Tanten, ihrer Schwester Anja. Außerdem, fügte ich hinzu, würden die Kinder von einer guten gemeinsamen Bekannten betreut werden, die auch in unser Haus übersiedeln würde: Emma Biermann, Wolf Biermanns Mutter, Tochter von »Oma Meume«. Gegen Emmi, schrieb ich, könne Ulrike nun wirklich nichts einwenden: verdiente »Genossin«, »Arbeiterklasse« von reinstem Wasser, aktive »Kämpferin gegen den Faschismus« und nun - wegen ihres verfolgten Sohns - auch gegen den Stalinismus. Eine integre und intakte Person.

Der Brief blieb ohne Echo. Die Kinder waren nun schon drei Monate verschwunden. Sie würden bereits eine Schulklasse nachholen müssen. Jetzt waren Sommerferien. Während andere Kinder an der See Ferien machten und in der Sonne herumtollten, würden

sie in einer Hinterhofwohnung in Berlin oder im Keller irgendeiner schmuddeligen Anarchistenkommune gefangengehalten, nahm ich an. Wer anders hätte sie bei dem Fahndungsdruck so lange verstekken können? In Berlin oder Frankfurt wahrscheinlich, da gab es solche halblegalen Gruppen. Alle anderen, freundlicheren, sonnigeren Möglichkeiten schieden aus. Bei den vielen guten Freunden, Bekannten und Verwandten Ulrikes waren sie nicht.

Auch nicht in der DDR, wie mir Professor Kaul, mein alter kommunistischer »Staranwalt« von früher, glaubwürdig versicherte. Was er verschwieg: Ulrike hatte bereits einen Tag nach der Baader-Befreiung um Unterschlupf in Ostberlin nachgesucht. Man wäre geneigt gewesen, sie aufzunehmen. Sie. Allein. Die Propaganda hätte vielleicht eine Angela Davis aus ihr machen können. Sie hatte ja eine Vita, die sich sehen lassen konnte, die man mit einigen Retuschen als »konsequent fortschrittlich« hätte hinstellen können. Aber Ulrike sollte sich sofort von der übrigen, der Stasi nur allzugut bekannten Bande Andreas Baaders trennen. Das lehnte sie ab. Statt dessen schob man sie und die mit ihr in die DDR gekommenen Mitglieder der RAF ab. Man gab ihnen Flugkarten in den Nahen Osten, stattete sie mit Papieren aus, war froh, sie los zu sein.

Mitte August hatte ich die Suche nach den Kindern aufgegeben. Die Fahndung lief weiter. Ich fuhr für ein paar Wochen an die italienische Riviera, nach Ronchi, in der Nähe von Viareggio. Ich fuhr nicht nach Sylt, nicht nach Norwegen, nicht nach Spanien oder Bulgarien - ich fuhr, zufällig, nach Italien.

Ich hatte meinem Büro eingeschärft, niemandem meine Adresse zu geben. Zwei Wochen lang wollte ich keine Journalisten mehr sehen. Die das Haus in Blankenese weiträumig umlungerten, die mir überall in Deutschland ungerührt hinterherfuhren, um mir dann Fragen zu stellen wie: »Was meinen Sie, wo Ihre Kinder jetzt sein könnten? Was würden Sie tun, wenn Ulrike Meinhof plötzlich vor Ihrer Tür stünde?« Also keine Adresse. Ich war keine drei Tage in Ronchi, da lag plötzlich eine Nachricht auf dem Tisch. Für mich? Wieso? Sofort Rom anrufen, Numero trecento-quarto-seizero-zero - oder so ähnlich: die Nummer unseres Titelbildfotografen in Rom. Am Telefon war Stefan Aust. Aust, den ich von der Schule gleich zu *konkret* geholt hatte, der bei mir Journalismus gelernt und den Laden zuletzt fast allein geschmissen hatte. Der dann von Ulrike Meinhof überzeugt worden war, daß er nur meine Profitinteressen

»verinnerlicht« habe, der gegangen war, aber ohne Zorn, und der nun mit Augstein-Freundin Gisela Stelly sein erstes Fernsehfeature machte. Aust sagte, die Verbindung war ziemlich undeutlich wie damals oft in Italien, und er schrie es noch einmal durch den Hörer: »Ich habe die Kinder!« - »Nein!« schrie ich zurück, »Das glaube ich nicht.« - »Sie können sie hören«, sagte er, und das piepsige Stimmchen von Regine sagte: »Papi!« - »Kommen Sie schnell die Kinder abholen«, sagte Aust, »kommen Sie heute noch, die Gruppe ist schon hinter uns her und weiß bereits, daß wir in Rom sind, die haben hier mehr Anhänger, als es Polizisten gibt.«

Wir fuhren den ganzen Nachmittag und Abend mit der größten Geschwindigkeit, die der italienische Leihwagen hergab, wühlten uns durch den chaotischen Stadtverkehr von Rom und fanden endlich die Piazza Navona, um Mitternacht. Irgendwo zwischen Hunderten von ungeachtet der Uhrzeit umherrollernden Kindern, flanierenden Liebespärchen und malerisch hingelümmelten Hippies entdeckte ich Aust. Wir gingen zu einer kleinen Wohnung, in der irgendwelche deutschen Bekannten wohnten. Ganz hinten, in der Küche, hockten meine siebenjährigen Zwillingsmädchen auf dem Fußboden und malten, scheinbar vertieft in diese Tätigkeit. Sie sahen kaum hoch. Irgend jemand sagte: »Papa ist da, er bringt euch jetzt nach Hause.« - »Okay«, sagte eine, »aber wir müssen noch das Bild zu Ende malen.« Sie standen einfach auf und kamen mit. Sie weinten nicht, sie freuten sich nicht. Sie fielen mir nicht in die Arme. Das kam alles erst später.

Wir verließen Rom noch in der Nacht. Aust drängte, es sei zu gefährlich hier, Mitglieder der Gruppe würden sicher versuchen, die Kinder zurückzuholen, womöglich mit Gewalt. So habe ich Rom nur eine halbe Stunde lang gesehen. Von der Riesenstadt kenne ich nur die Piazza Navona. Den aber werden wir nie vergessen, den Platz.

Die Kinder richteten sich bereits behaglich auf den Rücksitzen ein und lutschten Lollis. Ihre erste Befangenheit schien verschwunden, sie standen unter Schock. War wirklich alles zu Ende? Aber sie ließen sich nichts anmerken, sie verhielten sich wie Siebenjährige, die man von einem etwas längeren Kindergeburtstag abholt. Sie fuhren mit ihrem Vater nach Hause. Sie waren knallbraun wie noch nie zuvor nach einem Urlaub. Ihre blonden Haare waren schwedenblond geworden von der vielen Sonne. Insgesamt sahen

sie ungeheuer erholt aus. Nach einer Weile begannen sie zu singen (wie alle Zwillinge waren sie gut aufeinander eingespielt - wie ein Chor, der täglich übt). Sie sangen schnell und rhythmisch betont »Auf der Mauer, auf der Lauer, sitzt 'ne kleine Wanze«. Dann sangen sie noch ein Lied, genauso schnell und rhythmisiert: »Bandiera rossa. Bandiera rossa trionferà«. Aber das kannte ich ja, das Lied: Die Rote Fahne. 1952. Noch lange vor dem Eintritt in die KPD. Da sang Ernst Busch es auf der Schellackplatte, nur nicht so lebhaft und schnell wie meine Kinder, sondern ganz ernst und deutsch und abgehackt-zackig, wie ein Marschlied: »Es wird die Menschlichkeit/ den Haß bezwingen,/Die rote Fahne wird Frieden bringen.«

»Evviva comunismo - e libertà«, sangen meine Kinder. Dann sangen sie noch mal die kleine Wanze, und dann wollten sie eine Cola. Sie waren sehr vernünftig und sehr, sehr erwachsen geworden. Sie heulten nicht gleich los wie früher, vor und nach der Scheidung. Sie hatten sich buchstäblich ausgeheult. Sechs Wochen, die ersten sechs Wochen der Entführung, hatten sie ununterbrochen geweint, sagte mir Aust.

Sie sprachen nicht gern über ihren Aufenthalt in einem von italienischen Linken betreuten Barackenlager für Erdbebenopfer. Bis heute nicht. Man hatte sie direkt von Holtkamps über die grüne Grenze nach Frankreich gebracht, von dort in einem Kofferraum über die Grenze nach Sizilien, nach einem Zwischenhalt in Rom. Im Norden Siziliens steht am Meer eine schöne, geräumige Villa. Mit Motorboot, Wasserski und allem, was noch dazugehört. Der Hausbesitzer war ein prominenter Italiener: Danielo Dolci. Doch auch Dolci mochte nicht zwei von Interpol gesuchte deutsche Kinder bei sich aufnehmen. In der Villa des reichen Mannes durften die Zwillinge nur kurze Zeit bleiben. Irgendwo in der Nähe aber gab es ein elendes Barackenlager für Erdbebenopfer. Dort machten ultralinke italienische Gruppen »Basisarbeit« bei den Ärmsten der Armen. In dem Barackenlager, wo es nicht einmal Stühle und Tische, sondern nur Holzkisten und Bettpritschen gab, lebten meine Kinder, bei Temperaturen bis zu 45 Grad im Schatten, drei Monate lang.

Ein herumreisendes Hippiepärchen diente als Babysitter. Die RAF-Leute, die ihnen die Zwillinge übergaben, sagten ihnen, es sei nur für 14 Tage. »In drei Tagen ist Mama wieder da«, hatte Ulrike ihnen, die nie länger als ein paar Stunden allein waren, gesagt. Sie

kam nie wieder. Die Hippies bekamen Geld und ein Kilogramm Haschisch und waren zufrieden. Ein Abenteuerurlaub. Sie schliefen den ganzen Tag über und gewöhnten die Kinder daran, sie nicht zu wekken. Abends gingen sie alle schwimmen. Die Kinder waren praktisch freigeschwommen, als sie wiederkamen. Außer dem Kilo Haschisch hatten die Hippies in ihrem VW-Bus noch einen Sack Reis. Also gab es jeden Tag Reis. Mit Thunfisch und Tomatensoße. Außerdem gab es reichlich von den reifen sizilianischen Zitronen, in die man einfach reinbeißen konnte. Das war schon okay. Auch, daß man sie mal am Joint ziehen ließ? Sie waren ja noch zu klein, um sich daran zu gewöhnen. Wenn die Kinder sie durch ihr ständiges Weinen störten, sagten ihre Betreuer nölig: »Nun haltet mal die Schnauze, wir wollen jetzt pennen. Wir finden das unheimlich scheiße, wenn ihr immer heult.« Im »Kinderladen« des Barackendorfs irgendwo bei Trapani wurde nur Italienisch gesprochen. Da war es gut, Zwilling zu sein. Zunächst sah es jedenfalls so aus, als hätte den Zwillingen der »sizilianische Urlaub« nicht geschadet. So möchte die hier schon mehrfach erwähnte Menschenfreundin Jutta Ditfurth es jedenfalls sehen/' Die seelischen Folgen dieser Operation wurden erst sehr viel später erkennbar. Uber diese Zeit werden Bettina und Regine Röhl selber eines Tages berichten. Dem will ich nicht vorgreifen. Ich habe diese Zeit ja nicht miterlebt. Jutta Ditfurth allerdings noch weniger. Sie hat darüber berichtet, daß die Zwillinge jeden Tag ihr Lieblingseis essen duften und die zahlreichen Legenden über diese Zeit noch durch eine besonders perfide bereichert. Vor allem über das, was meinen Kindern nach dem Ende des »Sommerurlaubs« in Sizilien zugedacht war. Das war offenbar schlimmer als der Aufenthalt im sizilianischen Barackenlager. So schlimm, daß einige Mitglieder am Rande der Gruppe Stefan Aust einen Tip gaben. Baader hatte, den Berichten zufolge, von Ulrike verlangt, sich von den Kindern zu trennen. Endgültig! Die Ensslin konnte ja darauf hinweisen, daß auch sie sich von ihrem Kind (aus der Verbindung mit Bernward Vesper) bereits getrennt hatte. Es sei ein Relikt aus Ulrikes bürgerlicher Vergangenheit, noch immer an den Kindern zu hängen. Man verlangte ein Opfer. Zum Beweis ihres Willens, etwas zu tun. Beate Sturm, wie Homann und Ruhland schon früh abgesprungenes Mitglied der Gruppe, berich-

Jutta Ditfurth, a. a. O., S. 292.

tete später, daß Ulrike immerzu von den Kindern gesprochen habe. Wegen der Kinder habe es in der Gruppe oft Streit gegeben. Nach seiner eigenen Verbrecherlogik hatte Baader sogar recht: Die Kinder, die Liebe der Mutter zu ihnen waren ein Hindernis für die RAF. Sie störten nur beim »Volkskrieg«. So wurde eines Tages beschlossen, sie in ein palästinensisches Waisenlager zu bringen. Dort werden Kinder von Palästinensern, die im Kampf gegen Israel ums Leben gekommen sind, aufgezogen. Man weiß, wie. Hier rekrutieren die Todeskommandos der Radikalen ihre späteren »Kämpfer«. Solche Soldaten, heute als Selbstmordattentäter bezeichnet, die bereit sind, eine ganze israelische Schulklasse, aber auch sich selbst mit in die Luft zu sprengen. Und die das ausführlich vorher mit Videofilm im Internet ankündigen. Was im Nahen Osten, Auge um Auge, Zahn um Zahn, beiden Seiten vielleicht billig erscheint, nannte selbst der Vertreter der El Fatah als Zukunft für die Röhl-Zwillinge monströs. »Would you like to make monsters out of them?« fragte er die Abgesandten der Gruppe. Doch schließlich erklärte man sich bereit, die Kinder in palästinensische Obhut zu nehmen, jedoch nur unter einer Bedingung: Ulrike sollte sie nie wiedersehen. Ihre Identität würde ausgelöscht werden. Sie würden getrennt werden, arabische Namen erhalten und im Flüchtlingslager aufwachsen. Dieser Plan war so erkennbar menschenfeindlich, daß jemand aus der Gruppe ihn an Stefan Aust verriet. Ob mit Billigung von Ulrike, wird vielleicht nie geklärt werden.

Im August 1970 wurde beschlossen, daß die Kinder von ihren »Betreuern« am Flughafen Palermo »Genossen« der RAF übergeben werden sollten. Da diese den Hippies unbekannt waren, vereinbarte man ein Codewort, das nur den Zwillingen bekannt sein konnte, den Namen ihrer Puppe: »Professor Schnase«.

Die RAF-Leute, die die Zwillinge abholen sollten, verfehlten sie um eine Stunde. Stefan Aust war früher da. Er kannte die Kinder und das vereinbarte Stichwort, nahm sie in Empfang. Aust zahlte den Hippies noch (aus der von Augstein finanzierten Reisekasse) 800 Mark Verpflegungsgeld für die Kinder aus. Das war mehr als gerechtfertigt. Die Lebenskünstler und Rucksacktouristen hatten ja nur mit 14 Tagen Aufenthalt gerechnet. Geld und vor allem Haschisch waren ihnen ausgegangen, und so taten sie für die Röhl-Zwillinge etwas Unerhörtes: Sie gingen arbeiten! Als Küchenhilfen in einem Restaurant am Meer, um sich und die Mädchen über Was-

ser zu halten. Der eintönige Speisezettel wurde durch Reste aus der Restaurantküche aufgebessert.

Aust verließ Palermo mit dem - sehr unbequemen - Bummelzug, der durch ganz Italien nach Rom fährt. Das war eine Vorsichtsmaßnahme. Er wußte, daß bewaffnete Gruppenmitglieder die Zwillinge auf allen Flughäfen suchen würden, unterstützt von italienischen Genossen der »Brigada Rossa« und anderen Gruppen. Zwei siebenjährige hellblonde Zwillinge sind schwer zu verstecken auf einem italienischen Flughafen. So fuhren sie einen Tag und eine Nacht ohne Schlafwagen mit dem Zug durch Italien, bis sie Rom erreichten.

Soweit die gesicherten Tatsachen. Nun aber beginnt die Spekulation: War es nur das Mädchen am Rande der Gruppe, die den Ort und das Stichwort der Ubergabe verraten hatte. Ich denke, daß Ulrike selbst die Kinder vor der Überführung ins Waisenlager der PLO bewahren wollte. Diese Version vertritt auch Jutta Ditfurth. Danach war es Ulrike selbst, die in Palermo eine Stunde zu spät zu dem Treffen kam. Sie hätte die Kinder zu ihrer Schwester Wienke bringen wollen. Einen Beleg dafür nennt Jutta Ditfurth nicht. Nur Ulrikes Schwester behauptet es. Heute. Nach 38 Jahren.

Das palästinensische Waisenlager wurde übrigens später, bei dem großen Feldzug König Husseins gegen die PLO, durch Bombenangriffe fast völlig zerstört.

Wir blieben noch einige Zeit in Ronchi. Zunächst mußten in Hamburg Kinderpässe für die Zwillinge beschafft werden, sie waren ja illegal über die Grenze gebracht worden. Als sie endlich eintrafen, flogen wir zunächst zu Coulmas nach Köln. In Hamburg wären die Kinder ja leicht von Baaders Leuten aufgespürt worden. Das Haus des Kölner Publizisten und WDR-Mitarbeiters Peter Coulmas wurde von der Sicherungsgruppe Bonn abgeschirmt. Wann wären die Zwillinge je vor einer neuen Entführung sicher gewesen? Solange nicht die ganze Gruppe verhaftet war, bestand die Gefahr weiter.

Die Vorsichtsmaßnahme erwies sich als gerechtfertigt: Ein paar Tage nach unserer Rückkehr standen zwei Gruppenmitglieder, darunter der Rechtsanwalt und Ex-Burschenschaftler Horst Mahler, vor der Tür eines Hamburger »Genossen«. Genosse nannte man in der Zeit fast jeden, in diesem Falle war es einer der ersten »Autonomen«, der Altanarchist und Arzt Karl-Heinz Roth, der in einer

Kommune wohnte, aber nicht im Haus war. Die beiden Desperados forderten mit demonstrativ durchgeladenen Pistolen Roths Mitbewohner auf, die Adresse der Wohnung preiszugeben, in der Aust sich versteckt hielt. »Den ballern wir ab!« war die wörtliche Formulierung des ehemaligen APO- und heutigen NPD-Anwalts, eine offenkundig nicht strafbare Drohung. Aust rief mich in Köln an und fragte, zum erstenmal leicht beunruhigt, ob ich ihm einen »Knacker«, also eine Pistole, beschaffen könne. Die Situation war auf die Dauer unhaltbar. Jetzt hätte ich mit den Kindern wirklich untertauchen müssen. Untertauchen - in einem Rechtsstaat.

Da kam unerwartet Hilfe. Ein Deus ex Machina. Aust teilte mir mit, Arafats El Fatah, eine Gruppe, auf deren Unterstützung die RAF angewiesen war, hätte diese vor weiteren Abenteuern gewarnt. Die Kinder stünden unter ihrem Schutz, ließen sie mir mitteilen. Ich war zufrieden, obwohl ich große Zweifel an der plötzlich ausgebrochenen Menschenfreundlichkeit der arabischen Terroristen hegte. Hatte sich Arafat unserer Prager Bekanntschaft von 1956 entsonnen? Inzwischen wissen wir besser, wer da die Hand im Spiel hatte: der Staatssicherheitsdienst der DDR. Der, wie wir heute wissen, schon lange für die ganze RAF-Aktion eine Art Begleitschutz stellte und die Räuber-und-Gendarm-Spielchen mit den Kindern als schädlich »einschätzte«. Offenbar hatte das MfS damals bereits, mit oder ohne El Fatah, die Autorität, seine Anordnungen bei der RAF durchzusetzen.

Die Zwillinge gingen wieder zur Schule. Ich mußte sie, wegen der unruhigen Berliner Kinderladenzeit und des Verlusts von vier Monaten Unterricht, eine Klasse niedriger einschulen. Sie wurden jeden Tag von Beamten der Sicherungsgruppe Bonn zur Schule gebracht und wieder abgeholt. Von Emmi Biermann wurden sie in rührender Weise umhegt und umsorgt: mit süßen Quarkspeisen und nahrhaften Suppen und Geschichten über den Kampf der KPD-Genossen gegen Faschismus und Krieg. Sie verdrängten schnell alle erschreckenden Seiten des »sizilianischen Urlaubs« und behielten das übrige, Abenteuerliche in angenehmer Erinnerung. Eine Erklärung der ganzen Aktion RAF gaben sie, nunmehr achtjährig, selbst: »Mami hat etwas Gutes gewollt, aber dabei Scheiße gebaut!« Ich widersprach ihnen nicht. Es war die Wahrheit, auf die kürzeste Formel gebracht.

Das Leben in der Redaktion von *konkret* nahm wieder seinen Lauf.

Gegen Ende des Jahres 1971 konnten wir wieder ein reges Kommen und Gehen in unseren Redaktionsräumen beobachten. Wieder saßen wildfremde Menschen, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, an den neuen Schreibtischen und »arbeiteten«. Doch diesmal waren es keine Anarchisten und Struppies wie 1968. Es waren ernsthafte, gesetzte Profis. Sie redeten kein Soziologenblech, sondern verständigten sich in einem journalistischen Insiderjargon. Sie planten, aus dem *SPIEGEL,* dem *stern* und anderen Zeitschriften ausgezogen, eine linke »Gegenzeitung«. Sie planten »solidarisch« mit vielen anderen Kollegen aus den Massenmedien, von denen sie hofften, daß sie sich bald alle emanzipieren und selbst verwalten würden. *konkret* sollte das Beispiel sein. So kamen wichtige Redakteure vom *stern* und vom *SPIEGEL,* immerhin der Ressortleiter von »Deutschland 1« und sein Stellvertreter. Jetzt entwarfen sie Pläne für ein »verbreitertes und verbessertes *konkret«.* Das bedeutete erst einmal Verträge für sie selbst mit Gehältern in astronomischer Höhe und endlos langer Laufzeit. Ich fand die Pläne imponierend.

Zu spät erkannte ich, daß ich selbst gar nicht mit eingeplant war. Im Grunde wollten sie auch meine Zeitschrift nicht. Sie wollten kein besseres *konkret.* Sie wollten, was heute, 2008, unter dem Beifall der linken *taz,* noch eine Mehrheit der sogenannten »Mitarbeiter-GmbH« gern hätte, einen linken *SPIEGEL, konkret* sollte nur seinen seit 19 Jahren eingeführten Titel und seinen Vertriebsapparat hergeben. Eine Neugründung hätten sie nicht geschafft, auch nicht mit viel Geld. Also waren sie entschlossen, die Zeitung zu übernehmen wie der Parasit eine Wirtspflanze, sie zu entern wie der Pirat ein Handelsschiff. Das glaubten sie zu schaffen. Sie dachten die gleichen Gedanken wie meine Putschisten von 1968 noch einmal: Da ist etwas, was wir gut brauchen könnten, uns aber nicht gehört. Also nehmen wir es uns. Im Grunde ist das schon das ganze System. Sozialismus ist Diebstahl. Mehr war er nie. Viel mehr Worte natürlich, viele endlose Phrasen, nächtelang, jahrelang, ein Jahrhundert lang, aber darauf lief es immer hinaus. Die Umstände kamen ihren Enteignungswünschen sehr entgegen. Sie trafen auf einen Herausgeber, der mit ganz anderen Themen beschäftigt war, als einen linken *Spiegel* zu entwerfen, der eigentlich immer etwas abwesend war.

Der Grundgedanke »Genossen, wir haben Scheiße gebaut!« ließ mich nicht mehr los. Ich war nur noch mit der Kritik an der linken Szene beschäftigt. War nicht alles, fast alles durch meine persönlichen Erfahrungen fragwürdig geworden? Die »neue Sensibilität«, die »neue Erziehung«, die Kommunen, die Kinderläden, die Basisgruppen, die Gewalt gegen Sachen und die Gewalt gegen Menschen und Baaders Bande, die Rote Armee Fraktion, mit der die Mutter meiner Kinder durch die Lande zog. Immer schlimmere Dinge sprachen sich langsam herum, auch in der linken Szene. Solidarität, in der ersten Phase von zahlreichen Bekannten als humanitäre Hilfe für die »politisch Verfolgten« gedacht und mit klammheimlicher Bewunderung gewährt, wurde bei linken Genossen oft genug schon mit durchgeladener Knarre erzwungen. Was die *BILD*-Zeitung in großer Aufmachung herausbrachte, war oft aus erster Hand. Was Boll zu empörten Reaktionen gegen den »rattenhaften« Staat aufreizte, die polizeiliche Strafverfolgung, ließ die informierten Linken nur resigniert mit dem Kopf schütteln: Diese Gruppe war wirklich menschenfeindlich.

Etwas mußte geschehen. Wenigstens Ulrike mußte herausgebrochen werden aus diesem Wahnsystem. Man müßte öffentlich an sie appellieren. Nicht ich, der mit vielen Emotionen belastete Ex-Ehemann, müßte das tun, sondern die Frau, die ihr außer den Kindern am nächsten stand, ihre Pflegemutter Renate Riemeck. Ich rief sie an und bat sie, einen offenen Brief mit dem Titel »Gib auf, Ulrike!« zu schreiben. Sie sagte sofort zu. Frau Riemeck analysierte Ulrikes aussichtslose Situation schonungslos, äußerte aber die Vermutung, daß der berüchtigte »Schießbefehl« im *SPIEGEL*-Interview nicht von ihr sei: »Ich glaube Dir aufs Wort, wenn Du ... im Konzept Stadtguerilla< schreibst: Die Frage, ob die Gefangenenbefreiung auch dann gemacht worden wäre, wenn wir gewußt hätten, daß ein Linke (der Justizangestellte) dabei angeschossen wird, ... kann nur mit einem Nein beantwortet werden. Ich glaube Dir auch, daß das vom *SPIEGEL* veröffentlichte Tonband nicht authentisch ist…«

Dann rät sie ihrer Pflegetochter zur Umkehr. Entweder der ganzen Gruppe oder Ulrike allein. Hellsichtig sieht Riemeck voraus, daß der in der Gruppe vorherrschende Irrationalismus ein vernünftiges Verhalten unmöglich machen wird. »Ich weiß nicht, wie weit Dein Einfluß innerhalb der Gruppe reicht, wie weit Deine Freunde rationalen Überlegungen zugänglich sind. Aber Du solltest

versuchen, die Chancen der bundesrepublikanischen Stadtguerillas einmal an der sozialen Realität des Landes zu messen. Du kannst es, Ulrike.« Sicher hat Ulrike diesen offenen Brief gelesen. Sie hat darauf mit einer höhnischen Parodie geantwortet, die sich als anonymes Schreiben in einem Papierkorb fand: »Brief an eine Sklavenmutter«. Diese rät ihrer Tochter, nie die Herrschaft der Sklavenhalter zu kritisieren. Der Brief ist in Ulrikes Tonlage geschrieben, könnte auch eine Fälschung sein, wird jedoch von Jutta Ditfurth und der gesamten Sympathisantenszene als authentischer Text Ulrike Meinhofs angesehen. Was sie wirklich über den offenen Brief von Renate Riemeck dachte, wissen wir auch heute, nach mehr als 40 Jahren, nicht. Wenn sie tatsächlich, und sei es für eine noch so kurze Zeit, mit dem Gedanken gespielt hat auszusteigen, »die Gruppe wieder zu legalisieren«, so hieß das in den internen Diskussionen, bleibt die Frage: Konnte sie überhaupt aussteigen? Wie weit reichte ihr Einfluß? Und wie groß wäre ihr schlechtes Gewissen gegenüber den »Freunden« gewesen, für die sie immer geradestehen wollte, wenn sie etwas ausgefressen hatten, wie in ihrer Kinderzeit? Sie war ja planlos in die Illegalität gegangen, mitgelaufen im buchstäblichen Sinne des Wortes, dachte ich lange Zeit. Daß sie an jenem Tag aus dem Fenster des Instituts sprang, sich in den viel zu engen (Sport-)Fluchtwagen zwängte, war nicht geplant, darüber waren sich damals alle Berichterstatter einig. Sie hatte vor, nach der Baader-Befreiung, die ja von außen erfolgte, ihre Rolle als Unbeteiligte weiterzuspielen und ihre »legale« Arbeit fortzusetzen. Das hätte sogar den Anweisungen im Handbuch für die Stadtguerilla von Marighuella entsprochen, illegale und legale Arbeit zu verbinden. Feierabendterroristen, die wieder untertauchen. Schlimm genug. Aber durch die, wie ich meine, übereilte oder sogar panische Flucht gab sie ihre weitere legale Karriere auf. Ihr Durchbruch als Fernsehautorin stand mit der für den 24. Mai 1970 (!) geplanten Ausstrahlung von »Bambule« durch den Südwestfunk unmittelbar bevor. Sie hatte die siebenjährigen Zwillinge nur für ein Wochenende bei unserem ehemaligen Redakteur Jürgen Holtkamp und seiner Frau Lili - wie erinnerlich: unseren Trauzeugen - untergebracht. Warum also sprang sie mit den anderen aus dem Fenster? Weil sie wegen des Schusses und des wie tot in seinem Blut liegenden Institutsangestellten Linke unter Schock stand, behaupte ich. Sie, die nach jener furchtbaren Gehirnoperation von 1962 schon der

Knall einer Schreckschußpistole zu einem Weinkrampf veranlaßt hatte, sprang unter Schock mit den anderen in den Fluchtwagen, ging mit in das illegale Quartier, was für die Flüchtenden vorbereitet war, nahm ich an. Ich nehme es auch heute an, obwohl alle neueren Veröffentlichungen von dem festen Vorsatz ausgehen, gleich nach der gelungenen Befreiung die RAF zu gründen.

Ich behaupte: Einen weiter reichenden Plan für eine Stadtguerilla-Organisation gab es nicht, es hatte nur diffuse Diskussionen darüber gegeben, nur einen einzigen konkreten Plan: die Befreiung Baaders. An ihr beteiligte sich Ulrike aus ganz persönlichen Gründen.

Baader, bekanntlich wegen der Kaufhausbrandstiftung verurteilt, tauchte während eines Hafturlaubs unter und lebte mit der Ensslin illegal in Berlin. Bei Ulrike. Er schreckte meine Kinder durch seine schadenfroh-sadistischen Reden. Mit Ulrikes »R4« - und meinen Kindern im Auto, ohne Papiere - baute er einen schweren Unfall, bei der einer der Zwillinge, Regine, eine (vorübergehende) Verletzung erlitt. Die Polizei war überrascht, was für einen Fang sie da gemacht hatte. Nun hatte Baader allerhand abzusitzen, mit allem, was außer der Brandstiftung noch hinzugekommen war. Die Ensslin beschwor Ulrike: »Wir müssen ihn herausholen, er geht im Knast vor die Hunde!«

Und: »Du schreibst immer nur, und wir tun etwas.«

Ulrike aber wollte in ihrem ganzen Leben immer etwas tun. So machte sie mit, erfüllt von schlechtem Gewissen darüber, daß sie nichts getan hatte und »nur« eine erfolgreiche Funk- und Fernsehautorin war. Eine längere illegale Tätigkeit war, wie sich schnell herausstellte, auch gar nicht vorbereitet. Es gab keine Infrastruktur, keine Waffen, keine Stützpunkte, keinen Nachschub und keine »Reservearmee«. Es war, vom Standpunkt einer ordentlichen südamerikanischen Stadtguerillaorganisation, reiner Dilettantismus, was sie da betrieben. Von den Baader-Befreiern hatte nur einer, der denn auch sinnlos losballerte, eine Pistole, die anderen waren mit Gaspistolen bewaffnet. Illegale Wohnungen waren später tatsächlich vorhanden, aber nicht von Baaders Befreiern vorbereitet. Diese Quartiere gab es schon viel länger. Sie waren vor Jahren, noch in der Dutschke-Zeit, für Deserteure aus der US-Armee geschaffene »tote Adressen«. Nach der Baader-Befreiung wurden sie den Flüchtenden zur Verfügung gestellt. Die meisten dieser Wohnungen ge-

hörten dem linken Rechtsanwalt Kurt Groenewold, dem vermögenden Sohn eines Häusermaklers, meinem Anwalt und Ulrikes Scheidungsanwalt. Nachdem die Polizei einmal hinter dieses Schema gekommen war, konnte sie die ganze Gruppe um Rechtsanwalt Mahler mit einem Schlag verhaften. »Respekt, meine Herren!« war seine Reaktion auf diesen Polizeierfolg, der dem Anruf eines RAF-Gegners zu verdanken war.

Es folgte der bekannte Ausflug zu den Palästinensern, dann ging es zurück nach Deutschland. Einer der Hauptstützpunkte der Gruppe befand sich in Hamburg, zehn Kilometer von meinem Haus entfernt. Der Appell Renate Riemecks war zwar ohne Wirkung geblieben. Durch mehrere Aussagen von ehemaligen Gruppenmitgliedern ist jedoch belegt, daß es zu diesem Zeitpunkt in der Gruppe Differenzen gab, vor allem in der Frage weiterer Gewaltaktionen (der geplanten Sprengstoffattentate). Ulrike *soll* danach vorgeschlagen haben, zunächst eine Weile zu »pausieren« und erst einmal eine Theoriediskussion zu führen. Kann man sich aber - bei dem in der Gruppe herrschenden Psychoterror - ein Aussteigen anders vorstellen als in Form des Vorschlags, »erst einmal ein halbes Jahr zu pausieren und über alles gründlich nachzudenken« ?

Baader, so berichtet Beate Sturm, habe das strikt abgelehnt und Ulrike auf das unflätigste beschimpft. Diese war 1971 offenbar schon zu schwach, um sich gegen die primitive »Propaganda der Tat« Baaders durchzusetzen. Ihn plagten keine Skrupel. Er war wirklich ein guter Räuberhauptmann. Nach den vielen Banküberfällen und anderen Vorbereitungen, die nur dem Überleben der Gruppe in der Illegalität und dem Aufbau einer Infrastruktur (Bewaffnung, Nachschub, Schlupfwinkel, Transportmittel) gegolten hatten, plante er nun einige spektakuläre Aktionen: Attentate, die ihm Ansehen und neue Anhänger unter den ohnehin gewaltbereiten Linken bringen sollten. Er handelte, im Rahmen seines Wahnsystems, nur konsequent. Die Gruppe mußte etwas nach außen deutlich Wahrnehmbares tun, wenn nicht die ganze Flucht- und Vorbereitungszeit als reiner Selbstlauf, als Bankräuberkarriere ohne politischen Hintergrund dastehen sollte.

Während Ulrike Meinhof auf unseren Aufruf nicht reagierte, reagierten andere. Es tauchten Leute auf, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, die noch nie zuvor überhaupt jemand gesehen hatte. Sie hatten menschliche Gestalt, sie sahen aus wie du und ich, junge

Leute zumeist. Aber sie sahen nur so aus. Sie stammten nicht von dieser Welt, nicht aus der Normalzeit. Sie kamen auch nicht aus der Vergangenheit, aus Rußland etwa oder China während der Revolution. Sie kamen von einem anderen Planeten- oder Sternensystem. Oder aus der Zukunft. Sie sahen humanoid aus, aber das garantierte für nichts. Sie kamen nachts um elf ...

An diesem Abend war noch unser in meinem Leben schon seit 1951 bekannter Altkommunist Zamory bei mir, um mir in seiner Eigenschaft als - unkündbarer - Vorsitzender des Betriebsrats die Vorzüge eines »Redaktionsstatuts«, einer Art Kollektivvertrag zur Sicherung der Rechte der Redaktion (gegen den Eigentümer!), zu schildern. Er hatte es leicht, denn ich hatte das Redaktionsstatut selbst entworfen, das mehr Rechte an die Redaktion abgab, als sie gefordert hatte, und das später Hübotters Leute benutzen konnten, um sich in den Besitz des begehrten Titels zu setzen. Leichter Sinn, Stein war schwer. Chef ist hin, danke sehr. Alles Zufall?

Um 23 Uhr verließ Zamory das Haus. Emma Biermann und ich wollten schlafen gehen. Plötzlich klingelte es. Ungewöhnlich um diese Zeit. Sollte Zamory etwas vergessen haben? Vor der Tür standen ein Junge und ein Mädchen mit nichtssagenden, glatten Gesichtern. Vielleicht 16 oder 18 Jahre alt. Sie fragten zunächst nach einer Hausnummer, die ich nicht kannte. Dann sagte das Mädchen, vielleicht sei es auch die falsche Nummer, jedenfalls suchten sie einen Klaus Rainer Röhl. - Zu diesem Zeitpunkt (!!!), das sei allen gesagt, die heute von »Antifa«-Rollkommandos besucht werden! - hätte ich die Tür zuschlagen, die Polizei alarmieren und laut die Nachbarn um Hilfe rufen müssen. Statt dessen sagte ich, leicht verwundert und auch noch interessiert: »Klaus Rainer Röhl, das bin ich.« Ob sie mich einen Augenblick sprechen könnten, sie hätten nur eine einzige Frage. Ich sagte, ich hätte eigentlich gar keine Zeit, müsse morgen früh zum Flughafen und wolle jetzt schlafen gehen. Sie versicherten, es ginge ja ganz schnell. Wie gesagt, junge, glatte, nichtssagende Gesichter: Schüler des Blankeneser Gymnasiums vielleicht, die schon mal Spenden für einen Jugendclub gesammelt oder wegen unserer Antidrogenaktion Fragen gehabt hatten. Also sagte ich: »Kommen Sie rein, aber es muß schnell gehen.« Ja, meinten sie fast schüchtern, aber da seien noch ein paar Freunde, die stünden draußen in der Kälte, ob die auch für fünf Minuten reinkommen dürften. Hier spätestens hätte ich stutzig

werden müssen. Aber es herrschte eine Außentemperatur von zehn Grad unter null. Ich sagte also leichthin: »Gut, holen Sie sie rein.« Leichter Sinn!

Plötzlich entstand draußen, hinter der dichten Gartenhecke, Bewegung. Zunächst etwa ein Dutzend junge und auch nicht ganz so junge Leute marschierten durch den Garten auf das Haus zu, der Strom riß nicht ab, es wurden immer mehr, drängten herein, schon grinsend und drohend, stießen mich ins Wohnzimmer, während Emmi nach oben flüchtete: etwa 50 junge Männer und Frauen, die das große Zimmer bis auf den letzten Quadratmeter ausfüllten und sich sofort auf meinen chinesischen Teppichen niederließen, ihre Jacken und Parkas neben sich. Zwei Männer setzten sich ans Telefon, klinkten den Apparat aus, je zwei bauten sich vor den Türen und Fenstern auf, um jede Flucht zu verhindern. Sie gaben keine Erklärung ab, stellten sich nicht vor, nannten keine Namen, auch keinen Namen ihrer Organisation, sie blieben anonym bis zuletzt. Bis heute. Sie kamen nicht, um mit mir zu diskutieren, sie kamen, um mir den Prozeß zu machen. Wegen des Artikels »Gib auf, Ulrike!«, wie sie sagten. Es war mein erstes Verhör und mein erster Prozeß in einem Terrorregime. Es gab in diesem Prozeß keinen Verteidiger und keinen Richter, nur Ankläger, und das waren alle, 50 junge Männer und Frauen, knapp 20 Jahre alt die meisten. Um die Sache etwas zu entspannen, sah ich mich nach einem halbwegs hübschen Mädchen um, eines lagerte direkt vor mir auf meinem handsignierten chinesischen Teppich, und ich sagte anbiedernd im Ton der damaligen Zeit: »Haste mal 'ne Zigarette für mich?« Tatsächlich kramte sie eine zerknitterte Schachtel mit schwarzen, filterlosen Zigaretten aus ihren Jeans und bot mir eine an, doch der Wortführer, ein etwas älterer Mann um die 30, fuhr sie grob an: »Wieso gibst du diesem Schwein 'ne Zigarette?« In dem Stil ging es weiter. Da wäre also dieser Artikel von dieser Renate Riemeck - »Wer ist das überhaupt, diese Sau?« schrie einer. »Oder ist das nur ein Deckname, haben das die Bullen geschrieben? Hast du das geschrieben, du Arsch?« - Ich sagte: »Frau Renate Riemeck ist die Pflegemutter von Ulrike und eine prominente linke Politikerin.« Sie grölten vor Lachen - genauso hatten damals bei der HJ die Proletarierjungen aus der Danziger Vorstadt gegrölt, wenn ich einen hochdeutschen Satz sagte -, doch der Anführer befahl wieder Schweigen. Alle rauchten, aber offenbar, um revolutionäre Disziplin zu üben,

bastelten sie für ihre Kippen Aschenbecher aus dem Silberpapier der Zigarettenschachteln.

Dann erklärte der Anführer, der Artikel diskriminiere die proletarische Gewalt und sei daher schädlich. Ich glaube, so gewählt drückte er sich, glaube ich, gar nicht aus, er sagte wohl einfach »Scheiße«. Obwohl sie - nun kam doch so etwas wie eine politische Positionsbeschreibung - die Aktionen der RAF (sie sagten = Raff) nicht für richtig hielten, nicht zum jetzigen Zeitpunkt. Aber mit dem Aufruf »Gib auf, Ulrike!« hätte ich die proletarische Gewalt in Frage gestellt. Ich kenne wohl nicht den Grundwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit, schrie mich ein Junge von nicht einmal 18 Jahren an. Meine Erwiderung, von diesem Grundwiderspruch hätte ich schon ein paar Jahre vor seiner Geburt gehört, verschluckte ich lieber. Was hätte es genützt? Jede Generation muß ihre Fehler selber machen. Statt dessen sagte ich, sie sollten nicht so laut schreien, die Kinder schliefen oben. »Ulrikes Kinder!« fügte ich hinzu, in der Meinung, das würde sie beeindrucken. Doch die Mitteilung berührte sie etwa so stark, als hätte ich gesagt, es wären Meerschweinchen im Haus.

Das Verhör wurde gereizter. Ich bemerkte, daß sie nicht einmal zwei Jahre alte Ausgaben von *konkret* kannten. Von Ulrikes politischer Tätigkeit beim Kampf gegen den »Atomtod« in der Studentenbewegung wußten sie nichts. Aber sie wußten, was sie wollten. Ich solle sofort, gleich morgen, den Artikel widerrufen. Einen Gegenartikel drucken, gegen »die Riemeck«. Den müsse ich selber schreiben. Und das alles müsse ich ihnen jetzt durch meine Unterschrift bestätigen, sonst ... passiere was.

Durch die kleingerahmten Glasfenster der Tür sah ich Emma, die mir ratlos irgend etwas signalisieren wollte. Emma Biermann, ihr halbes Leben gejagt als Kommunistin, verfolgt von der Polizei der Weimarer Republik und von der Hitlers, unschlüssig, ob sie selbst zum erstenmal in ihrem Leben die Polizei rufen sollte (wir hatten oben ein zweites Telefon), wie sie es ja bei gewöhnlichem Einbruch oder Diebstahl auch getan hätte. Ich winkte ab. Ich sagte, die dicht um mich gedrängten jungen Gesichter mir der Reihe nach ansehend: »Diese Unterschrift werdet ihr heute und auch in Zukunft nicht bekommen, und wenn ihr mich jetzt totschlagt.« Es war kein besonderer Mut, der mich das sagen ließ. Man hat in solchen Situationen ein Gefühl dafür, wie weit die gehen wollen, auch das

hatte ich bei meinen Danziger Straßenrowdies von der Schichau-Werft gelernt: Man durfte sie allerdings jetzt nicht reizen, keine Provokation, ganz ruhig bleiben. Für körperliche Angriffe brauchen alle Schläger eine emotionale Aufheizung, das dauert eine ganze Weile, bis sie soweit sind loszuschlagen. Deshalb die langen Wortgefechte, die jedem Kampf, jeder Wirtshausrauferei oder politischen Überfällen vorangehen.

Ich fragte sie, ob sie wüßten, wer Ossietzky sei oder Tucholsky. Sie wußten - nichts. Das hatten sie in ihrer Schulung nicht durchgenommen (vielleicht dafür Enver Hodscha oder Trotzki), und ich fügte hinzu, der Ossietzky sei auch Journalist gewesen, Antifaschist! Der hätte sich nie in seinem Leben zwingen lassen, einen Artikel zurückzunehmen. Also: kein Widerruf. Darauf sagte der Anführer überraschend: »Genossen, er ist uneinsichtig. Die Konsequenzen wird er zu tragen haben, wir werden Maßnahmen ergreifen. Aber jetzt müssen wir gehen. Morgen früh müssen wir um sechs zur Arbeit.« - Was für eine Arbeit, blieb im dunkeln, aber sie spielten ja Arbeiterklasse. »Los, Genossen, wir hauen hier ab!«

Sie verschwanden, wie sie gekommen waren. Schlagartig. Die selbstgefalteten Aschentütchen nahmen sie mit. Kein Stäubchen Asche lag auf meinen chinesischen Teppichen. Proletarische Disziplin vielleicht. Sie verschwanden spurlos. Später habe ich gehört, wer sie waren: eine Antifa-Gruppe, Sektion »Wasserkante«. Ich wollte es auch später so genau nicht wissen. Mir langte es auch so. Ich wußte nun endgültig, für welche Staatsform ich mich in Zukunft entscheiden würde, in was für einem System meine Kinder aufwachsen sollten. In einer parlamentarischen Demokratie. In der die Unverletzlichkeit der Person und der Wohnung garantiert sind.

Das war im Januar 1972. Im Mai detonierten in sechs Großstädten selbstgebastelte Bomben, zu denen die RAF sich bekannte. Baader besiegelte das Schreiben mit seinem unverwechselbaren Daumenabdruck in der *BILD*-Zeitung. Man wollte ja schließlich auch als Führer anerkannt sein. Drei Polizeibeamte und drei Bandenmitglieder waren zu diesem Zeitpunkt schon tot. Die Bomben töteten vier weitere Menschen. Eine neue Eskalation des politischen Wahnsinns. »Wir schießen nur, wenn auf uns geschossen wird, weil wir uns nicht verhaften lassen wollen«, hatte es in einem ersten Ma-

nifest geheißen. Nun war es Bombenterror, ungezielter Mord! Die Bombe, gleich, ob sie vom Flugzeug abgeworfen oder ferngezündet wird, explodiert, ohne auf die Zivilbevölkerung Rücksicht zu nehmen. Kinder könnten zufällig an der Stelle spielen. Hier gab es keinen Platz mehr für »solidarische Kritik«, wie sie in linken Quasselzirkeln immer wieder gefordert und in der liberalen Presse, vor allem in der *Zeit,* praktiziert wurde, wo man sich weniger für den Schmerz der Opfer als für die Motive der Attentäter und die Irrgänge in ihrem Gehirnsystem interessierte. Hier half auch kein »Genossen, wir haben Scheiße gebaut!« mehr. Dies waren nicht mehr unsere Genossen. »Macht kaputt, was euch kaputtmacht«, hatten einst die Anarchisten geschrieben. »Macht den Anarchismus kaputt!« forderte ich jetzt, im Mai 1972.

Alles zusammen ergab ein ziemlich klares Bild. Am 1. Juni 1972 schickte ich ein Telegramm an Willy Brandt: »Aus Protest gegen die Eskalation des sich ausbreitenden politischen Terrors ... erkläre ich meinen Eintritt in die Sozialdemokratische Partei Deutschlands.«

Wenn man nur Ulrike, die Mutter meiner Kinder, aus Baaders Verbrechertruppe hätte herausbrechen können; ihre Verhaftung war, nach den Bombenattentaten, nur noch eine Frage der Zeit. Die Zeit der Solidarisierung war nun vorbei, niemand war mehr bereit, flüchtige Mitglieder der Bande aufzunehmen, und ihre eigenen Schlupfwinkel wurden von der computergestützten Rasterfahndung erfaßt und einer nach dem anderen enttarnt. Da selbst das radikal-sozialistische Algerien die Aufnahme von Mitgliedern dieser deutschen Gruppe ablehnte, gab es in meinen Augen nur ein Land, das in Frage kam, die DDR. Hier hätte Ulrike unter einem anderen Namen eine wie auch immer geartete wissenschaftliche oder publizistische Tätigkeit ausüben können. Wenn ich gewußt hätte, wie nahe meine Vorstellungen der Wirklichkeit kamen! Tatsächlich wurden ja, Jahre später, auf Anordnung von Mielke Gruppenmitglieder, die aussteigen wollten, in der DDR aufgenommen, und sie erhielten dort eine neue Identität, die so lange hielt wie eben die DDR selbst.

Doch damals war daran nicht einmal zu denken. So beschloß ich, selbst etwas zu unternehmen. Ich mußte mich beeilen. Berichte, die mich über vier Ecken herum aus der linken Szene erreichten, sprachen davon, daß Ulrike nervlich völlig am Ende sei, körperlich total

heruntergewirtschaftet, von allerhand Psychopharmaka einigermaßen aufrechterhalten. Selbst Leute, die sie gut kannten, sollen sie zunächst kaum wiedererkannt haben.

Die Zwillinge, inzwischen fast zehn, erfuhren von alledem nichts, außer, daß ihre Mutter polizeilich gesucht wurde. Sonst konnten wir sie in unserem kleinen Hamburger Vorort Blankenese ganz gut abschirmen von allen Nachrichten über ihre Mutter, von Fernseh-, Radio- und Zeitungsmeldungen. Mit allen Mitteln suchten wir zu verhindern, daß sie die von Zeit zu Zeit auftauchenden Schlagzeilen in der BILD-Zeitung sahen. Es war schwer, sie ganz davon abzuhalten, aber es gelang. Dabei half mir ein Jurastudent aus unserer Nachbarschaft, dessen Mutter Amtsrichterin in Blankenese war, Johann Schwenn. Der saß fast jeden Abend bei mir herum, trank mit mir ein Bier oder ging mit mir in die Kneipe um die Ecke, deren Wirt ziemlich sauer auf mich war, denn die Gäste mußten wegen der ständig herumfahrenden Polizeiautos immer befürchten, kontrolliert zu werden, und gingen deshalb früh nach Hause. Johann Schwenn ging tagsüber mit den Kindern schwimmen oder reiten und war immer zu Hilfsdiensten bereit, wenn die Zwillinge wieder einmal eine Schlagzeile nicht sehen sollten. Im April 1972 beispielsweise erschien die *BILD*-Zeitung mit der Riesenschlagzeile »Ulrike Meinhof beging Selbstmord«. Gerüchte, schrieben sie, wollten wissen, Ulrike sei tot, sei bereits heimlich eingeäschert, in Hamburg. Der Tod sei durch Krebs eingetreten oder durch Selbstmord angesichts einer unheilbaren Krebserkrankung. Wer immer das ausgestreut hatte, vielleicht um Ulrike zu einem Lebenszeichen zu provozieren, an die zehnjährigen Kinder hatte er dabei nicht gedacht. Als ich die Schlagzeile sah, rief ich Schwenn an, der die Mädchen noch am Vormittag unter irgendeinem Vorwand aus der Schule abholte. Wir setzten uns in mein Auto und fuhren raus aufs Land, irgendwohin, an einen Ort, von dem wir hofften, daß dort keine *BILD*-Zeitung ausgehängt wäre. Einen solchen Ort gibt es in der Bundesrepublik nicht. Schon in Hamburg sahen wir zahllose Selbstbedienungskästen mit der knalligen Überschrift »Ulrike Meinhof beging Selbstmord«. Jedesmal lenkten wir die Kinder ab, und am nächsten Tag war die Schlagzeile ja nicht mehr zu sehen. Fernsehen gab es nur in dosierten Auszügen, Sesamstraße, Sandmännchen, Shiloh-Ranch. Bloß keine Nachrichten. Die waren tabu, die Kinder wußten auch warum und waren einverstanden. So blie-

ben sie unberührt von dem ganzen Medienrummel, selbst auf dem Höhepunkt der Fahndung.

Johann Schwenn war eine Seele von Mensch, verspürte aber damals keinen Antrieb, sein lange schon fälliges Examen zu machen, ein Muttersöhnchen und scheinbar ewiger Student. Ein richtiger Hausfreund. Wie oft haben wir abends voller Wut und Entsetzen über die Baader-Terroristen, aber auch über die Enteigner in der Redaktion gesprochen. Eines Tages aber raffte der junge Mann sich auf, schloß alle Examen und Referendarszeiten mit Auszeichnung ab und ist heute einer der bekanntesten Strafverteidiger Deutschlands, der es in wenigen Berufsjahren schon zu sechs *SPIEGEL*-Artikeln über seine erfolgreichen Prozesse gebracht hat. Der Zufall oder die Notwendigkeit wollte es, daß er nach der Wende der Anwalt unseres hochherrschaftlichen Gegenspielers, des Stasi-Generals und Mielke-Stellvertreters Markus Wolf und auch der Rechtsbeistand unseres Stasi-Agenten Bernd Michels geworden ist. Eine neue Variante des unendlichen Themas »Wer hätte das gedacht!«.

Man kann sich heute schwer vorstellen, wie es damals möglich war, die Zwillinge so komplett abzuschirmen. Aber es ging. Nachbarn und Lehrer spielten mit. In der Schule wußten die meisten nicht, wer sie waren, außer der Klassenlehrerin und einigen Eltern, die ich gut kannte. Sie hießen ja nicht Meinhof, sondern Röhl. So war über viele Jahre ein lebhaftes, unbeschwertes Kinderleben möglich, mit Riesengeburtstagspartys, vielen Freundinnen und Freunden, Urlauben und Ausflügen und Reit-, Tennis- und Klavierunterricht. Die Kinder lebten wie alle anderen Kinder dieses Alters in diesem schönsten Vorort von Deutschlands schönster Stadt. In Hamburg-Blankenese. Wie unbefangen sie lebten, das erklärt am besten folgende kleine Anekdote: Kurz vor der Verhaftung Ulrikes kam einer der Zwillinge, Regine, mit einer ziemlich langen Schürfwunde nach Hause. »Da muß aber Jod drauf«, sagte ich. »Wo hast du denn die her?« - »Oooch«, sagte sie, »wir haben Baader-Meinhof-Gruppe gespielt, und da bin ich über 'n Stacheldrahtzaun gesprungen und hab' mich geratscht...«

Andere spielten indessen das Spiel mit echten Toten weiter. Zum Schluß ging eine anonyme Warnung bei mir ein, mündlich und schriftlich: Es bestehe die Absicht, die Kinder zu entführen, jedoch nicht, um sie zu Ulrike Meinhof zu bringen, dabei würde Waffengewalt angewendet werden. Erst zwei Jahrzehnte später erfuhr ich,

wer die anonyme Warnung geschrieben und telefonisch durchgesagt hatte. Sie kam von Hans (»Hänschen«) Huffsky, Vertrauter Jonny Jahrs aus der Zeit des Widerstands, Erfinder zahlreicher Frauenzeitungen *(Constanze, Petra),* ein Mann mit verzwickten Verbindungen in die linke Szene. Seine Tochter Karin Huffsky machte den Boten und deponierte den anonymen Brief in unserem Briefkasten. Entführung mit Waffengewalt, nicht im Auftrag von Frau Meinhof? Verschiedene Umstände deuteten darauf hin, daß die Warnung ernst genommen werden mußte. Auch die Polizei hielt sie für echt. Das konnte nur bedeuten, daß der extreme Flügel der Gruppe, Baader und Ensslin, Ulrike erneut mit den Kindern nötigen wollte. Zum Weitermachen, wie ich glaube. Auf jeden Fall nahm ich die Kinder Ende Mai 1972 von der Schule und tauchte mit ihnen unter. Doch dann ging alles sehr schnell. Schon wenige Tage später war alles vorbei. Am 1. Juni 1972 wurden Baader, Holger Meins und Jan-Carl Raspe verhaftet. Am 7. Juni Gudrun Ensslin, die sich in einer Hamburger Nobelboutique am Jungfernstieg neu einkleiden wollte. Man hatte offenbar einen großen Teil der Gruppe und ihre Wohnungen unter Kontrolle. Ulrikes Verhaftung war nur eine Frage der Zeit. Bei der berechtigten Nervosität der Polizei (die Bandenmitglieder hatten bisher bei jeder Kontrolle sofort ohne Vorwarnung geschossen) bestand die Gefahr, daß aus der Verhaftung eine Erschießung werden würde.

Jetzt mußte wieder etwas geschehen. Ich ließ mich gleichzeitig bei Ulrikes Rechtsanwalt Hannover in Bremen, bei unserem alten DDR-»Staranwalt« Professor Kaul und bei Bundeskanzler Brandt anmelden und flog sofort los. Ziel: freies Geleit für Ulrike Meinhof. Zur Ausreise aus der Bundesrepublik. Asyl für Ulrike Meinhof in der DDR. Die Ostberliner Kontaktleute sagten zu, die Sache sogleich »an zuständiger Stelle« vorzubringen. Bundeskanzler Brandt war nicht zu sprechen. Er verwies mich an Horst Ehmke, den Chef des Bundeskanzleramts. Diesen, Danziger wie ich und im gleichen Alter, hatte ich noch nie gesehen, obwohl unsere Väter sich aus der Freimaurerloge in Danzig kannten und der Vater Ehmkes unser Kinderarzt gewesen war. Die Väter telefonierten gelegentlich miteinander. Nun saßen ihre Söhne im Bundeskanzleramt in Bonn. Wir kamen ohne Umschweife zur Sache. »Freies Geleit« im klassischen Sinne käme nicht in Frage, das war offenbar auch die Meinung des Kanzlers. Außerdem wüßte man, daß niemand bereit wäre, sie auf-

zunehmen. Weder Schweden noch ein arabisches Land, auch nicht Kuba oder Algerien. Schon gar nicht die DDR. Das wurde mir von meinem Uraltgenossen Manfred Kapluck am nächsten Tag bestätigt. Kapluck, mein KPD-Betreuer von 1962, war inzwischen Funktionär der DKP in Düsseldorf. Da lebt er heute noch und gibt Interviews über die gute alte Zeit und ist immer noch Kommunist. Mancher lernt's eben nie, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute dort, mit der Lebenslüge Antifaschismus im Bauch bis ans Ende seiner Tage.

Vielleicht wählt er jetzt die LINKE, dieser hochintelligente, im Äußeren und im Wesen an Heinz Neumann - »Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!« - erinnernde Genosse. Der also teilte mir mit, die DDR lehne meinen Plan ab, es gäbe kein Asyl für Ulrike. Ehmke meinte, es sei ohnehin nur noch eine Frage von wenigen Tagen, bis die letzten Mitglieder der Gruppe verhaftet seien. Ich gab zu bedenken, daß man doch weiteres Blutvergießen verhindern könne. Ehmke sagte nach einigem Überlegen dann noch, die einzige Möglichkeit für Ulrike sei, sich der Polizei zu stellen, unverzüglich. So könne sie ihren guten Willen und die Abkehr von der Gruppe (damals sagte noch niemand außerhalb der Sympathisantenszene RAF) unter Beweis stellen. Dann könne sie sich später in einem Prozeß von der Gruppe distanzieren und ihre eigenen politischen Motive herausstellen. Das fand ich gut. Dann kam ich auf das in den letzten Tagen immer wieder von den RAF-Anwälten vorgebrachte Argument zu sprechen, Ulrike Meinhof könne, selbst wenn sie wolle, sich gar nicht stellen, ohne um ihr Leben fürchten zu müssen. Sie müsse Angst haben, erschossen zu werden, selbst wenn sie mit erhobenen Händen auf eine Polizeiwache zuginge. Ich schlug deshalb vor, Ulrike solle sich, wie es ihr zeitweiliger Lebensgefährte Homann schon Vorjahren getan hatte, in der Rechtsanwaltspraxis von Josef Augstein in Hannover stellen. Ich bat Ehmke, sich für eine vorübergehende Aufhebung der Großfahndung um Hannover an einem bestimmten Tag einzusetzen. Er versprach, sein möglichstes zu tun.

Das war am Freitag, dem 9. Juni 1972. Am nächsten Morgen war ich bei Rechtsanwalt Hannover in Bremen, um ihm die Vereinbarung mit Ehmke zu übermitteln. Er war sehr zugeknöpft und betonte, daß er überhaupt keine Verbindung zu »seiner Mandantin« habe. Außerdem könne er sich denken, daß Ulrike mit meiner In-

itiative gar nicht einverstanden wäre. Dann hielt er mir einen langen Vortrag darüber, daß Polizei und Justiz »überreagierten«. Schließlich wurde ich ziemlich wütend - ich konnte den scheinheiligen falschen Menschenfreund noch nie leiden - und sagte: »Herr Rechtsanwalt, es liegen bereits zehn Tote auf der Straße. Genügt das nicht?« Und fügte noch hinzu: »Ulrike ist die Mutter meiner Kinder, die wollen, daß sie lebt. Helfen Sie doch den Kindern und leiten Sie einfach das Angebot weiter: Freiwillig stellen bei Rechtsanwalt Augstein, unbewaffnet.« Er wurde nachdenklich und sagte, er würde versuchen, das Angebot weiterzugeben.

Wir wissen bis heute nicht, ob der linke Anwalt und Kinderbuchautor die Botschaft rechtzeitig übermittelt hat. Wir wissen nicht, ob Ehmke eine Lockerung der Straßensperren um Hannover durchsetzen konnte. Das werden spätere Forschungen in den Archiven vielleicht klären. Noch weniger wissen wir, ob Ulrike je die Absicht gehabt hat, zu Josef Augstein nach Hannover zu fahren und sich dort zu stellen. Fest steht nur, daß Ulrike wenige Tage später, am 15. Juni 1972, verhaftet wurde. In Hannover.

Als die Mutter meiner Kinder, am Ende ihrer Kräfte, abgezehrt und weder sich selbst noch den Fahndungsfotos ähnlich, in die Haftanstalt abgeführt wurde, war auch ich ziemlich am Ende. Die Kinder, mit denen ich wochenlang bei Bekannten gewohnt hatte, konnten nun endlich informiert werden. »Mami ist verhaftet«, sagte ich ihnen, »wahrscheinlich hat sie sich selbst der Polizei gestellt. Bald könnt ihr sie besuchen.«

Das machte zunächst Schwierigkeiten. Ulrike schrieb den Kindern Briefe aus dem Knast, in denen sie der Hoffnung Ausdruck gab, die Zwillinge recht bald zu sehen, lehnte aber einen Besuch der Kinder in meiner Begleitung ab. Allein wollte ich die knapp Zehnjährigen dem Horror der Situation in einer Haftanstalt (wo Ulrike gerade ihren ersten spektakulären Hungerstreik gegen die »Isolationsfolter« führte) nicht aussetzen. Lange kämpften meine und ihre Rechtsanwälte um die Besuchsgenehmigung. Schließlich sagte jemand, auf dessen Rat ich viel gab, mein Vater, schließlich der Großvater der Zwillinge: »Du mußt nachgeben, das Wichtigste ist, daß Ulrike ihre Kinder sieht. Sie hat ein Recht darauf.«

So marschierte ich einige Monate später mit den Zehnjährigen nach Köln-Ossendorf, lieferte die Zwillinge bei einer freundlichen Beamtin ab, deren Freundlichkeit auch nicht abgenommen hatte,

als Ulrike ihr während des Hungerstreiks mit aller Wucht in den Unterleib trat. Freundlich brachte sie nach einer Stunde die Kinder an der Hand wieder zurück, die lachten und ganz munter und vergnügt waren. »Was habt ihr gemacht, wie war es?« fragte ich vorsichtig. »Wir haben Witze erzählt mit Mami«, sagten sie.

Beim nächsten Besuch glaubte ich, die Kinder hätten es geschafft, ihre Mutter wieder für das gewöhnliche Leben zu interessieren. Ulrike äußerte Interesse an den kleinen banalen Lebensbedingungen der Zwillinge, der Schule, des Taschengelds (sie sollten ein höheres fordern!), fragte viel nach Emma Biermann, äußerte sogar Interesse an der Lage in der Zeitung, wo gerade der letzte Putsch begonnen hatte. (»Auch Papi hat es jetzt nicht leicht,« sagte sie.) Es gelang mir sogar, über die Kinder die Frage zu erörtern, welche Schule sie jetzt besuchen sollten. Sie waren gerade versetzt worden. Ulrike stimmte der Einschulung auf das Elitegymnasium der Elbvororte, das »Christianäum«, zu; so hätten wir früher auch entschieden - Latein und Griechisch schien uns wichtiger als moderne Fremdsprachen. Die Kinder übermittelten ihrer Mutter Einzelheiten über ihre geplante Riesenparty zum zehnten Geburtstag - eine Kinderolympiade - und vereinbarten neue Besuche. Ulrike entwickelte die Idee, einen Rundbrief an die zahlreichen Meinhof-Verwandten zu schreiben, zu dem jeder etwas beitragen sollte, eine Art Gemeinschaftsroman. Bilder wurden gemalt, kleine Geschenke gebastelt, und man schrieb sich gegenseitig Märchen und Geschichten. Alles schien einen ziemlich guten Verlauf zu nehmen.

Ich hegte die Hoffnung, sie über die Zwillinge, die sie überschwenglich bestaunte und bewunderte (»So große, so schöne, so kluge Kinder!« rief sie immer wieder aus), auf den Boden der Realität herunterzuholen. Alles Weitere würde sich ergeben, die Mädchen sollten öfter kommen und kamen auch, ihre Mutter erzählte ihnen von Vögeln und Drachen, die sie durch ihre vergitterten Fenster am Himmel gesehen hätte, es würde alles gut werden, dachte ich ... Aber es wurde nicht gut. Andere Botschaften als die meiner Kinder mit ihren selbstgebastelten Geschenken und Bildern gelangten in Ulrikes Zelle, wurden über Anwälte illegal zugestellt, die »Gruppe« hatte wieder von ihr Besitz ergriffen. Nachdem sie aus dem Isoliertrakt heraus und, wenn auch in Einzelhaft, in den Normalvollzug eingegliedert worden war, begann sie auf Befehl (sie

nannten es Beschluß) mit einem neuen, furchtbaren Gemeinschafts-Hungerstreik für die Zusammenlegung der »politischen Gefangenen«. Der Hungerstreik zog sich endlos hin, und meine Töchter sahen, zwar ohne Schock, aber mit Befremden auf ihre Mutter, die im Besucherzimmer saß, abgemagert und fürchterlich apathisch, mit bleichem, angeschwollenem Gesicht und blau angelaufenen Händen, auch vom Hungerstreik erzählend, aber immer noch verzweifelt lustige Geschichten für die Kinder erfindend, ihre wunderbaren, großen und schönen Kinder.

Im Oktober 1973, als die Zwillinge schon in das Gymnasium eingeschult waren, schrieb Ulrike ihnen: »Also ich mach' mir jetzt ziemlich viele Gedanken über Euch. Oma (meine Mutter Frida Röhl) soll mal schreiben, wie's. läuft. Sagt ihr das. Und besucht mich! Und schreibt - los! Oder malt mir was, ja? Ich finde, ich brauch' mal wieder ein neues Bild. Die ich hab', kenn' ich jetzt auswendig. Meine Idee, daß Ihr mal sagen sollt, wie ich denn nun bei Euch heiße, war glaube ich eine Schnapsidee. Ich bin eben Eure Mami, fertig.«

Dann muß, anders ist es nicht zu erklären, der Befehl gekommen sein, der bösartige, mörderisch-antihumane Befehl Baaders und Ensslins, den Kontakt mit den Kindern abzubrechen.

Zur Adventszeit 1973 bastelten die Zwillinge Kalender, malten Bilder und klebten andere kleine Geschenke zusammen, die wir mit dem zugelassenen Obst und Genußmitteln in einem Paket nach Köln schickten. Weihnachten würden wir eine längere Besuchserlaubnis bekommen ...

Das Paket kam kurz vor Weihnachten zurück. Annahme verweigert. Kein Brief, keine Zeile. Auch auf die Briefe der Kinder antwortete sie nicht mehr. Die Zwillinge haben sie nie mehr wiedergesehen.

Einige Zeit später wurde Ulrike Meinhof, Ergebnis des Hungerstreiks, mit Gudrun Ensslin zusammengelegt. Baader aber begann, mit den Gruppenmitgliedern russisches Roulette zu spielen. Das Mordinstrument statt einer Pistole: der Hungerstreik. Der Kampf sollte vom Gefängnis aus weitergeführt werden. Das geschah nach einem bereits erprobten System: Verkündigung des Hungerstreiks. Erstes Ziel: Zusammenlegung zu aktionsfähigen Gruppen. Ablehnung durch die Behörden. Öffentlichkeitsappelle zum Mitleid für die durch Zwangsernährung »Gefolterten«. Später Ausbruch oder

Befreiung von außen, durch Geiselnahme etwa, dann neue Aktionen. Die Methode ist nicht neu. Sie stammt aus Irland, wo sie schon ein Jahrhundert lang im Kampf gegen die englische Fremdherrschaft angewandt wurde. Auch bei den nordirischen Terroristen kam es vor, daß ein besonders prominenter und beliebter Häftling beim Hungerstreik sterben mußte, nach vorheriger Absprache regelrecht geopfert wurde, um so neue Anhänger für den Kampf zu gewinnen.

Baader befiehlt den Hungerstreik bis zum Ende: »Ich denke, wir werden den Hungerstreik diesmal nicht abbrechen. Das heißt, es werden Typen dabei draufgehen«, schrieb er in einem durch den Infodienst und die als Kuriere dienenden Anwälte verbreiteten Rundschreiben. Und Ensslin schrieb: »Eine Waffe wird der Hungerstreik nur, wenn klar ist, daß er durchgehalten wird ... auch wenn es Kranke und Tote gibt.« Es beginnt der große Hungerstreik von 1974, bei dem Ulrike Meinhof ganz kurz vor dem Tod durch Nierenversagen ist, während Baader bei einer ärztlichen Zwangsuntersuchung Hähnchenfleisch aus dem Magen gepumpt wird. Am Ende stirbt aber nicht, wie vielleicht vorgesehen, Ulrike, sondern Holger Meins, dem, als der Kreislauf schon zusammengebrochen ist, sein Anwalt Lang noch eine Gauloise ohne Filter in den Mund schiebt.

Das alles ist nachzulesen bei Stefan Aust, der 1985 ein Buch über den »Baader-Meinhof-Komplex« geschrieben hat. Stefan Aust, der die Kinder als Siebenjährige in Sizilien befreit hatte - was ihm nicht genug gedankt werden kann -, erhielt für sein Buch von den nunmehr volljährigen Zwillingen die privaten Briefe Ulrike Meinhofs aus dem Gefängnis an ihre Kinder, Hilfe bei weiteren Recherchen zum Leben ihrer Mutter und damit praktisch die Generalvollmacht zur Einsicht in die gesamten Akten und Hinterlassenschaften, Briefe und Papiere. Mit Hilfe dieses privilegierten Aktenzugangs schrieb er sein Buch »Der Baader-Meinhof-Komplex« und drehte danach 2008 mit Bernd Eichinger einen Film über die RAF.

Der Hungerstreik wird abgebrochen, die Behörden, durch die beispiellose Kampagne der liberalen Massenmedien verunsichert, legen die vier prominenten Häftlinge in einem Gemeinschaftstrakt in Stammheim zusammen: Raspe, Baader, Ensslin und Ulrike Meinhof. Täglich vier Stunden dürfen die Frauen **Zusammensein.** Weitere vier Stunden ist Gemeinschafts-»Umschluß« für alle vier. Nachts werden die beiden Männer und die beiden Frauen zusam-

mengeschlossen. Dazwischen liegt der Gemeinschaftsraum mit Tischtennis und Fernsehen.

Offiziell sind für jeden der Häftlinge bis zu 20 Anwälte zugelassen, die jederzeit Besuchserlaubnis beantragen können. Es ist ein ständiges Kommen und Gehen wie in einem Großraumbüro. Unter diesen Umständen wird der angekündigte Prozeß vorbereitet. Die Angeklagten bereiten sich auf einen großen öffentlichen Auftritt mit einer politischen Grundsatzerklärung vor. Dabei wollen sie die Verantwortung für immerhin 15 politische Morde übernehmen, die für sie Opfer in einem Krieg sind, den sie der Bundesrepublik erklärt haben. Dies wollen sie vor einer breiten internationalen Öffentlichkeit erläutern, um sich wieder als ernstzunehmende politische Gruppe zu profilieren.

Bei der Formulierung der Erklärung gibt es immer wieder heftigen Streit zwischen Ulrike Meinhof und den anderen, vor allem Gudrun Ensslin. Am Dienstag, dem 4. Mai 1976, soll in Stuttgart-Stammheim eine Verhandlung stattfinden, in der die Anwälte mit der Verlesung der politischen Beweisanträge beginnen und die Angeklagten Erklärungen abgeben. Nur Ulrike Meinhof, die wichtigste politische Persönlichkeit der RAF, gibt keine Erklärung ab. Sie hört die vorbereiteten Erklärungen ihrer Mithäftlinge auch nicht an. Sie verläßt um 14.24 Uhr den Sitzungssaal - um ihn nie wieder zu betreten. In der Nacht zum darauffolgenden Sonntag, dem Muttertag (wieder hatten die Zwillinge ein Päckchen an ihre Mutter ins Gefängnis geschickt), findet man sie in ihrer Zelle tot auf, in einer Schlinge aus Handtüchern hängend. Selbstmord oder Mord? Nach einem Gutachten und einem von den RAF-Anwälten und Verwandten bestellten Gegengutachten wird die Leiche freigegeben. Ein Jahr später behauptet eine internationale Kommission in einer ausführlichen Dokumentation, daß Ulrike Meinhof die Tat unmöglich allein ausgeführt haben kann. Auch sie kann nicht erklären, warum an der Leiche Spermaspuren festgestellt wurden.

Aust ist sehr vorsichtig in der Beurteilung der Todesursachen. Doch war Ulrike Meinhof nicht schon zur Zeit des »großen« Hungerstreiks dazu ausersehen gewesen, das erste Todesopfer zu sein, das die Öffentlichkeit mobilisieren sollte? Er deutet nur an, daß Ulrike am Ende den Tod gesucht haben könnte, weil die Ensslin sich in der Erklärung vor dem Gericht ausdrücklich von dem Attentat auf das Springer-Haus in Hamburg, bei dem eine Angestellte ihr

Augenlicht verloren hat, distanzierte. Aust beschreibt ausführlich den Psychoterror, den die ganze Gruppe gegen Ulrike Meinhof ausgeübt hat. Einen Zusammenhang zwischen diesem Gruppenterror und dem Tod Ulrikes behauptet Aust nicht.

Ich möchte, mehr als 33 Jahre nach Ulrike Meinhofs Tod, weniger vorsichtig sein. Betrachten wir zunächst einige in Ulrikes Meinhofs Zelle gefundene Papierfetzen, die ich schon vor dem Erscheinen von Austs Buch in der Zeitschrift *Spontan* veröffentlicht habe. Reste von sogenannten Zellenzirkularen, an deren Echtheit, was die Handschrift Ulrike Meinhofs angeht, für mich kein Zweifel besteht.

## *Die letzten Worte von Ulrike Meinhof - ein Hilferuf*

Es handelt sich um kleine, maschinengeschriebene, aber handschriftlich ergänzte Zettel, die mir vorgelegen haben. Sie wurden wie Aktennotizen über alle wichtigen Vorgänge unter den Häftlingen weitergereicht, obwohl die beiden Frauen täglich Kontakt miteinander und mit den männlichen Häftlingen hatten. Wahrscheinlich zog man aber solche Kassiber, die schnell vernichtet werden konnten, mündlichen Gesprächen vor, die von Justizbeamten möglicherweise abgehört werden konnten. Diese Papiere sind nur ein winziger Bruchteil der vermutlich vielen hundert oder mehreren tausend unter den Häftlingen zirkulierenden Papiere. Die meisten wurden aus Sicherheitsgründen sogleich wieder vernichtet, deshalb besitze ich nur die Kassiber der letzten Tage vor Ulrikes Tod. Diese Dokumente offenbaren ein Schreckensszenario von Selbsterniedrigung und Selbstzerstörung, die die einschlägigen Fiktionen von Camus und Sartre bei weitem übertreffen.

Bei den Zirkularen geht es um die Vorbereitung einer Grundsatzerklärung, die man bei Beginn der Hauptverhandlung vor Gericht vortragen wollte. Ulrike Meinhof sollte den Entwurf schreiben, mußte aber Zeile für Zeile von Gudrun Ensslin kontrollieren lassen, die ihrerseits dann die Entwürfe an die »Typen« (= Männer) weiterleitete. Dabei kam es zu ständigen Auseinandersetzungen, die sich auch an politischen Fragen (Beurteilung der Politik Willy Brandts zum Beispiel) entzündeten. Hier einige Auszüge:

Ulrike Meinhof: *»Das ist nicht mystisch, wenn ich sage, ich halte das nicht mehr aus. Was ich nicht aushalte, ist, daß ich mich nicht*

*wehren kann. Also es laufen einfach 'n Haufen Sachen durch, ich sage nichts, aber ich knalle an die Decke, über ihre Gemeinheit und Hinterhältigkeit. G. weiß, daß ich nichts sage, wenn sie lügt, es bleibt auch dabei. Aber ich halte es nicht aus. Wie soll ich je zu mir kommen, wenn ich gleichzeitig gezwungen bin, mit dem Schweinebild, das sie von mir im Kopf hat, zu koexistieren?«* Am Rande dieses Zettels stehen in der Handschrift Gudrun Ensslins die Worte »Projektion. Paranoia. Schwein«.

Ulrike Meinhof in einem zweiten Kassiber: *»Ich halte das nicht aus. Ich will das nicht. Es ist auch ziellos. So kommen wir nie zusammen. Weil es nicht darum geht, den anderen als Kämpfer anzuerkennen, sondern darum, zusammen zu kämpfen. Eben nicht um den Status, sondern darum, daß die Sachen gemacht werden.«*

Gudrun Ensslin: *»Es war vor drei Wochen, morgens, bevor wir runtergehen, lese ich, was U. geschrieben hat. Mir fällt auf, daß an der Stelle, wo es um die Konkretisierung CIA/BRD geht, zwar Jom Kippur gesagt wird, aber nicht Willy Brandt dazu. Das sage ich U., als sie anfängt zu piesacken: zuerst, daß es doch dastünde, dann, daß sie es absichtlich weggelassen hätte, dann bin ich geplatzt und habe ihr erklärt, daß sie das lassen soll: mich anzufallen, elitär zu sein und mir gleichzeitig verbieten zu wollen, mich zu wehren.«*
Gudrun Ensslin:
*»Ich sehe das so:*

1. *Gibt es die Tatsache, daß ich zu oft nicht kritisieren kann.*
2. *Gibt es die Tatsache, daß U. von mir nicht kritisiert werden will und ob überhaupt von irgendeinem Menschen außer Andreas - mal sehen.*
3. *Gibt es diesen Mechanismus: daß U. auf mich wütend und mehr wird, wenn sie Scheiße geschrieben hat und ich das vorher gelesen habe, wie es meistens ist: kurz davor - und es zu den Typen rüberkommt. Die Roll (Carmen Roll) hat diesen Mechanismus mal, als sie noch hier war, genau analysiert: Ihre Wut - Aggressivität gegen mich, wenn ich ihr Zeug vorher gelesen hatte, und es kam zurück mit >Dreck< von drüben.«*(Text in Klammern vom Verfasser)

Diese wenigen Papiere sind sehr aufschlußreich: Die »beste Journalistin und größte Frau seit Rosa Luxemburg« (Erich Fried) mußte ihre Entwürfe täglich der Dilettantin Gudrun Ensslin vorlegen und

kontrollieren lassen, bevor die Arbeit dann an die »Typen« weiterging und oft genug von Baader mit dem Vermerk »Scheiße« oder »Dreck« zurückgewiesen wurde. Leute, die in ihrem Leben noch keine Zeile veröffentlicht hatten, kontrollierten die Arbeit der selbst im Gefängnis noch gut formulierenden Kolumnistin und verlangten rüde Änderungen (»Warum hast du nicht das geschrieben, was Andreas gesagt hat?«).

Von einem freundschaflichen, solidarischen Verhältnis der Gefangenen untereinander kann keine Rede sein. Besonders das Verhältnis Gudrun Ensslins zu Ulrike Meinhof war gekennzeichnet durch Mißtrauen, Rivalität und Haß.

Ulrike Meinhof befand sich in einer doppelten Isolation. Außer den Sicherheitsmaßnahmen, denen die Gruppe innerhalb des Gefängnisses ausgesetzt war, ohne Kontakt zu Freunden, Verwandten, ihren Kindern, wurde sie von ihren Mithäftlingen gedemütigt, geschnitten und isoliert. Zu den inhaltlichen Gegenständen der Auseinandersetzung gehört auch, daß Ulrike Meinhof offenbar eine differenzierte politische Auffassung gegenüber der SPD (Willy Brandt) in der Grundsatzerklärung durchsetzen wollte.

In allen drei Kassibern wiederholt sich als unübersehbares Signal der Satz: »Ich halte das nicht aus.« Diese Bemerkungen müssen als dringliche Signale an die Gruppe verstanden werden, die offenbar nicht aufgenommen wurden, sondern mit Worten wie »Schwein«, »Paranoia« kommentiert wurden.

Selbstmord oder Beihilfe zum Selbstmord? Die unbequeme Intellektuelle, die einzige geistige Persönlichkeit der ganzen RAF, die aus dem Psychoterror der Binnengruppe möglicherweise herauswollte und darüber informiert war, daß ein Großteil der linken Öffentlichkeit, von Frau Riemeck bis Rudi Dutschke, von Oskar Negt bis Wallraff, ihr vorgeworfen hatte, daß die Tätigkeit der RAF schädlich, politisch »konterrevolutionär« sei, wollte oder konnte nicht mehr. Tatsache ist, daß sie sich weigerte, die politischen Grundsatzerklärungen im Anschluß an die Beweisanträge der Anwälte mitzutragen oder auch nur anzuhören. War es denkbar, daß sie vorhatte, bei der nächsten Sitzung der Kammer öffentlich Selbstkritik zu üben, wie Mahler es anläßlich der Lorenz-Entführung getan hatte? Das wäre in den Augen der Gruppe »Verrat« gewesen, und auf Verrat stand, das war unzählige Male gesagt und geschrie-

ben worden, der Tod. Damit hätten wir einen Personenkreis, der unmittelbaren Zugang zu Ulrikes Zelle hatte und ein eindeutiges Motiv für einen Mord - einen Fememord.

Einen Fememord, der aus dem Opfer auch noch eine Märtyrerin machen würde, deren Tod die gesamte Öffentlichkeit noch einmal mobilisieren würde. Die Erklärungen der RAF in den Tagen nach dem Tod Ulrikes, in der sie als Märtyrerin hingestellt wird, die wie Rosa Luxemburg von ihren politischen Gegnern ermordet worden sei, weisen darauf hin. An solchen Morden ist die Geschichte des politischen Terrorismus reich.

Nur die Gruppenmitglieder, besonders die Ensslin, konnten sich leicht Zugang zu den nebeneinanderliegenden Zellen verschaffen. Wie sich später herausstellte, konnten sie über ihre Anwaltskuriere sogar Waffen einschleusen lassen. Warum sollte es nicht längst gelungen sein, Nachschlüssel zu den Zellentüren zu beschaffen? Offenbar war es ja auch möglich, daß das Pärchen Baader/Ensslin sich zusammenschließen ließ und intimen Kontakt miteinander hatte. Stefan Aust, der sich jahrelang mit dem Baader-Meinhof-Komplex beschäftigt hat, ist diese Konsequenz bewußt. So hat er sie am Ende seines Buchs verschlüsselt, aber unmißverständlich für alle, die Brechts Lehrstück »Die Maßnahme« gut kennen, angedeutet: »Als Kriminalbeamte nach dem Tod der Gefangenen im siebten Stock der Vollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim die Zelle Gudrun Ensslins durchsuchten, fanden sie ein Buch mit den >Lehrstücken< Bertolt Brechts. Darin enthalten war >Die Maßnahme<, aus der die Gefangenen in ihren Briefen immer wieder zitiert hatten. In der >Maßnahme< heißt es:

*»Furchtbar ist es zu töten.*
*Aber nicht andere nur, auch uns töten wir,*
*wenn es nottut.*
*Da doch nur mit Gewalt diese tötende*
*Welt zu ändern ist, wie*
*Jeder Lebende weiß.«*

Aust kommt mit dieser Andeutung der Sache sehr nahe.

Ein zweites, für einen erzwungenen Selbstmord plädierendes Zitat steht nicht bei Aust. Es ist ein Schlüsselzitat des sehr fragwürdigen Brecht-Stücks und geht dem zitierten Vers unmittelbar voran. Die

vier kommunistischen Agitatoren berichten, wie sie einen von ihnen, der der Partei geschadet hat, töten mußten:

*» Wir beschlossen:*
*Dann muß er verschwinden, und zwar ganz.*
*Denn wir müssen zurück zu unserer Arbeit,*
*Und ihn können wir nicht mitnehmen und nicht da lassen.*
*Also müssen wir ihn erschießen und in die Kalkgrube werfen.*
*Denn der Kalk verbrennt ihn.«*

Sie fragen ihn, ob er einverstanden sei mit der Erschießung. Er sagt ja, er hätte immer falsch gehandelt, und es sei jetzt besser, er wäre nicht da. Dann fragen sie ihn, ob er es allein tun wolle. Er sagt, sie sollten ihm dabei helfen. Darauf die Agitatoren:

*»Lehne deinen Kopf an unsern Arm.*
*Schließ die Augen.«*
*Er sagte noch: »Im Interesse des Kommunismus*
*Einverstanden mit dem Vormarsch der proletarischen Massen*
*Aller Länder*

*Ja sagend zur Revolutionierung der Welt.«*

Noch Fragen?

Ulrike Meinhof ist nicht von fremder Hand ermordet worden, aber ihr Selbstmord, den sie allein nicht hätte ausführen können, wurde mit Hilfe der Genossen bewerkstelligt, man kann auch sagen exekutiert. Es war ein erzwungener Selbstmord mit Beihilfe, praktisch ein Fememord. Unmittelbar danach wurde die Reaktion der Öffentlichkeit inszeniert. Mit Hilfe der Rechtsanwälte, die es besser hätten wissen müssen und trotzdem dabei mithalfen, die These vom Mord in Stammheim in Umlauf zu bringen.

## *» Ulrike ist ermordet worden!« - eine Gespensterbeschwörung*

Die Sympathisantenszene hat den Selbstmord Ulrike Meinhofs nie wahrhaben wollen. Gleich nach Bekanntgabe ihres Todes verbreiteten zahlreiche halblegale und illegale, teils im Ausland gedruckte Flugschriften und Broschüren von Sympathisanten die Behauptung »Ulrike ist ermordet worden!« unter den Anhängern der Gewalt. Auch 33 Jahre nach dem Ereignis wird eine solche wenig verklausulierte Legendenbildung verbreitet. In dem 2008 erschienenen Buch von Jutta Ditfurth, der Mitbegründerin und späteren Aussteigerin aus der Partei der Grünen. Die RAF hat sich selbst zur Geschichte erklärt, die Legenden schienen nachhaltig zerstört. Aber das Gefühl, damals in einer großen Zeit gelebt und viel Gutes für Deutschland getan zu haben, ist bei den meisten Beteiligten geblieben, und viele neue junge Menschen sind inzwischen herangewachsen und wollen die bittere, ernüchternde Nachricht über die menschenmordende Gruppe nicht wahrhaben und suchen immer noch die »Wahrheit über die RAF«. Vor allem die Wahrheit über ihre Gründerin und Symbolfigur Ulrike Meinhof. Hatte sie nicht das Gute, den Kampf gegen das Unrecht gewollt, bis zum letzten Atemzug gegen die amerikanische Weltherrschaft und ihre Vollstrecker in Deutschland gekämpft? Hat sie sich wirklich das Leben genommen? Alle unentwegt alten und ahnungslos neuen Sympathisanten haben seit kurzem ein Buch, in dem ihre geheimen Sehnsüchte und offenen Verdächtigungen gegen den Staat neu geweckt und ausführlich bedient werden. Jutta Ditfurths Buch/"

Sie hat das Buch unter enger Zusammenarbeit mit Mitgliedern des bedingungslos sympathisierenden einstigen »Angehörigenkreises« geschrieben und von den überlebenden Mitgliedern der RAF bevorzugt die unbelehrbaren befragt. Jutta Ditfurth stellt in ihrem umfangreichen, scheinbar lapidar und nüchtern geschriebenen Buch Ulrike Meinhof als eine zweite Sophie Scholl dar, eine verspätete Antifaschistin, die mit ihrem Untergrundkampf auch ihren Vater Werner Meinhof, der Mitglied der NSDAP war, und ihre Pflegemutter Renate Riemeck treffen wollte, die ebenfalls Mitglied der Partei und Assistentin eines Professors war, der bei der

Jutta Ditfurth, Ulrike Meinhof. Die Biografie, Berlin 2007.

SS den Rang eines Obersturmbannführers hatte. Jutta Ditfurth hat nun, in sechs Jahre langen Recherchen - das sagt sich so leicht daher, ich vermute, mal eher durch 20 Minuten Suchen im Internet - herausgefunden, daß das Museum in Jena, wie alle Museen in Deutschland, Bilder der sogenannten entarteten Kunst an die zentrale Sammelstelle in München abliefern mußte. Also hat sich Ulrikes Vater Werner Meinhof »im Kampf gegen die entartete Kunst hervorgetan«! Zu allem Uberfluß soll Ulrike Meinhof auch noch einen tiefen Groll gegen ihre Pflegemutter gehegt haben, die eine Liebesbeziehung ihrer Tochter gewaltsam auseinandergebracht habe. Nazi-Assistentin, und dann auch das noch? Aber deshalb die ganze Rote-Armee-Fraktion? Die Bomben, die Morde? Wer immer Ulrike Meinhof gut kannte, wußte, daß sie die Tätigkeit ihres Vaters niemals thematisiert hat und ihre Pflegemutter Renate Riemeck bewunderte und verehrte. Obwohl sie manchmal lachend erzählte, daß dieser einst das goldene HJ-Abzeichen verliehen wurde. Als Atomwaffengegnerin arbeitete sie auch später ungetrübt mit ihrer Pflegemutter zusammen. Beide empfanden sich als Gegner des Nationalsozialismus und bekämpften den »Hitler in Euch«. Streit gab es später, viel später. Als Renate Riemeck den Artikel »Gib auf, Ulrike!« schrieb und sich von der RAF distanzierte. War das der Grund für Jutta Ditfurth, jetzt auf eine Tote einzuschlagen, die sich nicht mehr zur Wehr setzen kann?

Jutta Ditfurth bemüht sich, ihre Heldin in ein möglichst gutes Licht zu stellen und ihr Bild von allen irdischen Flecken zu reinigen. Wie von folgenden Vorwürfen:

1. Ulrike Meinhof habe ihre Kinder entführen lassen, um sie in ein Waisenlager der Palästinenser in Jordanien zu bringen.

Dies dementiert Jutta Ditfurth: Sie wollte es nicht, sei diejenige gewesen, die in Palermo die Kinder habe abholen wollen, und sei zusammengebrochen, als sie hörte, sie seien bereits bei ihrem Vater. Sie habe sie einfach zu ihrer Schwester Wienke bringen wollen, um von dort aus das Sorgerecht gegen den Vater zu erstreiten. Eine sensationelle Behauptung, die beweisen würde, daß sie die Kinder tatsächlich in letzter Minute vor der Auslöschung ihrer Identität im Lager der PLO bewahren wollte, wie ich es in einem Buch von 1974 behauptet habe. Aber Jutta Ditfurths Behauptung beruht auf dem Bericht von Frau Lili (Ehrengard) Holtkamp, die bezeugt, daß Ulrike ihr von der Fahrt nach Sizilien erzählt hat. Also auf Hörensagen.

2. Zu dem Vorwurf, Ulrike Meinhof habe den Anschlag der RAF auf das Springer-Hochhaus in Hamburg geplant und geleitet, bei dem Arbeiter und eine Angestellte (Verlust des Augenlichts auf einem Auge) zum Teil schwer verletzt wurden. Hier wird das sonst so redselige Buch der Ditfurth ganz einsilbig: Es gäbe auch Leute, die anderer Meinung seien. Wer das ist, wird nicht verraten.

3. Nach dem maßlosen Psychoterror gegen Ulrike Meinhof von Baader und Ensslin, die sie wochenlang nur noch beschimpft und geschnitten hätten und sich am ersten Verhandlungstag in Stammheim von dem Anschlag in Hamburg distanzierten, nahm man bisher nach Aust an, sei Ulrike völlig zusammengebrochen und habe sich wenige Tage später erhängt.

Hierzu Jutta Ditfurth: Die Zwistigkeiten waren längst beendet. Sie war bester Laune und dachte nicht an Selbstmord. Beweis: Hörensagen eines Besuchers, eines italienischen Terroristenanwalts, der Ulrike ein paar Minuten gesehen hatte. Also kann es kein Selbstmord gewesen sein. Zwei Gutachten über die Tote, die den Selbstmord bestätigen, auch das auf den Wunsch der Angehörigen vorgenommene, verwirft sie. Die Autorin unterstellt also, daß Ulrike Meinhof ermordet wurde. Von wem, kann sie nicht sagen. Das Gerücht von einem geheimnisvollen Killerkommando, das einige Tage zuvor auf dem Dach des Gefängnisses gelandet sei, wird von ihr erwähnt. Ohne Kommentar. Jeder soll sich dabei denken, was er will: Ulrike ist ermordet worden!

Es war das große Verdienst des ARD-Films von Stefan Aust, der 2007 lief, und der unmittelbar darauf erscheinenden *SPIEGEL*-Serie, den Selbstmord Ulrike Meinhofs lückenlos und endgültig aufgeklärt zu haben und ihr damit die Achtung vor der letzten Entscheidung, die ein Mensch fällen kann, zurückgegeben zu haben.

Im Oktober 2007 sahen wir sie noch einmal, die Gespenstertruppe, die im Herbst 1977 fast das ganze Land beherrscht hatte, die Schlagzeilen und die Sicherheitsbehörden. Sonntag und Montag zur besten Sendezeit in der ARD lief der große Dokumentarfilm über die RAF von Stefan Aust - ein ganz großer Erfolg für den

Jutta Ditfurth, a. a. O., S. 431. Er hieß Giovanni Capeli und war der Verteidiger der »Roten Brigaden«.

langjährigen *SPIEGEL-Chef,* der einen Tag später mit einer Titelgeschichte im *SPIEGEL* nachlegte. Noch einmal wurden die Zombies zu gespenstischem Leben erweckt, die Terroristen der sogenannten Roten Armee Fraktion, junge Männer und Frauen aus dem deutschen Bildungsbürgertum, die Menschen kaltblütig und heimtückisch aus dem Hinterhalt ermordet hatten, sieben Jahre lang. Es konnte nicht gutgehen mit ihnen, einem guten Dutzend verkrachter Studenten und Berufsloser, die das ganze Volk und seine Regierung in Angst und Schrecken versetzt hatten. Zunächst auch in Ratlosigkeit. Die die liberalen Medien noch schürten, allen voran der *SPIEGEL.* Doch das Volk selbst und die demokratisch verfaßten Behörden unseres Landes wurden am Ende ihrer Herr. In dieser Reihenfolge übrigens - es war nicht die Rasterfahndung und die Computertechnik oder andere Wundermittel der Kriminalistik, es war das deutsche Volk selbst, die kleinen Leute, die sie zur Strecke brachten. Fast alle Terroristen wurden aufgrund von Hinweisen der Bevölkerung gefaßt, darauf können wir stolz sein, nicht auf Herold und das BKA. Selbst der Hinweis auf Schleyers Versteck kam rechtzeitig, und der Arbeitgeberpräsident hätte befreit werden können, aber ein Mitarbeiter des BKA übersah den sogar wiederholten Hinweis eines Streifenpolizisten.

Es war ja nie der großkotzig angekündigte »Krieg gegen die USA« auf seiten des kämpfenden vietnamesischen Volks. Es war der Kampf eines inhaftierten Brandstifters um seine Freilassung aus dem Gefängnis. »Burn Warehouse, Burn!« hatten die Kommune-Clowns von Berlin 1967 auf Flugblättern geflachst. Zwei Jahre später war es soweit. Baader und Ensslin zündeten ein Berliner Warenhaus an. Warenhausbrandstiftung für Vietnam. Eine Brandstiftung mit Grinsen über die möglichen Opfer. »Wenn das Hausmeisterehepaar anwesend gewesen wäre, hätten wir das Warenhaus auch angezündet!« sagte Gudrun Ensslin in einem Interview mit Ulrike Meinhof, damals noch Journalistin. Das Interview wurde nie veröffentlicht. Die Justiz war entsprechend milde. Neun Monate Gefängnis waren der Preis für die Warenhausbrandstiftung, und weil Baader keine Lust hatte, diese wenigen Monate abzusitzen, mußte er von zwei jungen Frauen und einem Mitläufer befreit werden, wobei sofort geschossen wurde und ein Justizbeamter einen Lebersteckschuß erhielt und fast starb. Das war die »Geburtsstunde der RAF«, und ihr Ende war auch nicht viel ruhmreicher. Nach

einem Dutzend Bankeinbrüchen und Morden, an allen, die sich ihnen entgegenstellten, und einem Anschlag auf einen Parkplatz beim Europa-Hauptquartier der US-Armee in Heidelberg (drei Tote) ging es am Ende, nach sieben Jahren, wieder nur darum, den Kern der Bande aus dem Gefängnis freizupressen. Es mißlang, aber sie hatten über Jahre in die Öffentlichkeit gewirkt und Anhänger und klammheimliche Sympathisanten gewonnen. Selbst im Tode warben sie noch neue Parteigänger, indem sie die Legende begründeten, sie seien von fremder Hand, womöglich von einem amerikanischen Killerkommando, hinterrücks umgebracht worden wie einst »Karl und Rosa« von den Freikorps, 1919! Besonders Ulrike Meinhof, die neue Rosa Luxemburg (Erich Fried).

Man sollte bei diesen Szenen aus Deutschland nicht so vergeßlich sein und sich auch daran erinnern, wer am Abend nach der angeblichen »Ermordung« Ulrike Meinhofs die Massen der Frankfurter Studenten (mit) aufstachelte, die sich am nächsten Tag, bewaffnet mit Ladungen hochbrisanter Brandsätze und der Losung »Rache für Ulrike!«, auf die Polizei stürzten: Es war der spätere Außenminister Josef (»Joschka«) Fischer.

Schon sieht man, wie das gutmenschliche Milieu, etwa in der *Süddeutschen Zeitung*, Frau Ditfurths Spekulationen für bare Münze nimmt. Der dortige Rezensent Willi Winkler findet das Motiv des nachgeholten Antifaschismus offenbar bedenkenswert, lobt das Buch und paraphrasiert am Ende noch einmal jene seit Hochhuth bis zum Überdruß strapazierte Phrase: »Ulrike Meinhofs Leben ist eine deutsche Geschichte.« Eine sehr deutsche Rezension.

Wichtiger ist die Frage, was aus den vielen Tausenden geworden ist und was aus ihnen werden soll, die bis heute überzeugt blieben und nun erst recht sicher sind: Die Gefangenen der RAF sind in Stammheim ermordet worden! Was ist mit ihrem Staatsverständnis, die 30 Jahre lang mit der Überzeugung gelebt haben, in der Bundesrepublik Deutschland würden Gefangene gefoltert und ermordet? Sie haben unsere Kinder und Enkelkinder erzogen, haben über uns zu Gericht gesessen, haben über die Deutschen Gedichte, Satiren und Theaterstücke verfaßt und Magister- und Doktorarbeiten geschrieben über diesen Staat und seine Bewohner. Glauben auch sie, obwohl längst im Beruf und vielfach in Amt und Würden, teilweise sogar schon im Ruhestand: »Der Kampf geht weiter«? Das ist zu fürchten, auch nach dem glänzenden Befreiungsschlag des in-

vestigativen Journalismus im *SPIEGEL* gegen den dumpfen Mordverdacht: Die klammheimliche Bewunderung für die Helden wird bleiben, und die offene Schadenfreude über den angerichteten Schaden am demokratisch verfaßten Staat, und die Untoten werden weiter herumspuken in den Seelen neuer Generationen von nervösen und gelangweilten Bürgersöhnchen und Bürgertöchtern, und in ihren Wohnstuben werden Poster der toten Häftlinge aus dem letzten *stern* aufgehängt werden, als Ikonen einer neuen und tiefen Verachtung der Zivilisation und einer Verehrung für die Gewalt, deren Helden und Idole diese Jugend bald mit den Darstellern aus Filmen wie »Bonny and Clyde« und »Viva Maria« und den vielen Filmen, die noch kommen werden, gleichsetzen wird. So wie man Tom Cruise mit Stauffenberg verwechseln wird. Armes, vergeßliches, selbstvergessenes Deutschland.

Jutta Ditfurths Buch ist kein ärgerliches, sondern ein höchst gefährliches, ich finde, sogar jugendgefährdendes Buch.

## *Das Ende der RAF - eine ganz miese Geschichte*

Sommer 1998. Ein Gespensterpapier geistert durch die Redaktionsstuben und Sendeanstalten. Die Terroristengang, die 1970 zunächst unter dem Namen »Baader-Meinhof-Gruppe« bekannt wurde, nach eigenem Selbstverständnis schnell »Rote Armee Fraktion« (RAF) genannt wurde, hat sich aufgelöst und das in einem Achtseitenpapier bekanntgegeben. Das anonyme Bekennerschreiben war offenbar echt. Unverwechselbar wie der Fingerabdruck, den Andreas Baader einst der *BILD-Zeitung* schickte, um seine Urheberschaft an den Mordanschlägen auf amerikanische Soldaten in Deutschland unumstößlich zu besiegeln. Unverwechselbar wie ein genetischer Fingerabdruck war auch jene grauenhafte Mischung aus lakonischem Unterschichtjargon und Resten von unverdautem Soziologendeutsch, wie sie nach dem Tod Ulrike Meinhofs für alle Sendschreiben der RAF typisch wurde.

Ein Papier wie das Testament des Doktor Mabuse, aber diese Flaschenpost aus der Vergangenheit wollte gerade das Gegenteil glaubhaft machen: Wir haben aufgegeben. Freiwillig. Wir könnten noch, wenn wir wollten. Aber wir wollen nicht mehr länger herumgeistern in euren Träumen und Rasterfahndungen und wollen raus

aus dem Knast oder aus den illegalen Quartieren im 40 Grad heißen Aden und stickigen Sudan und wollen wieder nach Hause zu Mama.

Sie sind - physisch und psychisch - am Ende, uns kommen die Tränen. So der Tenor der gesamten linksliberalen Presse.

Uns kommen auch die Tränen. Tränen der Wut über die Verharmloser und der Trauer über die Opfer der Gewaltverbrecher. Um das erste Opfer etwa, den Berliner Justizangestellten Karl Linke, der am Tag der Baader-Befreiung, am 14. Mai 1970, durch einen Lebersteckschuß fast gestorben wäre und nur durch ein Wunder ärztlicher Kunst überlebte. Er ist Invalide, sein Name taucht in keiner der schwungvollen Nachrufe auf, und kein *stern* und keine *taz* und keine *Frankfurter Rundschau* und kein *Monitor*-Reporter besuchte ihn je und machte ganzseitige und mehrteilige Reportagen über ihn: »Das erste Opfer. Wie er heute lebt - und wovon er lebt«. Die große Fernsehserie der ARD im Herbst 1997 ließ die wenigen Opferstatements in einem Wust unerträglicher Rechtfertigungstiraden von Sympathisanten untergehen. Nicht jene Angestellte, die bei dem Bombenanschlag auf das Springer-Hochhaus ein Auge verlor und damit für den Rest ihres Lebens irreparabel geschädigt wurde, nicht die vielen ermordeten Polizisten, Zollbeamten und amerikanischen Soldaten und ihre Angehörigen waren Gegenstand wortreicher Erörterungen und Reportagen, geschweige denn von Geldsammlungen oder Zuwendungen des spendierfreudigen Reemtsma-Millionärs. Sondern die RAF-Mitglieder.

Man reibt sich die Augen: Die RAF gibt auf. Was um alles in der Welt hatte sie, was sie aufgeben konnte? Die RAF sei Geschichte geworden, tönte es knarzend, ungehobelt schlechtdeutsch aus dem acht Seiten langen Manifest - überdimensional verstärkt durch ein breites Echo in den liberalen Medien. Die RAF sei nun Geschichte! Peng.

Ich würde das nicht so nennen. Eher ist es eine lange Reihe nicht enden wollender Geschichten. Ziemlich mieser Geschichten übrigens.

Alles begann damit, daß Baader und Ensslin, zwei verurteilte Warenhausbrandstifter, bei der angesehenen Funk- und Fernsehjournalistin Ulrike Meinhof in Berlin auftauchten mit der damals nicht sehr ungewöhnlichen Frage »Können wir heute nacht bei dir pennen?«. Sie hatten keine Lust gehabt, ihre (sehr milde) Haftstrafe für

die Kaufhausbrandstiftung abzusitzen, und waren untergetaucht. So lebte das Pärchen illegal bei der früheren *konkret*-Kolumnistin, die gerade ihr erstes eigenes Fernsehspiel, »Bambule«, für den Südwestfunk abgeliefert hatte.

Das war Anfang 1970. Die große Studentenbewegung von 1967 war längst zerfallen. Die im ersten Rausch der Springprozessionen und Ho-Tschi-Minh-Chöre erwartete Veränderung der Verhältnisse war nicht eingetreten. Gerhard Schröder und Joschka Fischer hatten sich, zusammen mit 100 000 anderen, schon auf den von Dutschke ausgerufenen »Langen und mühevollen Marsch durch die Institutionen« gemacht, sicher ohne die Vorstellung, daß der Marsch länger als der Mao Tse-tungs durch China, nämlich bis 1998 dauern würde, für damalige Vorstellungen also endlos.

Baader und Ensslin zeigten keine Neigung, einen langen Marsch irgendwohin anzutreten. Andreas Baader stammte aus einem ganz anderen Milieu, das es am Rande der Studentenbewegung schon 1967 gegeben hatte und sich nach deren Zerfall in Berlin wuchernd ausbreitete, namentlich um die anarchistische Untergrundzeitschrift »Agit 883« und die sogenannten »umherschweifenden Haschrebellen«. Die Eigenbezeichnung sagt schon fast alles über die ehemaligen Studenten und Gelegenheitsarbeiter aus. Regelmäßiger Arbeit abgeneigt, theoriefaul, geistig uninteressiert und auch nur sehr mittelmäßig begabt, psychisch meist Problemfälle, Schulabbrecher oder im Elternhaus vorgeschädigte Scheidungswaisen, hatten sie von den 68er »Errungenschaften« nur die für sie angenehmen Seiten übernommen und weiter ausgebildet: einen schrankenlosen Egoismus (später Hedonismus oder Selbstverwirklichung genannt), Kleinkriminalität (Klaufen statt Kaufen, Warenhausdiebstahl, Sachbeschädigung), Drogenkonsum (Haschisch und LSD) und freie Liebe bis zur Promiskuität. Charakteristisch für dieses Milieu war das parasitäre, eben »umherschweifende« Leben ohne eigenen Wohnsitz und ohne Einkommen. Diese Gruppen kriminalisierten sich schnell und hatten seit 1967, im Gegensatz zu früheren Randständigen, den Pennern und Gammlern, immer eine Art Rechtfertigung zur Hand: sie seien Opfer des Systems, und ihre jetzige Lebensweise sei eben ihr Kampf gegen die Gesellschaft - das Schweinesystem. In diesem Milieu war der in mehr als einer Hinsicht wie ein Zuhälter auftretende Andreas Baader entschieden der King gewesen. Jähzornig, zum Sadismus neigend, oft in Schläge-

reien verwickelt, war er nach seiner Warenhausbrandstiftung zum heimlichen Idol aller zaghaften Pfarrerstöchter und Friedenstanten geworden.

Gudrun Ensslin war von einer anderen Herkunft geprägt, von einem rigiden evangelischen Pfarrhaus. Weniger begabt als Ulrike Meinhof und ebenso wie ihr Verlobter Bernward Vesper als Betreiber eines kleinen Verlags erfolglos, hatte sie sich 1967 dem Wahlkampfbüro der Schriftsteller um Günter Grass für die SPD angedient und machte Werbung für Willy Brandt, den sie nach der Bildung der Großen Koalition erbittert bekämpfte. Wenig bekannt ist, daß sie bereits 1967, am Abend nach der Erschießung von Benno Ohnesorg, vorschlug, eine Polizeistation zu stürmen, um sich zu bewaffnen und zurückzuschießen - ein Motiv, das für die Entstehung und Rechtfertigung der späteren RAF maßgeblich wurde. An Andreas Baader faszinierte die Pfarrerstochter die brutale Bereitschaft zu körperlicher Gewalt, die den Studenten und Studentinnen von 1967 und 1968 fremd war, die im Lager der umherschweifenden Haschrebellen und anderer Desperados aber üblich war und über die man bei den Linken zunehmend aufgeschlossener diskutierte - als Mittel gegen die »Schweine«.

Schließlich hatten die konkret-Journalistin Ulrike Meinhof und ihre Anhänger bereits seit 1967 ausgiebig über den Gewaltbegriff theoretisiert, so lange, daß am Ende nur noch der aus der DDR-Propaganda stammende Begriff des Antifaschismus eingeführt werden mußte, um selbst Morde zu rechtfertigen. War die Bundesrepublik Deutschland erst einmal als »faschistisch« definiert, so war es nur noch eine Frage der Zeit, daß man das Widerstandsrecht der Männer des 20. Juli in Anspruch nehmen und den politischen Mord zur legitimen Widerstandshandlung erklären würde. Andreas Baader als Stauffenberg.

Von solchen Konsequenzen war jedoch Ulrike Meinhof 1968 noch weit entfernt gewesen, während Gudrun Ensslin und Andreas Baader, jeder auf seine Weise, die Schwelle zur Gewaltanwendung innerlich längst überschritten hatten. Gudrun Ensslin, weil sie seit dem Tod von Benno Ohnesorg von der Idee des »Zurückschießens« fasziniert blieb, Baader, weil ihm Gewaltanwendung eine tägliche Lebenserfahrung bedeutete, bei der er seinen Narzismus jedesmal voll entfalten konnte - er hätte genausogut SA-Mann statt Rotfrontkämpfer werden können.

Die gewaltsame Befreiung Baaders, bei der die erfolgreiche Fernsehjournalistin Ulrike Meinhof ebenfalls in den Untergrund ging, war die Geburtsstunde der Rote Armee Fraktion.

Nach der Verhaftung der Spitzengruppe wurde dann die Gefangenenbefreiung zum Selbstzweck der durch Neurekrutierungen aufgestockten RAF der zweiten und dritten Generation. Der Rest war Verzweiflung.

Auch die Mitglieder der zweiten und dritten Generation weisen das gleiche Persönlichkeitsmuster auf. Desperate, übersensible oder überaggressive Kinder aus überwiegend bürgerlichen, aber gestörten Verhältnissen und von Rache- und Mitleidsphantasien Getriebene, denen jedoch die Skrupel der ersten Generation fehlten.

Wie aber konnte es geschehen, daß eine asoziale, heterogene Gruppe von psychisch Gestörten mit nur durchschnittlicher Intelligenz, als Illegale eher dilettantisch arbeitend, theoretisch verludert und körperlich heruntergewirtschaftet, jahrzehntelang das Land in eine Art Ausnahmezustand versetzten? Was wäre unter normalen Umständen aus einem solchen Unternehmen ohne ganz massive fremde Hilfe geworden? Nichts. Sie hätten ein paar Banküberfälle gemacht, Brandstiftungen, ein paar Geiselnahmen und wären, schlecht organisiert, wie sie waren, bald von der Polizei eingesammelt worden und schnell im Gefängnis gelandet - hätten sie nicht ihre Galionsfigur Ulrike Meinhof von Anfang auch als Geisel mitgeführt, Schutzschild und Ikone in einem und - nur sie - Anlaß für das Eingreifen zweier bedeutender Kräftegruppen, die die Geschehnisse beeinflußten: des linksliberalen Meinungskartells mit dem *SPIEGEL* als Zentrum und den Behörden der DDR, insbesondere des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS).

Freilich war Ulrike Meinhof eine Geisel, die sich selbst zur Verfügung gestellt hatte, indem sie nach der schiefgelaufenen Baader-Befreiung mit den Desperados gegangen war und sie erst mit ihrem Tod wieder verließ. Geisel zunächst ihres eigenen, zwei Generationen lang in ihrer Familie gehegten schlechten Gewissens, nicht genug getan zu haben gegen Reaktion, Kapitalismus, Krieg und Nationalsozialismus. Erst später wurde sie wirklich Geisel eines sich verselbständigenden Gruppenterrors, zuletzt von ihren eigenen, furchtbaren Genossen erpreßt, seelisch niedergemacht und zum freiwilligen - oder erpreßten Selbstmord getrieben, wie oben beschrieben.

Woher kam die massive Parteinahme des Hamburger Meinungskartells und fast aller linken Intellektuellen für die todesmutigen einzelnen, die dem ganzen Staat den Kampf angesagt hatten? Sie kam aus einem schlechten Gewissen der linken und liberalen Journalisten, und dieses schlechte Gewissen hatte eine große Ähnlichkeit mit dem ihres Idols Ulrike Meinhof: Die tun etwas - was tun wir? Das Gefühl war schon in der ganzen Berichterstattung über die 68er zu spüren gewesen, bei diesen großen und wilden Demonstrationen und Aktionen, denen man aus den sicheren Bürotrakten von *SPIEGEL, stern* und *ZEIT* etwas neidisch und bewundernd zugesehen hatte. Hier hatte sich schon eine Front aufgebaut, die sich nun an der Person Ulrike Meinhofs, einer begabten Kolumnistin, die bald jeder, aber auch *jeder SPIEGEL -, stern-, Frankfurter Rundschau-* und *ZEIT*-Redakteur als eine wenn nicht bessere Kollegin, so doch in jedem Fall als einen besseren und edleren Menschen ansah. Für sie, nie für die Ensslin, nie für Mahler oder gar Baader baute man eine moralische Verständnis- und Verteidigungslinie auf und wartete am Abend auf ihren illegalen Besuch, und oft genug stritt man sich in der Hamburger Gesellschaft geradezu darum, bei wem Ulrike, die nicht nur Boll (»Will Ulrike Gnade oder freies Geleit?«), sondern sozusagen jeder duzte, die nächste Nacht Unterschlupf finden würde - in Hamburg, auf Sylt und anderswo. Denn die Bewunderung für die ohne Schüchternheit mit freundlichem Lächeln ihre verblüffenden Fragen stellende und ernsthaft in die Kameras blickende, gutaussehende Kollegin war grenzenlos. Auch das Establishment bemerkte die Ähnlichkeit zu Sophie Scholl - der gegenüber hatte man ebenfalls ein schlechtes Gewissen, auch die hatte etwas getan gegen den Faschismus und war dafür umgebracht worden, während Henri Nannen und viele andere Presseleute in Hitlers Propagandakompanien gedient hatten und Marion Gräfin Dönhoff in der Wochenzeitung *DAS REICH.* Mit Schwung.

Diese Sympathie änderte sich auch nicht, als die ersten Toten auf der Strecke lagen - schon der Justizbeamte Linke hätte ja an seinem Lebersteckschuß sterben können. Bei den Hamburger Medien und den übrigen Linksliberalen baute sich eine Schutzzone für die Terroristen auf, die durchaus verwechselt werden konnte mit dem Volk, in dem die chinesischen Kommunisten nach Mao schwimmen sollten wie der Fisch im Wasser.

Es war aber nicht das Volk, sondern es war die Crème der linksintellektuellen Gesellschaft, auf dem Ulrike und die von ihr mitgebrachten kleinen Ganoven schwammen wie das Fettauge auf der Suppe. »Scheißliberale«, sagte die Ensslin einmal über sie, aber als Refugium war das stillschweigende, klammheimliche Sympathisantenkartell nicht zu verachten - und allen gemeinsam war diese rattenhafte Wut gegen Journalisten und Fernsehkommentatoren wie Gerhard Löwenthal und Matthias Waiden, die damals schon unbeirrt die Mörder Mörder nannten, übrigens auch Peter Boenisch.

Die »Scheißliberalen« standen wie eine Eins. Bis dann, sehr viel später, die Stimmung umschlug, die Toten zu viele wurden und Hilfe und Übernachtung für die flüchtigen Illegalen oft genug nur noch mit der Knarre in der Hand erzwungen werden konnten - wie in dem Sommer, als Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof verhaftet wurden.

Aber das Volk wollte zu keinem Zeitpunkt das Wasser für diese selbsternannten Partisanen sein, und es hörte schon bald nicht mehr auf die Bolls und Gollwitzers und die vielen anderen Verharmloser und Gesundbeter mit ihrem heute noch durch die Presse geisternden Unwort vom überreagierenden Staat - der lediglich richtig reagiert hatte. »Bloß nicht überreagieren, Kanzler«, rieten nicht wenige in diesen Tagen. Konsequent diesen Gedanken zu Ende gedacht, hätte es keine Befreiung der 250 bis zum Rand des Zusammenbruchs gequälten und gedemütigten Geiseln in Mogadischu geben dürfen.

Das ist noch nicht das Ende der vielen miesen Geschichten, aus denen keine Geschichte werden kann. Es folgt noch eine besonders schäbige und kleinkarierte Pointe. Es ist die Geschichte von einem die Demokratie aus langer Tradition hassenden DDR-Agentenchef, dem 1932 schon des hinterhältigen Mordes an zwei Berliner Polizeibeamten überführten Genossen Mielke. Der auch damals nach dem Satz »Auf Bullen kann geschossen werden!« gehandelt hatte. 1970 hielt der Polizistenmörder seine große, weitreichende Hand über die Killertruppe der RAF, von Anfang an bis zu seinem lächerlichen, jämmerlichen Ende (»Ich liebe euch doch alle!«). Der schützte die RAF, und auch Markus Wolf bewunderte die todesmutigen Genossen.

Am Anfang diente die DDR der Terrorgruppe als Paßfälscher-

zentrale und Verschiebebahnhof in den Nahen Osten, am Ende als schäbiger kleiner Zufluchtsort für die mutlos gewordenen Mörder - Eisenhüttenstadt mit Baby und Krippenplatz, früher Stalinstadt. Gäbe es die DDR noch, hätten sich die RAF-Mitglieder nicht auflösen und um Haftverschonung bemühen müssen, sondern bis in alle Ewigkeit in Eisenhüttenstadt bleiben und den Sozialismus aufbauen müssen - das wäre Strafe genug gewesen: Lebenslänglich DDR.

# *Brüder zur Sonne - Schwestern zum Mond*

Neben den Demonstrationen des SDS unter Führung Rudi Dutschkes, von denen 1968 immer wieder die Rede war, hörte man bald auch von der Kommune 1, die durch spektakuläre Polithappenings auf sich aufmerksam machte. Sie traten mal in Popkleidung, mal als Revoluzzer kostümiert, mal in geklauten Talaren des Berliner Rektorats auf, bereiteten ein Puddingattentat vor, trugen symbolisch Särge herum und wurden vor allen Dingen durch ein die linksliberale Presse zu Begeisterungsstürmen hinreißendes Justizhappening (»Stehen Sie auf, Herr Angeklagter!« - »Na ja - wenn's der Wahrheitsfindung dient.«) bekannt. Schon früh erklärten die Kommunarden, die in freier Wohn-, Schlaf- und gelegentlich auch Beischlafgemeinschaft lebten, daß ihre »Orgasmusschwierigkeiten« sie mehr interessierten als die Politik. Sie wollten Haschisch rauchen und Maoisten sein. Grund genug, mich als Chefredakteur einer linken Zeitschrift für diese linken Paradiesvögel zu interessieren. Obwohl der SDS gerade einen Ausschlußantrag gegen die Kommune 1 betrieb, konnte mein Freund Rudi Dutschke mir den Zugang zu der exklusiven Gesellschaft vermitteln, die Interviews - beispielsweise für den *stern* - nur gegen hohe Geldbeträge erduldete. Dutschke, der mich nur bis zur Haustür begleitete, hatte mich vorgewarnt, aber die Wirklichkeit übertraf meine schlimmsten Befürchtungen. Ich erlebte eine arrogante, selbsternannte Elite, die, ausschließlich ihre »Selbstverwirklichung« suchend und sich selbst bespiegelnd, in den Tag hineinlümmelte.

Der erste Eindruck: ein fast betäubend scharfer Gestank nach nichtkastrierten Katern und ihren überall verstreuten Duftmarken. Dazwischen ein durchdringender Geruch nach angebranntem Esssen und Duftwölkchen von Cannabis und Patschuli. Sie aßen gerade, machten aber (zum Glück) nicht den geringsten Versuch, mir etwas anzubieten. Statt dessen sagte einer (Teufel oder Kunzelmann): »Du bist der Mann von Ulrike? Die möcht' ich gerne mal pimpern!« Mal aggressiv, mal nach Art von Haschkonsumenten schläfrig-passiv, machten sie den Eindruck von Schülern aus einer begüterten Oberschicht, die zuviel Taschengeld und zuwenig Zuwendung erhalten haben. Bei den Wörtern Sozialismus oder Arbeiterklasse verzogen sich ihre Gesichter zu einem herablassenden Grinsen. Dafür hörten sie aber, fünfmal am Tag, wie eine rituelle

Handlung, Radio Peking aus einem riesigen, teuren Kurzwellengerät. Das war der einzige Zeitpunkt, an dem die überlaut aufgedrehte Rockmusik der »Rolling Stones« abgestellt wurde.

Nach langem Hin und Her entschlossen sie sich, mir das gewünschte Interview zu geben. Wegen der »Sexchose«, sagten sie schließlich. Sie hatten einen sehr kleinen Wortschatz damals, aber der gehörte bald zum Bestandteil der Bewegung. »Scheiße« war das Lieblingswort. Substantiv, Adjektiv, Suffix und Präfix in allen möglichen Verbindungen, ersetzte es jede differenzierte Beschreibung: Orgasmusscheiße, Scheißorgasmus, Scheiße im Gehirn, laß doch den Scheiß, du redest Scheiße. Als Eigenschaftswort: Ich find die Frau scheiß. Dann die »Chose«: Sexchose, SDS-Chose, Zeitungschose, Geldchose, Weiberchose. Das Wort verrät noch seine Herkunft aus der alten Operetten- und Offiziersprache des vergangenen Jahrhunderts. Auch »unheimlich« hörte ich hier auch zum erstenmal in der neuen Bedeutung. Wahrscheinlich trat es auch von Berlin aus seinen Siegeszug durch die Sprache der Szene an. Dutschke gebrauchte es übrigens nicht. Meist diente es zur Verstärkung einer negativen Beschreibung: unheimlich beschissen, unheimlich scheiß, unheimlich kacke.

Uber Sexualität wurde mit betonter Ruppigkeit gesprochen, mit einer Aggressivität, wie sie Halbstarke an den Tag legen, bevor sie ihre erste Freundin kennenlernen. Nicht von neuer Sensibilität und Zärtlichkeit war die Rede, sondern von Tanten, Fotzen, die man ficken, pimpern, stoßen, vögeln, bumsen könnte. Viele dieser Worte oder neuen Begriffe dürften aus der Knastsprache über die Kommune 1 ihren Weg in die Szene genommen haben. Frauen, wenn es nicht gerade um Kommunefrauen ging (»die Dorothea«, »die Uschi«, später eben auch »die Ulrike«), wurden nur mit Slangausdrücken für weibliche Geschlechtsteile benannt (eine unbeliebte Dozentin = die Uni-Fotze).

Die Verrohung der Sprache der 68er und Reduzierung auf diesen Landser- beziehungsweise Knastjargon gehörte von Anfang an zur Bewegung, wurde aber nie von Rudi Dutschke gehört, auch nicht von Bernd Rabehl.

Die negativen Seiten der antiautoritären Bewegung wurden in der Kommune 1 erprobt und weiterentwickelt und traten von hier aus ihren Siegeszug in die Provinz an, beflügelt von Haschisch und Pillen.

Nach Hamburg zurückgekehrt, machte ich aus meiner Abnei-

gung gegen die »Schmuddelkommune« keinen Hehl, was mich mit einem Schlag von einem zunächst noch beliebten Linksverleger zu einem autoritären Buhmann werden ließ. Mein Freund, der damals in London lebende Lyriker Erich Fried, schrieb mir, meine Ablehnung gegen die parasitär lebenden Zottelköpfe und Schmuddelkinder beruhe auf meinen »autoritären Strukturen, vermutlich durch anale Fixierung«, und nur eine »Analyse« könne mir zu einem richtigen Verständnis der Bewegung verhelfen. Dennoch beharrte ich darauf, diese Leute eher als Agents provocateurs anzusehen. Sie waren es wirklich.

Auf dem Höhepunkt (und Wendepunkt) der Bewegung, der Demonstration der 40 000 Vietnamgegner am 18. Februar 1968 in Berlin, saßen die sieben Kommunemitglieder glucksend auf der Empore der Technischen Universität und ließen seltsame, handgemalte Spruchbänder herunter, in denen sie die Vietnamkriegsgegner verhöhnten und alle politischen Aktionen für sinnlos verlogen erklärten, weil sich am psychischen Befinden des einzelnen nichts ändere. Dazu rauchten sie demonstrativ ihre Haschpfeifen. Das war das erste *»Smoke-in« (*= von *Teach-in),* und es nahm die Entpolitisierung und Privatisierung der ganzen Bewegung vorweg, zu der die Kommune selbst den Auftakt gegeben hatte. Sie waren, in jeder Hinsicht, der Bewegung voraus und hätten schon ohne weiteres eine hedonistische Toskanafraktion abgeben können. Damals aber beachtete niemand die Kommuneclowns, und man nahm ihre Aufforderung, high und frei zu sein, nicht ernst. Sie galten als kauzige Randerscheinung, man war mit etwas Wichtigerem beschäftigt: die Welt zu verändern, erst mal jedenfalls in Vietnam. Am 18. Februar 1968.

Erregt und beflügelt waren 40 000 Studenten in Westberlin einmarschiert wie in eine eroberte Stadt. 40 000, das ganze Aufgebot des antiautoritären Lagers, verstärkt durch junge Engländer, Franzosen, Amerikaner, Holländer, Finnen und Schweden. Es war der Höhepunkt der Bewegung und ihre größte Heerschau. Es waren große Zeiten. Niemand würde sie aufhalten können, dachten sie. Und tatsächlich: Niemand hielt sie auf. Zwar standen in den Straßen rund um den Kurfürstendamm viele Hundertschaften der Polizei bereit, alle gepanzerten Fahrzeuge und Wasserwerfer, die Westberlin aufbringen konnte.

Die 40 000 bereiteten sich auf die schwerste Straßenschlacht vor. Doch irgendein kluger Polizeipsychologe muß damals irgendeinen

klugen Senatsbeamten überzeugt haben: Man ließ den unübersehbaren, gewaltlosen Zug marschieren. Die Straße war frei, und der ganze breite Kurfürstendamm wurde überschwemmt von einem Meer von Transparenten und überdimensionalen roten Fahnen und Vietcongflaggen, Ho-Tschi-Minh- und Che-Guevara-Bildern. Scheinbar endlos war der Zug, der in breiten Zwölferreihen von der Gedächtniskirche aus über den Ku'damm rollte. Die Kaffeetanten im »Kranzler« räumten entsetzt ihre Positionen, und die Geschäftsinhaber ließen die Rolläden herunter. An den offenen Fenstern standen Berliner Bürger, teils entgeistert, teils mit Entsetzen in den Augen, als sei soeben die Rote Armee einmarschiert. Niemand, der an diesem Nachmittag noch »Kommunistenschweine« oder »Geht doch nach drüben!« zu rufen gewagt hätte.

Dann machte irgendeine ausländische Gruppe den Anfang, und besonders die Führungsreihe mit Dutschke, Salvatore und Lefvre nahm die neue Mode aus dem Ausland begeistert auf: Die erste Reihe eines Marschblocks bleibt einen Augenblick stehen, hakt sich unter, die Fahnenträger vorneweg. Fest ineinanderverhakt, springt die ganze Reihe zusammen im Wechselschritt nach vorn, etwa 100 Meter, zu dem skandierten, laut anschwellenden Sprechgesang: »Ho - Ho - Ho Tschi Minh! Ho - Ho - Ho Tschi Minh!« Dann bleibt die erste Gruppe stehen, und der nächste Block folgt in der Springprozession. Wie viele Wellen von 100 oder 200 Leuten können 40 000 bilden? Eine Flut.

Freilich, was sie überspülte, war nur der leergeräumte Ku'damm, was sie erschütterte, war nur die reine, von Autoabgasen freie Berliner Vorfrühlingsluft. Dennoch bestand bei allen das Gefühl, jetzt den ganzen »Imperialismus« hinwegfegen zu können, so laut, so lustig, so aus der Puste bringend war die Laufprozession, so fest geknüpft schien die Gemeinschaft der untergehakten Arme, so alle Zweifel übertönend das »Ho - Ho - Ho Tschi Minh«. Es war ein Rausch, ein schöner und reiner, drogenfreier Rausch, und keiner schelte mir den Mann, der daran teilnahm und nicht teilnahmslos blieb: der im »Nonkonformismus« alt und einsam gewordene Kuby, der fast schon resignierte Neuss und der herzkranke, kurzatmige Fried, der nach kurzer Zeit aus dem Springlauf ausscheiden mußte, sich verpustete und wieder im nächsten Zug mitsprang. Der Verfasser sprang nicht. Er behielt seine unüberwindliche, 1939 ausgebildete Abneigung gegen Massenaufmärsche. Aber selbst die ab-

gebrühten *stern*- und *SPIEGEL-heute*, die am Rand standen und Aufnahmen schössen, waren außer Rand und Band und schrieen mit: »Ho - Ho - Ho Tschi Minh!«, und winkten sich zu und versicherten sich immer wieder: »Was für ein Tag!«

Aber noch war nicht aller Tage Abend, schon dieser brachte eine Ernüchterung. Alle standen nach stundenlangem Laufen und Hüpfen und Marschieren auf einem großen Platz, von einem Lautsprecherwagen herunter sprachen die Autoritäten der antiautoritären Bewegung. Da passierte es. Es sollte die Krönung werden, ein spontanes Signal des Siegs. In der Nähe der dichtgedrängt stehenden Massen war eine Großbaustelle, und ein riesiger Baukran, wie er für Hochhausbauten verwendet wird, stand mittendrin. Sein Schwenkarm war weit in den Himmel gereckt, vom Erdboden aus mochten es 30, 40 Meter sein, uns schien es schwindelerregend hoch. Plötzlich begann ein einzelner junger Mann auf den Kran zu klettern, zuerst schnell, weil es da noch eine Leiter gab, dann, auf der Höhe des Greifarms, wurden seine Bewegungen langsamer, vorsichtiger. Eine Strebe nach der anderen zielbewußt abtastend und nachgreifend, stieg er höher und höher. Es war während der Rede Rudi Dutschkes. Er unterbrach sie mehrmals und ließ seine Stimme, vielfach verstärkt, über den Platz schallen: »Genosse, wir bitten dich, komm sofort herunter, es ist lebensgefährlich. Wir bitten dich, sofort da herunterzukommen!« Vergeblich, der »Genosse« stieg und stieg. Der Redner hielt den Atem an. Die Menge wurde ganz still - noch eine Strebe und noch eine. Man konnte sehen, wie die winzige Gestalt bisweilen anhielt und sich wegen der Kälte in die Finger hauchte - und dann, unter dem vieltausendstimmigen Jubel der Massen, entfaltete der junge Mann, dessen Name nicht überliefert ist, eine riesige Vietcongfahne und befestigte sie an der höchsten Spitze des Krans.

Doch das war nicht das Ende der Geschichte. Die Redner setzten ihre (langen) Reden fort, der tollkühne Genosse ließ sich langsam wieder hinunter. Kaum aber hatte er den Kran verlassen, als sich erst zwei, dann drei neue Gestalten auf dem Kran in die gefährliche Höhe nach oben bewegten. Doch seltsam schneller kamen sie voran, routinierter und gelenkiger erkletterten sie den Schwenkarm bis zur Spitze. Wollten sie weitere Fahnen oder Transparente anbringen? Jeder dachte das. Doch weit gefehlt. Es waren Berliner Jungarbeiter, die ihren Kran kannten. Oben angekommen, zer-

schnitten, rissen sie die Fahne herunter, ließen den Rest in Flammen aufgehen, und die 40 000 da unten mußten unter ohnmächtigem Stöhnen und wütenden Pfuirufen mit ansehen, wie die Fetzen der brennenden Fahne über ihren Köpfen herabtrudelten. Die »Arbeiterklasse«, hier sicher spontan handelnd, hatte ihre Zusammenarbeit mit der Revolution verweigert. Uber den Slogan »Jeder, der den Springer liest - auch auf Vietnamesen schießt« (Neuss) hatte der Gegenspruch »Laßt Bauarbeiter ruhig schaffen - kein Geld für langhaarige Affen!« (BZ) deutlich triumphiert. So wurde die machtvollste Heerschau der 68er auch zugleich ihre Niederlage.

Kurze Zeit später wurde Rudi Dutschke durch einen Revolverschützen schwer verletzt und damit die Bewegung der einzigen von allen anerkannten Führungskraft beraubt. Kein Geheimagent einer feindlichen Großmacht hätte so zielsicher den Schuß auf den wichtigsten Mann im richtigen Augenblick abgeben können wie der ungebildete, unpolitische Arbeistlose Bachmann. Dutschke, der in einem Aufsatz gerade zu einem »Langen und mühseligen Marsch durch die Institutionen«"' aufgerufen hatte - womit er langfristig den größten Erfolg dieser Bewegung vorbereitete -, rang mit dem Tode.

Zweit- und drittrangige Propheten traten an seine Stelle. Propheten, die nicht versprachen, aus Steinen Brot zu machen, aber aus Steinen Argumente. Apostel, die nicht vom Heiligen Geist erfüllt waren, sondern von Haschisch und LSD - Steinepropheten und Drogenapostel. Die Bewegung zerfiel. Wie sie zerfiel auch die Kommune 1 in ihre beiden widersprüchlichen Elemente: in die Pop- und Drogensubkultur, der Langhans und Uschi Obermaier treu blieben, und in die alte Viva-Maria-Romantik von Bomben, Feuer und Terror, von der Teufel und Kunzelmann sich angezogen fühlten. Die weit größere, nur scheinbar gefahrlosere Anziehungskraft übten aber die aus Amerika kommenden Drogenpropheten aus.

Während die Gewaltfraktion als »RAF« in den Untergrund ging, breitete sich der Drogenkonsum mit publizistischer Unterstützung

Uwe Bergmann, Rudi Dutschke, Wolfgang Lefevre, Bernd Rabehl, Rebellion der Studenten oder die neue Opposition, rororo aktuell, Reinbek 1968, S. 89 f. Das Buch erschien erst nach dem Attentat und den folgenden Ausschreitungen.

besonders der in Hamburg ansässigen linksliberalen Medien wie *SPIEGEL, stern* und *ZEIT* zu einer Massenbewegung aus. Die Wirkung war eine geradezu kriminelle Verharmlosung der Drogen. Eine Pilotfunktion aber hatte am Anfang *konkret.* Es ist keine Entschuldigung, daß wir diese Tendenz damals mit dem Zeitgeist teilten. Noch im September 1969 brachten wir einen Artikel unter dem neckischen, die Gefährdung verniedlichenden Titel »Hattu Haschisch inne Taschen - hattu immer was zu naschen«. Wird Haschisch erlaubt? Eine Diskussion, damals angestoßen, die heute noch nicht ausgestanden ist. Wir forderten, natürlich, die Aufhebung des Verbots. Der Lübecker Richter, der 1993 eine Freigabe von Haschisch in erster Instanz billigte, war damals vielleicht noch Schüler oder Student. Vielleicht - sicher sogar! - las er damals *konkret.* Die Argumente, die er 1993 anführte, standen in meinem Blatt: Das Haschischverbot sei grundgesetzwidrig. Haschisch sei ein Genußmittel, das weniger schädlich sei als Alkohol. Haschisch mache nicht süchtig. Dagegen baue es Aggressionen ab und löse seelische Verspannungen, ohne hinterher eine dumpfe Betäubung zu hinterlassen. Wie wahr. Die dumpfe Betäubung, die verglasten, gleichgültigen Augen, die verzögerte, nölige Redeweise, die »cool« genannte Interesselosigkeit an allen öffentlichen Angelegenheiten trat nicht erst *nach* dem Konsum auf.

Die Geschichte der Zeitschrift *konkret* ist die meiner Fehler und späteren Selbstkorrekturen. Gewaltig und folgenschwer waren unsere Fehler und ebenso gewaltig meine Anstrengungen, sie später zu korrigieren. Jede Korrektur wurde erst nach bitteren Erfahrungen und Rückschlägen vorgenommen. Die Gewalt und den Psychoterror gegen Andersdenkende, über die bei uns einmal gestanden hatte, daß er eine neue, höhere Qualität des politischen Kampfes sei, verstand ich erst, als sich die konzeptionslose, blinde Zerstörungswut gegen uns selber, unsere Arbeitsplätze und Privatwohnungen richtete. Die gefährlichen und dilettantischen »Menschenversuche« in den ersten Kinderläden, die von uns unkritisch bejubelt worden waren, wurden mir erst fragwürdig, als ich sah, wie die Kinder meiner Freundin Dietlind Krüger lebten: schlecht, sehr schlecht. Auch in der Frage des Konsums von »harmlosen« Drogen mußte ich erst Anschauungsunterricht in der eigenen Familie erhalten. Anja, die Tochter aus der ersten Ehe, das Kind, das im gleichen Jahr und Monat geboren wurde wie *konkret,* schreibt

seltsame Briefe aus dem Internat. Sie ist 14 Jahre alt. Haschischkonsum ist in diesem Jahr bei den Jugendlichen selbstverständlich, besonders in einem Internat, wo ohnehin fast alles verboten ist. Sie ist anlehnungsbedürftig, macht die Bekanntschaft eines älteren Jungen, der bereits »schießt«, auch »dealt«, um seinen wachsenden Konsum zu finanzieren, ist also in gefährlicher Nähe der Drogenszene. Ich fühle mich hilflos. Es nützt nichts, daß ich selber keine Drogen nehme, nie in meinem Leben auch nur welche probiert habe, höchstens mal abends ein Bier trinke. Aber in meiner Zeitung hat ja gestanden: »Haschisch ist weniger gefährlich als Alkohol.« Ich sehe, daß nicht nur meine Tochter sich verändert, in den Leistungen abfällt, sondern die ganze Schülerbewegung stumpf wird, entpolitisiert, gleichgültig und träge, politisches und geistiges Interesse sich auflöst in leichte Cannabiswölkchen. »Selbstverwirklichung« nannte sich das, damals und heute.

Im Februar 1970 veröffentliche ich den Artikel »Hasch macht dumm«: »Haschisch löst keine politischen Probleme. Haschisch löst auch keine privaten Probleme. Hasch macht dumm.« Der Artikel fand Anklang. Das gab erst einmal Luft. Half aber noch nicht endgültig. Eine Diskussion war begonnen worden, mehr nicht. Immer noch galt in weiten Teilen der Linken, besonders in den nachwachsenden Jahrgängen der Schüler, der Genuß von Rauschgift oder, wie es damals verharmlosend hieß, das »Experimentieren mit bewußtseinserweiternden Drogen« als schick, zumindest als Durchgangsstadium, das »niemand schaden« könne.

Als im Sommer 1971 die ersten Todesfälle jugendlicher Fixer bekannt wurden, fühlte ich mich persönlich angesprochen. Waren wir nicht mitschuldig geworden mit unserer blödsinnigen »Legalize pot!«-Kampagne und unseren fahrlässigen Scherzchen ä la »Hattu Haschisch inne Taschen ...«? Jetzt mußte ein deutliches Signal gesetzt werden. Ich veröffentlichte einen noch viel schärferen, auch selbstkritischen Artikel: »Genossen, wir haben Scheiße gebaut!« Am Ende dieses Artikels rief ich zum ersten Antidrogenkongreß der Linken auf, meines Wissens dem ersten Antidrogenkongreß überhaupt. Vom 18. bis 19. März 1972 fand er in den Räumen der Universität Hamburg statt und war mit 2000 Teilnehmern und prominenten Rednern aus allen Lagern der Linken ein großer Erfolg. Sein Motto hieß »Sucht ist Flucht«. Ohne Übertreibung kann ich sagen, daß nach diesem Kongreß Drogen für die organisierte Linke

und ihre Anhänger kein Thema mehr waren. Radikale Splitterparteien wie die damals die Diskussion beherrschenden K-Gruppen ahndeten Drogenkonsum sogar mit Parteiausschluß. An ihrem sang- und klanglosen Verschwinden änderte das allerdings nichts.

Die Drogenwelle unter Studenten und Schülern hatte jedenfalls ihren Höhepunkt überschritten. Die Dealer aber, die ja weiter ihre klägliche Existenz bestreiten mußten, suchten und fanden neue Absatzmärkte unter subkulturellen und sozialen Randgruppen, die sie bis heute bedienen und täglich zu erweitern suchen. Das große Elend und das große Geschäft begannen erst jetzt, nachdem die leichtfertige intellektuelle Diskussion die Büchse der Pandora geöffnet hatte. Das Elend der Drogensüchtigen wurde unter dem zynischen Interesse der linksliberalen Zeitschriften und Illustrierten, allen voran *ZEIT* und *SPIEGEL*, die an der Verharmlosung der Todesdrogen einen nicht geringen Anteil gehabt hatten, sentimental vermarktet. Die Kinder vom Bahnhof Zoo füllten die Kassen der linksliberalen Meinungskonzerne. Erst 2005, unter der Chefredaktion von Stefan Aust, brachte der *SPIEGEL* eine Titelgeschichte über die verheerenden Folgen der Drogenverharmlosung, an der er unter Rudolf Augstein jahrelang mitgewirkt hatte. Heute hat der »Lange Marsch durch die Institutionen« auch die Entscheidungsgremien der Regierungen und der höchsten Gerichte erreicht. Die Botschaft von der gefahrlosen, sanften Droge Haschisch, der Hinweis darauf, daß Alkohol und Nikotin »viel schädlicher« für den einzelnen und die Volksgesundheit seien, die Irrlehre, Haschisch und LSD seien keine Einstiegsdrogen, meist nur aus der Privaterfahrung des 68er Experten herrührend, aber von jeder Kriminalstatistik widerlegt; die durch nichts begründete, aber immer häufiger publizierte Behauptung, man müsse den gesamten Drogenkonsum freigeben, um ähnlich wie bei der Prohibition die Beschaffungskriminalität wirksam bekämpfen zu können; die Meinung, auch der Besitz kleinerer Mengen von Kokain und sogar Heroin müsse straffrei bleiben, damals in linken Zirkeln und oberflächlichen Zeitschriftenartikeln in die Welt gesetzt, hat das höchste Gericht der Bundesrepublik erreicht, das 2004 den Ländern zwar einen gewissen Ermessensspielraum bei der Strafbarkeit einräumte, aber auch eine bundeseinheitliche Regelung anmahnte. Trotzdem blieben die von den einzelnen Bundesländern gesetzten Grenzen bis heute unterschiedlich, das heißt je nach Regierung mehr oder

weniger großzügig. (Bis 2007 im bevökerungsreichsten Bundesland NRW »nur« zehn Gramm Cannabis und 0,5 Gramm Kokain oder Heroin, in Hamburg dagegen bis zum Wahlsieg der CDU sogar bis zu 30 Gramm und einem Gramm Kokain straffrei). Also wurde der 1968 nur erst vorgeblödelte Spruch »Hattu Haschisch inne Taschen ...« zum Schaden aller verwirklicht. Jetzt allerdings scheint sich ein Wechsel anzubahnen. Die CDU-FDP-Koalition in NRW verfolgt beispielsweise seit 2007 einen wesentlich härteren Kurs beim Besitz auch sogenannter »weicher« Drogen. Die bisher erlaubten Eigenbedarfsmengen wurden herabgesetzt, Nulltoleranz ist das Ziel - leider noch einmalig in Deutschland. Und der Erfolg, zumindest bei Haschisch, gibt der Justizministerin recht. Ihre Gründe sind überzeugend:

Kleine Mengen von Drogen straffrei? Das bedeutet explosionsartiges Anwachsen der Erstkonsumenten, deren Anzahl ohnehin von Monat zu Monat zunimmt. Denn die Drogenkartelle und ihr Zwischenhandel, der nun auf allen deutschen Straßen, Plätzen und Parks ungehindert seinen Geschäften nachgehen kann, werden Produktion und Absatz ungehindert ins Unermeßliche steigern können.

Diese kriminellen Organisationen nach dem Vorbild der amerikanischen Prohibitionsaufhebung ganz zerschlagen zu können (was ohnehin nur hieße, sie in andere mafiose Bereiche abzudrängen), würde bedeuten, den Konsum und Vertrieb von Kokain, Heroin, Crack und Ecstasy gänzlich freizugeben, vielleicht mit der Auflage, auf die hübsch verpackten Koksbeutel oder die Großpackung Heroin mit Spritzen und Hygieneset einen klein gedruckten Satz zu schreiben: »Das Gesundheitsministerium teilt mit: Fixen schädigt die Gesundheit. Diese Menge enthält 0,5 Gramm reines Heroin.« Oder es könnte auch die von niemandem ernstzunehmende Aufforderung bedeuten, diese Glücksbringer nicht an Jugendliche unter 16 zu verkaufen, oder einfach die Aufschrift: »Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Arzt oder Ihren Apotheker.« Oder die Redaktion der *ZEIT*.

Das hedonistische Lifestylemagazin *Tempo* war von seiner Gründung bis zu seinem verdienten Untergang mit dem aufregenden Problem beschäftigt, welche Sorte Crack oder Kokain am besten zuträglich ist und wie und wo man den besten und saubersten Stoff bekommt, beschäftigte sich mit der Titelstory über den Rauschgiftmarkt in Deutschland: »Haschisch in Deutschland - wie,

was, wo?« Der gleiche Kreis post68er Drogenexperten verlangt für die Opfer dieses schicken »russischen Rouletts« ständig neue Therapieplätze und beschimpft den »Staat«, der nicht genügend Geld dafür zur Verfügung stellt. Konsequenter zynisch wäre es, die Bereitstellung von mehr Irrenhausbetten oder Friedhofsplätzen für die nicht mehr zu heilenden Opfer zu verlangen. Der einst scheinbar so humane Ansatz der Selbsterfahrung, der Selbstverwirklichung und der Selbstverantwortung für alle erweist sich in der Wirklichkeit als ein sozialdarwinistischer Machiavellismus: Die Besten bleiben übrig. Nur ein glückliches Elternhaus schützt gegen Mißbrauch der Drogen, für den nicht so glücklichen Rest braucht man eben Therapieplätze. Sonst aber gelten noch immer die gefährlich dummen Sprüche aus den 70er Jahren: »Morgens 'n Joint, und der Tag ist dein Freund.«

»Hasch in der Jugend hat noch niemand geschadet, im Gegenteil, bei vielen hat es auch zur Bewußtseinserhellung und zu einer viel unverkrampfteren Einstellung zur Welt geführt«, hieß es. Bei vielen Medienmachern und Politikern leider auch zu einer weichen Birne, deren Resultate sich in Fernsehsendungen, Leitartikeln, Gerichtsurteilen und Regierungsentwürfen niederschlagen. 1968 erdacht - 2008 gemacht.

## *Brüder zur Sonne - Schwestern zum Mond*

Nach dem Terrorismus und der Drogenszene ist nun die dritte monströse Nachgeburt von 1968 an der Reihe: der militante Feminismus, eine grausame, im Grunde rassistische Apartheidslehre. Von allen Folgen der einst so hoffnungsvollen 68erUtopie wird er wahrscheinlich am längsten überdauern, untrennbar und unerträglich verkettet mit der achtbaren Reformbewegung für die Gleichstellung der Frauen, die ebenfalls den Namen »Feminismus« trägt. Die Namensgleichheit ist natürlich Absicht. Es ist wie beim Wort Sozialismus: Realer Sozialismus, chinesischer Sozialismus, nordkoreanischer Sozialismus, kubanischer Sozialismus, Sozialismus mit menschlichem Antlitz, Sozialismus in der Kritischen Theorie, Nationalsozialismus ...

Auch der rassistische Feminismus hatte 1969 seinen ersten Auftritt, bei dem die negativen Seiten bereits voll ausgebildet waren,

und wieder wurden diese ersten Ansätze in *konkret* gelobt. Wieder war Klaus Rainer Röhl, nicht nur im Sinne des Pressegesetzes, voll verantwortlich, und wieder hatte Ulrike Meinhof ihre Hand im Spiel. Sie war ja die geborene Feministin: von Frauen erzogen, mit einem unbefangen männlichen (in der Sprache der »neuen Menschen«: chauvinistischen) Mann verheiratet, enttäuscht von der Welt, dem Realen Sozialismus, der außerparlamentarischen Bewegung und der Großen Koalition, stolperte sie förmlich in Baaders Rote-Armee-Fraktion hinein. Deshalb war ihr Gastspiel bei der Frauenbewegung nur kurz, immerhin war sie bei den Anfängen dabei.

Am Anfang war das Beil. Es war eins aus Papier. Nach Art von Kinderzeichnungen oder Toilettenkritzeleien ungelenk gemalt, stand es wie ein Totemzeichen auf der Rückseite eines hektographierten Schreibmaschinenblatts. Junge Frauen, Studentinnen des SDS, verteilten dieses Flugblatt Ende November 1969 auf einer Konferenz in Frankfurt am Main. Sie nannten sich ironisch »Weiberrat«, weil das Wort Weiber, das noch zu Goethes Zeiten einfach »Frauen« bedeutete, in dieser Zeit nur noch verächtlich von Männern benutzt wurde: »die Weiber«, »alte Weiber«, »wilde Weiber«, »dicke Weiber«, »Klatschweiber«, »geile Weiber«. Weiber. Männlicher Stammtischausdruck für Frauen. Jetzt nehmen die gegen ihre männlichen Genossen rebellierenden Studentinnen den Begriff auf und machen daraus einen Ehrennamen, gleich den niederländischen Rebellen, die im 17. Jahrhundert gegen die spanische Besatzung aufgestanden waren, wegen ihrer Armut verächtlich »Geusen« (Bettler) genannt wurden und sich fortan selbst so nannten, stolz auf ihr Rebellentum.

Das Flugblatt des Weiberrats endete mit dem fettgedruckten Satz:

***»Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen«***

Die Aufforderung war doppeldeutig. Hätte auch symbolisch verstanden werden können. »Schneidet die Zöpfe ab«, hieß es zu Zeiten Metternichs. Die Zöpfe der Rokokozeit als Symbol einer untergehenden Epoche, die man durch Reformen überwinden wollte.

»Legt euer bürgerlich-männliches Verhalten ab!« So hätte man (= Mann) den Satz auch auslegen können. Doch das Hackebeil

machte den vieldeutigen Spruch eindeutig. Die Zeichnung interpretierte den Satz. Es handelte sich um eine Drohung. Die Drohung, die Männer zu kastrieren. Das Flugblatt entwarf die spätere Filmemacherin Heike Sander.

Sicher sollte das ein makabrer Scherz sein, der in der Tradition des schwarzen Humors stand. Auf der Zeichnung ist eine Frau zu sehen, reizlos, wie in den satirischen Zeitungen früher die Schwiegermütter dargestellt wurden. Sie liegt auf dem Sofa in Ruhestellung. Neben sich hält sie das großformatige Hackebeil gesenkt. Über ihr hängen sechs Trophäen, runde Holzbrettchen, auf denen abgehackte, halb erigierte Penisse stehen - wie Hirschgeweihe im Wohnzimmer eines Hobbyjägers. Die Penisse haben verschiedene Längen und Durchmesser. Neben jeder Trophäe steht der Name einer »Autorität« der antiautoritären Bewegung.

Wir wissen nicht, aus wessen Unterbewußtsein da die Kastrationsphantasie in die Tagespolitik getreten ist, wer hier seinen Tagtraum, seinen Verstümmelungswunsch aufzeichnete. Auch nicht, warum die anderen Unterzeichnerinnen des Flugblatts, alles Studentinnen, die vermutlich Begriffe wie Penisneid und Kastrationsangst kannten, die Zeichnerin nicht bremsten. Die Frauen vom »Weiberrat« protestierten nicht gegen das Hackebeil, fanden den Scherz vielleicht sogar gut. Eine Übertreibung, gewiß, aber: So schlimm ist die Lage der Frauen. So groß ist unsere Wut auf die Männer, diese autoritären Macker, die Penisträger, die »Schwänze«.

Einen Monat vor Herausgabe des Flugblatts mit dem Hackebeil hatten einige Frauen des SDS schon faule Tomaten auf ihre Genossen geworfen, auf der 23. Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt. Das waren Studentinnen des Westberliner »Aktionsrats zur Befreiung der Frau«, gegründet von sieben Frauen. Im Januar 1968. Es war die erste Frauengruppe, die Apartheid praktizierte. »Für Männer verboten!« stand (noch unsichtbar) über dem Eingang ihres Büros. Es war der Beginn einer langen Absonderung, einer neuen Art von Rassismus. Die eine Hälfte der Bevölkerung wurde von der anderen nicht mehr geduldet.

Jahrhundertelang hatten Frauen um den *Zugang* zu vielen Institutionen gekämpft, die ihnen verschlossen geblieben waren: Ratsversammlungen, Universitäten, Schulen, Vereine, Clubs, Wahlversammlungen, Parteien und Verbände. Diesmal versperrten sie selbst den Männern den Zugang.

Die Tomatenaktion in Frankfurt, von bürgerlichen Zeitungen mit ironischen Bemerkungen kommentiert, hatte dennoch großen Erfolg: in *konkret,* mit einer Druckauflage von 200 000 damals von einer Million junger Leute gelesen. Dort rechtfertigte die 35jährige Ulrike Meinhof das Tomatenwerfen und gab damit der Aktion ein Echo und eine Bedeutung, die sie eigentlich nie gehabt hatte:

*»Daß Tomaten und Eier sehr gut geeignet sind, Öffentlichkeit herzustellen, wo andernfalls die Sache totgeschwiegen worden wäre, ist seit dem Schahbesuch sattsam bekannt. Als Verstärker von Argumenten haben sie sich schon mehrfach als nützlich erwiesen. Aber die Studenten, die da den Schah besudelten, handelten doch nicht in eigener Sache, eher stellvertretend für die persischen Bauern, die sich zur Zeit nicht wehren können, und die Tomaten konnten nur Symbole sein für bessere Wurfgeschosse.«*

Wie wahr. Die radikalen Kämpfer Gottes im Iran steinigen ihre politischen Gegner heute auch zu Tode. Übrigens auch - ehebrechende - Frauen!

Ulrike Meinhof weiter: *»Die Tomaten, die auf der Frankfurter Delegiertenkonferenz des SDS geflogen sind, hatten keinen Symbolcharakter. Die Männer, deren Anzüge (die Frauen wieder reinigen werden) bekleckert wurden, sollten gezwungen werden, über Sachen nachzudenken, über die sie noch nicht nachgedacht haben ... der Konflikt, der in Frankfurt nach ich weiß nicht wie vielen Jahrzehnten wieder öffentlich geworden ist - wenn er es so dezidiert überhaupt schon jemals war -, ist kein erfundener, keiner, zu dem man sich so oder so verhalten kann, kein angelesener: Den kennt, wer Familie hat, auswendig, nur daß hier erstmalig klargestellt wurde, daß diese Privatsache keine Privatsache ist. Der* STERN-*Redakteur, der die Sache griffig abgefieseh hat, hat nur noch nicht gemerkt, daß gar nicht nur von der Unterdrückung der Frauen im SDS die Rede war, sondern sehr wohl von der Unterdrückung seiner eigenen Frau in seiner eigenen Familie durch ihn selbst.«*

Der stern-Redakteur, dessen Frau allerdings frauenhausreif schlecht behandelt wurde, war unser damaliger Partyfreund Manfred Bissinger, seitdem, unter wechselnden Verlegern und nie wechselndem Profit, Zeitschriftenmacher, Herausgeber und Chefredakteur von Hübotters *konkret,* der *Woche,* Pressesprecher des Hamburger Senats und Geschäftsführer Corporate Publishing des Hoffmann und Campe Verlags.

Ulrike Meinhof: *»Die Frauen aus Berlin und Frankfurt wollten nicht mehr mitspielen, da ihnen die ganze Last der Erziehung der Kinder zufällt, sie aber keinen Einfluß darauf haben, woher, wohin, wozu die Kinder erzogen werden ... Sie haben klargestellt, daß die Unvereinbarkeit von Kinderaufzucht und außerhäuslicher Arbeit nicht ihr persönliches Versagen ist, sondern Sache der Gesellschaft, die die Unvereinbarkeit gestiftet hat. Sie haben allerhand klargestellt. Als die Männer darauf nicht eingehen wollten, kriegten sie Tomaten aui den Kopf... Die Reaktion der Männer auf der Delegiertenkonferenz und auch die der immer noch wohlwollenden Berichterstatter zeigte, daß vorerst noch ganze Güterzüge Tomaten verfeuert werden müssen, bis da etwas dämmert.«*

Ulrike Meinhof betitelte ihren Leitartikel selbst: »Die Frauen im SDS oder in eigener Sache«. Ihre eigene Sache: Sie ist frisch geschieden, hat zwei kleine Kinder, die sie beanspruchen, und ist einzige Kolumnistin in einer Männerredaktion.

Dieses frühe Dokument des Feminismus zeigt sehr gut die Richtung an, die die radikale Frauenbewegung bald einschlagen wird: Sie entwickelt sich zunächst auf dem Boden eines sozialistischen Kampfbunds gegen den »Kapitalismus«, weist aber bereits darüber hinaus in die Richtung »Kampf gegen die Männer«, die bei Ulrike Meinhof noch ganz marxistisch »Funktionäre der kapitalistischen Gesellschaft zur Unterdrückung der Frau« sind. Die späteren Radikalfeministinnen würden sagen, der Kampf gegen die Männer ist bei ihr *noch* dem Kampf gegen die kapitalistische Gesellschaft untergeordnet.

Doch werden bei Ulrike Meinhof auch schon separatistische Töne angeschlagen. Zum Beispiel erklärt sie, der SDS solle sich nicht die Frauenfrage »zu eigen« machen, und die Frauen verlangten nichts weiter, als in dieser Sache in Ruhe gelassen zu werden.

Die Männer. Die Frauen. Hausarbeit und Kinder hüten und politische Arbeit machen. Das klingt alles ein bißchen abstrakt. Was bei einem Fließbandarbeiter plausibel erscheinen würde, daß er, an seinem Arbeitsplatz gedeckelt und zermürbt, nach Feierabend als Haustyrann Frau und Kinder anschreit und unterdrückt, will für den studentischen Bereich, aus dem die Frauen des »Weiberrats« ausnahmslos kommen, nicht recht einleuchten. Die studentischen Eheleute und unverheiratet zusammenlebenden Paare waren wohl gleichermaßen »unterdrückt«, wenn man das Studieren an einer deutschen Universität im Jahre 1968 Unterdrückung nennen will. In dieser Zeit, in der alles

in Frage gestellt wurde, nannte man freilich alle möglichen Dinge Unterdrückung oder noch eher mit einem Lieblingsausdruck der Zeit: Repression. Das war zum Beispiel die Notwendigkeit, »Scheine« zu machen, das heißt, Seminare zu besuchen, Referate zu halten, Klausuren zu schreiben, ja, schließlich ein Examen abzulegen.

Ich glaube nicht, daß ein so »unterdrückter« Linker am Abend nach Hause kam und seine Partnerin »unterdrückte«, indem er sich etwa aufs Sofa setzte und erwartete, daß ihm die Genossin eine warme Mahlzeit, ein kühles Bier und anschließend Zärtlichkeit offerierte. Auch hat er, nach allen Erfahrungen aus dieser Zeit, nie erwartet, daß sie ihm »die Kinder vom Leib hält und die Hemden bügelt« (Meinhof). Die Erfahrungen aller damaligen Genossen ging eher dahin, daß sie und er, von ihrer Uni-Arbeit oder den vielen Demonstrationen, Sit-ins, Go-ins und endlosen Diskussionen ermüdet, in eine noch von den Vortagen monströs unaufgeräumte Studentenbude kamen, irgendeine Mahlzeit, warm oder kalt, hinunterschlangen, eine Flasche Bier oder Rotwein öffneten und mit ihren Genossen weiterdiskutierten oder, wenn es denn sein mußte, an ihrem Referat arbeiteten. Allenfalls könnte die Unterdrückung der Frau darin bestanden haben, daß der Mann von seiner Freundin unbilligerweise »Sex verlangt« hätte, unter jungen und sich üblicherweise ja einander zugeneigten Pärchen keine so fürchterliche Zumutung, da die Genossin meistens ebenso gerne »Sex machte«.

Dennoch hatte die Empörung einen handfesten Grund: Da die Antibabypille gerade erst eingeführt wurde und Abtreibungen nur unter erschwerten Bedingungen möglich waren, gab es bei den Studenten dieser Zeit viele ungewollte Schwangerschaften, sprich Kinder. Die Notwendigkeit der Anwesenheit der Mutter (der weiblichen »Bezugsperson«) für die Säuglinge, besonders in den ersten Lebensmonaten, war dieser Generation noch bekannt. Das führte in vielen Fällen zu einem Abbruch des Studiums bei der Frau oder zu einem Studium mit vielen Hindernissen und Schwierigkeiten. Ganz sicher schränkte es die vielen neuen und zusätzlichen Aktivitäten, die jetzt gefordert waren, ein: das tage- und nächtelange Herumsitzen bei politischen Diskussionen und Demonstrationen, Go-ins, Sit-ins, Seminar- und Hörsaalbesetzungen. Wenn die studentische Genossin von damals auch kein Essen kochte und keine Hemden bügelte, keine Betten machte oder Wäsche wusch und das Haus putzte - ihre Kinder

mochte selbst die aktivste Demonstrantin abends nicht allein zu Hause lassen, von seltenen Ausnahmen einmal abgesehen.

Es wird nie ermittelt werden können, welches agitatorische oder schriftstellerische Talent uns damals durch zuviel Kinderbetreuung verlorengegangen ist. Da gibt es wohl eine Dunkelziffer. Meine Frau Ulrike jedenfalls konnte jahrelang, von zwei Kindern und einem großen Haushalt unbehelligt, ihre Tätigkeit als Leitartiklerin und Vorkämpferin des Fortschritts ausüben, weil ihr Mann sich mit ihr (und einer stundenweise engagierten Haushälterin) die Arbeit teilte. Sie wusch und bügelte keine Hemden.

Ulrike Meinhof hat sich nach diesem sicherlich viele Frauen mobilisierenden Aufruf und einem vielbeachteten Funkfeature über Frauenarbeit in der Bundesrepublik nicht weiter mit diesem Thema befaßt. Sie ging den Weg in die Lebenslüge »Feminismus« selbst nicht weiter mit, machte nie einen Ansatz, Frauengruppen zu bilden oder etwa eine Frauenzeitung zu gründen oder einer der vielen Apartheidsgruppen beizutreten - sie ging den Weg in ihre eigene Sackgasse: Sie lernt im gleichen Monat Gudrun Ensslin und Andreas Baader kennen und schreibt ihren berühmten Artikel »Warenhausbrandstiftung«, anderthalb Jahre später ist sie Führungsmitglied in einer Räuberbande, in der die Frauen wenigstens nominell gleichberechtigt sind. Daß auch die RAF von einem Bilderbuch-Chauvi (Baader) nach Art eines Harems oder Frauen-KZs geführt wurde, stand auf einem anderen Blatt. Wir haben es schon beschrieben. Die Frauenbewegung mußte also ab 1969 ihre weiteren Schritte ohne die populäre Kolumnistin tun. Solange sich der deutsche Feminismus noch als Teil der sozialistischen Bewegung empfand, litt er, wie alle 68er, an dem Fehlen eines eigenen »revolutionären Objekts«, einer ausgebeuteten oder entrechteten Gruppe, für deren Befreiung man kämpfen könnte. Die Frauenrevolte im SDS war ja, wie die antiautoritäre Bewegung selber, eine Stellvertreterrevolution. Die Frauen waren nach ihrem Selbstverständnis frei. Kämpften also die linken Studenten zum Beispiel auch nur *stellvertretend* für die unterdrückten Völker Asiens und Afrikas, die hungernden Indios und Schwarzafrikaner, die gefolterten Studenten in Teheran und nur mittelbar für sich selbst, so mußten auch die »Bewegungsfrauen«, wie sie sich bald nannten, sich nach einem »revolutionären Objekt« umsehen.

Sie suchten und fanden es, nicht ohne die Hilfe eines großen, alten Mannes! Herbert Marcuses. Des Mannes, der schon 1968 der anti-

autoritären Bewegung selbst ein neues revolutionäres Objekt zugewiesen hatte, Randgruppen nämlich: Asoziale, Arbeitslose, Obdachlose, Kriminelle, Prostituierte. Außerdem hatte er die oppositionelle Jugend selbst, anstelle der durch »Wohlstandsangebote« eingeschläferten Arbeiterklasse, zu einem »revolutionären Subjekt« (Klasse oder Gruppe, die die Führung im revolutionären Kampf übernimmt) ernannt.* Diese Sätze des berühmten Herbert Marcuse erschienen 1968, auf dem Höhepunkt der Studentenbewegung. Gleichzeitig hatte Marcuse noch ein ganz neues »revolutionäres Subjekt« ausgemacht: die Frauen. Ihnen wird, als mächtigster »Randgruppe« der Gesellschaft, die Aufgabe zugewiesen, im Kampf gegen die kapitalistisch-patriarchalische Welt eine neue »weibliche« Gesellschaft zu schaffen, denn die weiblichen Eigenschaften stünden dem »System« entgegen: »Rezeptivität, Gewaltlosigkeit, Zärtlichkeit und so weiter. Diese Merkmale erscheinen in der Tat als der Herrschaft und Ausbeutung entgegengesetzt.«**Die neue erstrebenswerte Gesellschaft bezeichnet Marcuse als »weiblichen Sozialismus«: »In diesem Kontext würde die Befreiung der Frau als die Antithese zum Leistungsprinzip auftreten, als die revolutionäre Funktion des Weiblichen in der Rekonstruktion der Gesellschaft.«***

Diese Thesen haben die feministische Bewegung tief beeinflußt, und ihr Einfluß würde heute noch mehr hervorgehoben werden, wenn Marcuse nicht einen kleinen genetischen Webfehler hätte: Er ist ein Mann! Welche »Black Panther«-Bewegung ließe sich ihr Manifest gern von einem Weißen schreiben!

Doch der radikale, männerfeindliche Feminismus hielt sich nicht lange mit Marcuse auf. Er wollte bald mehr als nur eine (weibliche) Funktion beim Umbau der Gesellschaft wahrnehmen. Er wollte die Apartheid, die eigene - weiblich beherrschte Gesellschaft.

Eigentlich müßte es jeden späteren Geschichtsschreiber verwundern, daß nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen und des sozialistisch-kommunistischen Welterklärungssystems noch einmal ein monokausales System Anhänger finden konnte: die

* Herbert Marcuse, Rebellion gegen die Gesellschaft im Überfluß, in: Hans von Dollinger (Hrsg.), Rebellion gegen den Staat? Die außerparlamentarische Opposition - die neue Linke, München 1968, S, 90 ff.
Herbert Marcuse, Marxismus und Feminismus, in: Jahrbuch Politik 6, S. 86.
Herbert Marcuse, a. a. O., S. 89.

Behauptung, daß die Geschichte der Menschheit seit dem Auftauchen des Homo erectus nichts weiter gewesen sei als der Kampf zwischen den Trägern zweier verschiedener Chromosomen - der Frauen und der Männer. Aber es gibt diese These, und sie ist etwa seit 1966 auf dem Marsch. Sie kam aus Amerika, dem Land, aus dem die meisten Neuerungen - und Dummheiten - kommen. Sie wurde nicht an einem Tag erdacht, sie entwickelte sich aus verschiedenen Ansätzen, Umwegen und Irrwegen und ist erst heute voll ausgebildet. Und weil der militante Feminismus (wir nennen ihn nicht Femifaschismus, obwohl es Gründe dafür gäbe) sich längst von der sozialistisch-utopischen Bewegung abgekoppelt hat und weil er (Verzeihung für diese männerbeherrschte Grammatik), also *er*, der Feminismus, von allen Verrücktheiten am zählebigsten und massenwirksamsten ist, müssen wir noch einmal seinen Ursprüngen nachgehen.

Heißt es bei den Sozialdemokraten, zumindest am Ende eines Parteitags, immer noch »Brüder zur Sonne, zur Freiheit!« und haben die SPD-Frauen auch schon mal »Schwestern zur Sonne ...« auf ihre Flugblätter geschrieben, so schwärmen ihre Schwestern vom Radikalfeminismus von einem anderen Himmelskörper: vom Mond. Der Mond, von ganz radikalen Puristinnen auch »Mondin« genannt, wurde nämlich als uraltes Symbol des Matriarchats entdeckt oder besser wiederentdeckt.

Darstellungen der Mondsichel (also zu- und abnehmender Mond, die älteste, schon von den Urmenschen wahrgenommene Zeiteinheit, Maßeinheit für Menstruation und Schwangerschaft, möglicherweise auch Symbol für Schwellen und Anwachsen, Geburt, Absterben und Tod (Vollmond - Neumond) finden sich als symbolische Zeichen bereits auf 40 000 Jahre alten Felsmalereien.

Dies *könnte* (!) nach neueren Forschungen möglicherweise ein Hinweis auf die Verehrung einer Muttergöttin sein. Vielleicht könnte auch die etwa 23 000 Jahre alte, Brust und Hüften auffällig betonende »Venus von Möllendorf« aus der Steinzeit auf die Verehrung einer Fruchtbarkeitsgöttin hindeuten.

So weit, so gut. Für die Feministinnen war das jedenfalls ein Hinweis auf eine - auf ein paar Nullen kam es ihnen nicht an - 800 000jährige Frauenherrschaft. Alles klar?

Es ist jene angebliche Vormacht der »Mütter« in der Urgesellschaft, zu der die meinungsbildenden Schwestern des Feminismus

hinstreben, und nicht die sozialistische Gleichberechtigung. Die pummeligen Muttchen des Matriarchats (deren Abbilder man denn auch bei einigen Naturvölkern zu entdecken glaubte) haben für die Predigerinnen der Frauenmacht etwa die gleiche Bedeutung wie die nordische Rasse für Hitler und seinen Ideologen Alfred Rosenberg. Ein ganzes Denkgebäude, Rosenbergs und des führenden NS-Rasseforschers Johann von Leers' Geschichtsbild"[1]' an Einfachheit und Plausibilität in nichts nachstehend, wurde in den letzten Jahrzehnten auf diesen Spekulationen über die Urmuttchen errichtet. Was den Nationalsozialisten die rassereinen und aufgrund ihrer höheren Leistungen überlegenen Indogermanen waren, sind den Feministinnen (Genderfrauen) von heute die sexuell promiskuitiven, daher ihre Kinder nach dem Mutterrecht legitimierenden, über ihre Sippen herrschenden »Mütter« der Vorzeit.

Einmal in der Vorzeit (800 000 oder 23 000 Jahre) angelangt, konnte man nun alles auf einfachste Weise erklären. Danach ist die Frauenfrage nicht, wie noch bei den Marxisten (gähn!), ein Nebenwiderspruch, sondern die Hauptfrage: Die Geschichte der Menschheit ist nicht die Geschichte von Rassen- oder Klassenkämpfen, sondern ein ewiger Krach (man denke an eine normale Ehe) zwischen Männern und Frauen. Nun wirklich alles klar?

Auch dieses einleuchtende System basiert, wie so vieles andere, auf den Arbeiten eines deutschen Professors aus dem 19. Jahrhundert, des Deutschschweizers Johann Jacob Bachofen aus Basel, übrigens ein Universitätskollege von Nietzsche. Bachofens Buch »Das Mutterrecht« erscheint 1861. Es ist, für den Stand der damaligen Vorgeschichtsforschung, eine Sensation, eine Pioniertat wie die Entdeckung Amerikas. Aber das dickleibige, mal umständlich wissenschaftlich, mal schwärmerisch-pathetisch geschriebene Buch wird von der wissenschaftlichen Welt kaum beachtet. Die Sensation bleibt unentdeckt. Vielleicht wäre Bachofen heute noch kaum bekannt, wenn nicht mehr als 20 Jahre später Friedrich Engels in seinem Buch »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des

Johann von Leer, u. a. Geschichte auf rassischer Grundlage, Leipzig 1934 und Wie kam der Jude zum Geld, Berlin 1939. Die Ziehmutter Ulrike Meinhofs, Renate Riemeck, war bis 1945 die Assistentin und Doktorandin des Jenenser Professors von Leers.

Staates« dieses Werk aufgegriffen hätte, um die Entdeckung des Matriarchats für seine Lehre vom wissenschaftlichen Sozialismus nutzbar zu machen.

Hinweise auf frühere Frauenherrschaften oder frauenrechtliche Erbfolge hatte es schon lange vor Bachofen gegeben. Doch dieser geht unter Bezugnahme auf antike Berichte und Analysen griechischer Tragödien (den gleichen, aus denen sein Kollege Nietzsche so ganz andere Schlüsse zieht) einen wichtigen Schritt weiter: Frauenvormacht habe es nicht nur bei irgendeinem Volk oder in irgendeinem Land der Erde gegeben, sondern bei allen Völkern.

Frauenvorherrschaft beziehungsweise Mutterrecht sei eine der späteren Ausbildung des Patriarchats gesetzmäßig vorausgegangene Kulturstufe. Zunächst habe es in der frühen Menschheit ein ungeordnetes Herden- oder Hordenleben gegeben, bei der völlige sexuelle Promiskuität geherrscht habe. Dadurch sei die Orientierung der ersten Familien oder Sippen auf die Frau, schließlich eine regelrechte Herrschaft der weiblichen Sippenältesten erwachsen, eine Gynäkokratie. In einem sehr langen vorgeschichtlichen Prozeß hätten dann die meist indogermanischen Eroberer, manchmal gewaltsam, die Monogamie (oder eine männlich bestimmte Polygamie) und das männliche Erbfolgerecht durchgesetzt. So hätten die Männer die Macht in Familie und Staat erobert und diese Vormachtstellung durch drakonische Gesetze gefestigt.

Einzelne Hinweise auf eine früher existierende Frauenvormacht und weibliches Erbrecht sind heute in der Forschung unbestritten. Nicht ganz so enthusiastisch ist die Wissenschaft gegenüber der These Bachofens, Frauenherrschaft sei *immer,* bei allen Völkern und in allen Erdteilen ein Durchgangsstadium bei der Weiterentwicklung der Gesellschaft. Das 20. und 21. Jahrhundert sind sich nicht mehr so sicher bei der Erklärung der Welt durch perfekte, lükkenlos stimmige Weltbilder.

Doch Bachofens abenteuerliche Thesen bildeten die Grundlage für die Ideologie der Feministinnen, die nicht nur Absonderung, sondern weibliche Vorherrschaft anstrebten, im wohlverstandenen Interesse der ganzen Menschheit, versteht sich. Doch der liebenswerte Professor aus Basel meinte nicht die heutigen Emanzen, er meinte die Herrschaft der schöneren weiblichen Seele und ihren Hang zum Uberirdischen, Geistigen und Mystischen, wenn er von der vergangenen Frauenmacht schwärmte. Dennoch gab Bachofen als erster den Frauen

seiner Zeit ein neues Selbstwertgefühl, ein Selbst-Bewußtsein. Das Gefühl, etwas anderes, Gutes und Großes zu sein: eine neue Identität. Noch nie hatte seit Paulus' Verdikt »Das Weib schweige in der Kirche!« jemand solche enthusiastischen Hymnen über das weibliche Geschlecht zu Papier gebracht wie Bachofen. (Noch Goethe schrieb bekanntlich »Dienen lerne das Weib beizeiten nach seiner Bestimmung«, *Hermann und Dorothea,* Schluß verse.) Zwar galten die Worte des Baslers einer fiktiven, in grauer Vorzeit liegende Epoche, aber Bachofens »Mutterrecht« erschien in einem die Geschichte grundsätzlich romantisch verklärenden Jahrhundert, in dem man die erdachten Zustände der Vorzeit gern zum Vorbild für die Gestaltung der Zukunft nahm. Frauen, so belehrt Bachofen sein Publikum, sind nicht nur gleichwertig, sie sind besser. Ihnen allen, die sich trotz aller Aufklärung nie ganz von dem Trauma freimachen konnten, eben nur aus einer Rippe Adams geschaffen worden und als erste Anstifterin zu sexuellen Ausschweifungen im Paradies gewissermaßen Verursacherin des Übels Arbeit zu sein, wird jetzt von Nietzsches Baseler Kollegen bescheinigt: »An das Weib knüpft sich die erste Erhebung des Menschengeschlechts, der erste Fortschritt zur Gesittung und zu einem geregelten Dasein, sein die erste Erkenntnis der Naturkräfte, sein die Ahnung und Zusicherung der den Todesschmerz besiegenden Hoffnung.«"

Pathos? Verstaubte Gelehrtenprosa des 19. Jahrhunderts? Naive Schwärmerei, die nicht mehr in unsere Zeit paßt?

Machen wir einen Sprung von mehr als einem Jahrhundert in das Jahr 1973 und hören die erste deutsche Frauenschallplatte:

*»Der Tag wird kommen, wo die Berge sich bewegen,*
*Sie schlafen nur für eine kurze Zeit,*
*In der Vergangenheit haben sie sich erhoben,*
*Und man sah sie brennen, viele Meilen weit.*

*Kannst du den Fluß unter dir hören,*
*Wie sich sein Wasser durch die Schluchten gräbt?*
*Hörst du, wie langsam die Steine zerbrechen*
*Und der Fluß den Sand aus den Tälern trägt?*

"" Johann Jakob Bachofen, Das Mutterrccht (1861), Neudruck Frankfurt/M. 1975, S. 26 f.

*Doch vielleicht wird daran noch niemand glauben,*
*Doch es gibt eins, woran sie glauben sollten:*
*Die Frauen, die jetzt schlafen, werden bald erwachen*
*Und dahin gehen, wohin sie immer wollten.«**

Wie kamen die Frauen der gerade zerfallenen 68er Bewegung, die eben noch an drögen marxistischen Schulungskursen teilgenommen hatten, zu diesen neuen, an die Götterdämmerung der alten »Edda« erinnernden Endzeitvisionen von sich erhebenden Bergen? Schwer zu sagen. Es war eben so. Das Bedürfnis nach überhöhenden Mythen ist größer als die Vernunft. Lustlos hatte man (= Frau) die Kurse über Marx und Engels absolviert, auch über die vorbildlichen Genossinnen Rosa Luxemburg und Clara Zetkin, die kommunistische Politikerin und Alterspräsidentin des Reichtags. Aber auch »Rosa« und »Tante Clara« (so ein Lied auf der ersten Frauenschallplatte) können über die Langeweile der Theoriekurse nicht hinwegtrösten. Die Frauen sind nicht motiviert. Die meisten drükken ihr Desinteresse und ihre Ratlosigkeit dadurch aus, daß sie ihre »Schularbeiten nicht machen«, die Kurse schwänzen, die aufgegebenen Bücher nicht lesen. Die einzige Gruppe, die ihren Schulungskurs ohne Schludern und Schwänzen hinter sich gebracht hat, tritt im November 1970 aus dem »Weiberrat« aus und geschlossen in die DKP ein. Da hätte sich Lenin gefreut: Wenn die Theorie die Massen erfaßt, wird sie zur materiellen Gewalt: 0,06 Prozent für die DKP war ihr verdienter Lohn.

Die anderen bleiben im »Weiberrat«, legen den Namen aber wieder ab, weil die Ironie nicht verstanden wird. Sie greifen nun zu verschärften Mitteln:

Zu »Frauenbüchern«. Die jetzt in Deutschland herauskommen, die feinsten von ihnen bei Suhrkamp. Das erste dieser Bücher ist schon 1966 erschienen, aber in der Aufregung der allgemeinen Studentenbewegung nicht richtig beachtet worden: Betty Friedans »Der Weiblichkeitswahn«. Sein amerikanischer Titel ist aufschlußreicher: »The Feminine Mystique«. In Amerika ist das Buch schon 1963 erschienen, und die Autorin hat anschließend eine erste nationale Frauenorganisation gegründet, die NOW (National Organization of Women), die zunächst die etablierten, von der Universität kommenden Frauen der

* Schneewittchen, Frauenschallplatte, Verlag Frauenoffensive, München 1973.

amerikanischen Mittelklasse ansprach. Später wird sie nach dem Vorbild der halblegalen Farbigenorganisation »Black Panther« umgestaltet und kann 1967 als »Women's Liberation Movement« (Women's Lib) bei den Protesten gegen den Vietnamkrieg erste Erfolge verzeichnen. Den Namen Feminismus gibt es noch nicht.

NOW hatte viele Mitglieder unter den amerikanischen Studentinnen und erreichte eine Reihe von Gesetzesänderungen, die die Gleichheit der Frau fördern sollten. Vor allem aber gab NOW den Frauen eine Ahnung von ihrer eigenen Stärke. Bald verlangten sie mehr, als Betty ihnen zu geben bereit war. Nach der milden Betty kamen andere, radikalere. Neue, härtere Töne wurden angeschlagen, auch bei den Kriegsgegnern und den farbigen Bürgerrechtlern, den »Black Panther«. Die Radikalität der Methoden und die Unversöhnlichkeit dieser Gruppen wurden übernommen. Entscheidend jedoch war etwas anderes, was sie alle verband: die Verkündigung der Separation, der Absonderung, des Rassismus.

War es jahrelang um die Gleichberechtigung gegangen, so verkündeten nun die Farbigen (und die Frauen) der USA gegen den Rassismus der Weißen oder den vermeintlichen Geschlechtsdünkel der Männer ihren eigenen Rassismus: die Behauptung, die bisher in Abhängigkeit gehaltene Gruppe sei keinesfalls der schwächere, dümmere, faulere Teil der Menschheit, sondern deren bessere Hälfte: »Black is beautiful«, »Frauen sind besser«.

»Nigger«, jahrhundertelang ein Schimpfwort der weißen Aufseher und Ausbeuter, wurde plötzlich zur selbstbewußten Bezeichnung der eigenen Identität. »Weiber« nannten sich die aufmuckenden Frauen im SDS. »Black Power« verkündeten die Farbigen unter der geballten Faust, »Sisterhood is Powerful«, die amerikanischen Frauengruppen und ergänzten das alte Frauensymbol durch eine geballte Faust. Die Bewegung »Women's Lib« trat fast über Nacht in allen Teilen des riesigen Landes auf, der Spottname »Feministinnen«, der noch in Betty Friedans »Weiblichkeitswahn« nur zweimal genannt wird (und zwar in negativer Bedeutung, wie er dem Begriff »Blaustrümpfe« oder »Suffragetten« anhaftet), wird bald zum Ehrennamen und setzt sich durch.

Die Bewegung hat sich endgültig von ihren sozialistischen Ursprüngen gelöst. Der neue Gegensatz Mann/Frau hat den alten Klassengegensatz als Ursache des angeblichen Antagonismus abgelöst. Nicht länger akzeptiert wird die These von Engels, die Unter-

drückung der Frau sei eine Folge des Privateigentums gewesen. Nun sieht man/Frau die Ursache des Gegensatzes in den biologischen Unterschieden der beiden Geschlechter.

## *Retortenbabys an die Front*

Nicht länger der Besitz an Produktionsmitteln, sondern das biologische Geschlecht der Menschen ist die Frage, um die es geht. Die Chefideologin der neuen Bewegung, Shulamith Firestone, eine schöne, langhaarige Collegeabsolventin von gerade mal 25 Jahren, meint, wenn Marx und Engels gelehrt hätten, man müsse die ökonomischen Verhältnisse ändern, müsse es auch legitim sein, die biologischen Verhältnisse zu ändern. Denn, verdammt noch mal: »Wir sind keine Tiere mehr! Und die Natur ist nicht mehr allmächtig.« Schon im Tierreich beanspruche die Aufzucht des Nachwuchses, besonders bei den Säugetieren, das Weibchen übermäßig. Erst recht beim Menschen. Kinder brauchen ja noch viel mehr Zeit zum Aufwachsen als die jungen Säugetiere. Und so führte der »natürliche reproduktive Unterschied zwischen den Geschlechtern ... unmittelbar zur Arbeitsteilung in der Urgesellschaft« und zur »Diskriminierung aufgrund biologischer Merkmale«.

Schön, sagt Shulamith, das war also immer so. Dann ändern wir es jetzt mal. Operieren wir diese verdammte Natur einfach aus unserer Gesellschaft heraus. Fortan soll die »feministische Revolution nicht einfach auf die Beseitigung der Privilegien, sondern auf die Geschlechtsunterschiede selbst zielen ... Die Reproduktion der Art allein durch ein Geschlecht zugunsten beider Geschlechter würde durch die künstliche Fortpflanzung ersetzt werden«.

Andere die Natur - sie braucht es! meint unsere zornige Prophetin. Folglich wird das lästige Austragen der Leibesfrucht im Mutterleib und die Stillzeit (das Säugen, eine zufällige Laune der Natur, die erst im letzten Teil der Erdgeschichte auftritt) abgeschafft. Die Technik mache es möglich, die einmal erreichte Höhe der menschlichen Zivilisation wäre damit nicht gefährdet.

Shulamith Firestone, The Dialectic of Sex, New York 1970, deutsch: Frauenbefreiung und sexuelle Revolution, Frankfurt/M. 1975, S. 10.

Am besten also nur eine kurze »Eiablage« wie bei den Echsen, Aufzucht und Pflege in der Retorte. Die Vorteile für die Gesundheit der Frau wären gar nicht auszudenken. Einmal ins Träumen geraten, warum nicht noch einen Schritt weitergehen? Schließlich ist auch die geschlechtliche Fortpflanzung erdgeschichtlich jung und nur *eine* Spielart der Reproduktion. Warum nicht Weitergabe des Lebens durch Sprossung oder Knospung? Die Wissenschaft könnte der feministischen Revolution brauchbare Lösungen anbieten.

Der geneigte Leser wird denken, ich übertreibe. Ich dachte es auch. Bis ich las, was Ti-Grace Atkinson, auch eine prominente Vordenkerin von »Women's Lib«, schrieb: »Der Geschlechtsverkehr muß einfach aufhören, als die Methode zu gelten, mit der sich die Menschheit erneuert. Diese Veränderungen kommen mit den Forschungen, die auf dem Gebiet der extrauterinen Empfängnis und Inkubation vorgenommen werden, in den Bereich unserer Möglichkeiten ... Daher müßten jetzt konzentrierte Untersuchungen stattfinden, um diese extrauterine Methode der pränatalen Entwicklung möglichst zu perfektionieren, damit sie als eine echte Alternativmethode zur Verfügung stehen, um es milde zu sagen.«*

Im Klartext heißt das ziemlich unverblümt: »Retortenbabys an die Front!« Damit Frau endlich zu sich selbst kommt. Auch Dana Densmore hat für die überkommene Art von Fortpflanzung nur Verachtung übrig: »Bei niederen Tieren ist es üblich, daß die neue Zelle im weiblichen Körper entsteht und dort auch die ersten Stadien ihrer Entwicklung durchmacht, wobei sie die Nahrung gleichfalls aus dem weiblichen Körper bezieht. Auch der weibliche Mensch ist für diese Art Fortpflanzung ausgerüstet. Es gibt jedoch keinen Grund mehr für ihn, diese von der anatomischen Bauweise her vorgesehene Bürde weiterzutragen ... die darin liegt, daß er immer noch jeden neuen Organismus für die ersten neun Monate seines Lebens im eigenen Körper ernährt.«**

Soweit - aber auch nur bis hierhin - reicht die erste Stufe der feministischen Revolution. Die Unterschiede zwischen Mann und Frau sind biologisch entstanden und können durch die Wissenschaft

Ti-Grace Atkinson. The Institution of Sexual Intercourse, New York 1970, S. 45.

Dana Densmore in der Szenczeitung *No more Fun and Games,*

abgeschafft werden, Unterschiede in der Psyche sind »anerzogen«. Es gibt keine Wertunterschiede zwischen den Geschlechtern. Soweit geht auch die Ziehmutter des Feminismus, Simone de Beauvoir, die bei aller Härte des Kampfes um die volle Gleichberechtigung doch noch ein Partnerschaftsangebot gelten lassen will: »Damit dieser höchste Sieg errungen wird, ist es nötig, daß Mann und Frau jenseits ihrer natürlichen Differenzierungen rückhaltlos geschwisterlich zueinanderfinden.«*

Die Zeugung im Reagenzglas ist heute längst Routine. »Gender Mainstreaming« ist ein verlockender Berufszweig geworden, in dem man ohne größere Ausbildung und Anstrengung gutes Geld verdienen kann, meist als Festangestellte im Staat oder in der Wirtschaft.

## *Geheimsache »Gender Mainstreaming«*

Was ist »Gender Mainstreaming«? Ein ziemlich gefährliches Menschenexperiment, von dem niemand im breiten Publikum etwas weiß. Noch unter der rot-grünen Regierung im Familienministerium für Deutschland weiterentwickelt, wird es auch unter der CDU-Ministerin Ursula von der Leyen vorangetrieben. Mit enormen Steuergeldern. Inzwischen dämmert es einigen in der Union, darunter dem stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden Wolfgang Bosbach, daß das Projekt »Gender Mainstreaming« wohl kaum mit dem Programm der christlich-konservativen Partei zu vereinbaren ist. Was verbirgt sich unter diesem seltsamen englischen Wort »Gender Mainstreaming«? Das hat eine lange Vorgeschichte. Die fängt so an:

Es war einmal ein kleines Mädchen. Das hieß Alice Schwarzer, hatte manchmal ein etwas verkniffenes Lächeln um den Mund und mochte Männer nicht so besonders. Erste Erfahrungen mit ihnen fand sie nach persönlichem Bekunden eher unangenehm. Zu ihrer eigenen Form hatte sie noch nicht gefunden. Sie wollte Journalistin werden, hatte aber nicht auf Anhieb Erfolg. Da ging sie für eine Zeit nach Paris, um sich dort umzutun und ein bißchen zu studieren. Während ihrer Studentenzeit tobte gerade der Kampf der 68er

Simone de Beauvoir, Das andere Geschlecht, Reinbek 1968, S. 680.

gegen das Establishment, die Ausbeutung und den US-Imperialismus. Sie kam ein wenig zu spät, um in der Studentenbewegung noch eine größere Rolle zu spielen. Da hatte sie die Idee ihres Lebens: Sie gründete, nach dem Vorbild der USA, die erste deutsche Frauenbewegung der Nachkriegszeit und bekämpfte fortan nicht so sehr die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, sondern die Ausbeutung der Frau durch den Mann. Feministinnen nannten sich die ersten Kämpferinnen seitdem oder »Bewegungsfrauen«, und ihre Bewegung erwies sich als zählebiger und erfolgreicher als selbst der »Marsch durch die Institutionen«. Die Studentin, die einst mit schriller Stimme und wilden Aktionen die Männer erschrecken und abschrecken wollte, ist heute wie früher Inge Meysel als Muttchen der Nation in verschiedensten Gremien und allen Fernsehsendungen unverzichtbar. Sie sitzt in der Jury von Schlagerfestivals oder gehört, zusammen mit Daniel Küblböck, zu den großen Deutschen, macht mal bei Ratespielen mit und mal beim »Aufstand der Anständigen«.

Wenn ich hier den Lebenslauf von Alice Schwarzer stark verkürze, so doch nicht unzulässig. Die ehemals radikale Kritikerin der männerbeherrschten Gesellschaft, die mit ihrer Zeitschrift *EMMA* nie große Auflagen erreichte, dafür aber die Millionenauflage des *stern* für ihre Aktion »Ich habe abgetrieben« nutzte, sich damit in die Schlagzeilen hievte und den deutschen Frauen etwa noch bestehende Bedenken oder gar schlechtes Gewissen bei der Tötung ungeborener Kinder ein für allemal austrieb, ist nicht nur die milde Mathilde, als die sie sich den Fernsehzuschauern von heute darstellt. Sie ist auch das, was die Amerikaner tough nennen, hart im Nehmen. Eine Niederlage oder ein Flop werfen sie nicht gleich um. Ein Flop war ihre Aktion zusammen mit Günter Wallraff gegen die designierte Friedenspreisträgerin des deutschen Buchhandels, die weltweit anerkannte Islamforscherin Annemarie Schimmel. Die Professorin erhielt ihren Preis - die Aktion war vergessen. Alice nicht. Wenn sie sich, schlecht beraten, auf ein Streitgespräch mit der scheinbar nur schön anzusehenden und gewagt angezogenen Traumfrau Verona Feldbusch auf eine stundenlange Fernsehsendung mit Nahaufnahmen von bis zu 20 Zentimetern Entfernung einläßt, in der Meinung, diese Verona sei zwar jung und sexy, aber würde sich im Laufe der Sendung als dümmliches Püppchen entlarven, und sich dann herausstellt, daß diese überraschend

klug und gar nicht auf den Mund gefallen ist und am Ende als haushohe Punktsiegerin aus dem Ring geht, so gibt Alice nicht auf. Gleich ist sie wieder auf Sendung.

Alice Schwarzer hat die Gleichberechtigung der Frau in Deutschland erkämpft und durchgesetzt und geschätzte 40 000 angestellte oder teilzeitbeschäftigte sogenannte Frauenbeauftragte in Lohn und Brot gesetzt.

Amazonenland ist neues Land. Schwarzer betrat das neue, unbekannte Land der Frauenvormacht selber übrigens nie. Ihr Ziel blieb die Gleichstellung der Frau. Sie weiß die Gleichberechtigung, für die sie ein Leben lang gekämpft hat, in trockenen Tüchern und hat noch so viele Fernsehtermine und Auftritte auf dem Kalender und will sich an ihrem Lebensabend über das Erreichte freuen. Amazonenmacht aber, das heißt nicht Gleichberechtigung, das heißt Vormacht. Übermacht. Durch Gender Mainstreaming. Und die treiben andere voran, die nicht so eitel und ichbezogen wie Alice sind und ihren Namen nicht so gern gedruckt sehen und nie im Fernsehen auftreten. Sie wirken lieber im stillen und drohen auch nicht mit dem lächerlichen männerfeindlichen Hackebeilchen, das als skythische oder eben amazonische Doppelaxt durch die frühen feministischen Kastrationsphantasien geisterte und auch als Silberschmuck um den Hals getragen wurde, alternierend zu der ebenfalls anzüglichen silbernen Rasierklinge. Vorbei, verweht, vergessen. Die Anhängerinnen der Frauenvormacht gingen auch auf einen langen Marsch, überall auf der Welt. Erst einmal tauchten sie unter. Bis 1985.

Nairobi. Dritte Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen. Auf dieser Konferenz wird erstmals eine neue Strategie mit dem Namen Gender Mainstreaming vorgestellt. Der Begriff kam so sang- und klanglos und selbst für Engländer oder Amerikaner unverständlich daher, daß niemand davon Notiz nahm, obwohl jeder Mann und jede Frau gemeint war.

Gender ist der englische Begriff für »Geschlecht«. Er meint das grammatische Geschlecht eines Wortes, aber auch das biologische Geschlecht eines Menschen. Seit Nairobi ist dieser Begriff jedoch mit einem neuen Inhalt besetzt. Gender bedeutet jetzt, nach einer Broschüre des deutschen Familienministeriums vom Sommer 2002, »die gesellschaftlich, sozial und kulturell geprägten Geschlechtsrollen von Frauen und Männern. Diese sind - anders als das biologische Geschlecht - erlernt und damit auch veränderbar«. (!)

Aha. Das kennen wir schon: »Ändere die Welt, sie braucht es.« Sogar die 68er nannten das selbstkritisch Herumfummeln am Sozialisationsprozeß. Wollen wir das? Wer das nicht will, dem geht es mit dem nächsten Wort an den Kragen:

Mainstreaming (schlechtdeutsch = Mainstream), also Hauptströmung, bezeichnet eigentlich einen bestimmenden Trend, in diesem Fall kann es aber auch einen Zwang bedeuten. In der wunderschön einfachen Sprache des Frauenministeriums bedeutet Gender Mainstreaming »daß eine inhaltliche Vorgabe, die bisher nicht das Handeln bestimmt hat, nun zum zentralen Bestandteil bei allen Entscheidungen und Prozessen gemacht wird«. Basta. Wußten Sie das? Sind Sie gendermäßig schon richtig eingestellt, oder müssen Sie noch nachbessern? Da hilft ihnen **diese** Broschüre - und allmählich werden wir mit dem Wort vertraut und hören alle Nachtigallen unüberhörbar trapsen:

»Gender Mainstreaming ist damit ein **Auftrag** (Fettdruck vom Familienministerium) an die Spitze einer Verwaltung, einer Organisation, eines Unternehmens und an alle Beschäftigten, die unterschiedlichen Interessen und Lebenssituationen von Frauen und Männern in der Struktur, in der Gestaltung von Prozessen und Arbeitsabläufen, in den Ergebnissen und Produkten, in der Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit, in der Steuerung (Controlling) von vorneherein zu berücksichtigen, um das Ziel der Gleichstellung von Frauen und Männern effektiv verwirklichen zu können« (Broschüre des Bundesfamilienministeriums, Berlin 2002, S. 5 f.).

Also Gleichstellung durch Kontrolle. Warum sagt ihr das nicht mit einfachen Worten? Wer aber erteilte da einen »Auftrag« - von wem wurde er abgesegnet? Und wie kam es zu dem Auftrag? Wie kam er ins Familienministerium? Das ist auch eine lange Geschichte. Grob verkürzt, gingen unsere energischen Kämpferinnen so vor: Internationale Konferenzen von Frauenrechtlerinnen (nach Nairobi 1985 kam Peking 1995). Verabschiedung von Papieren - Annahme der Papiere in internationalen Gremien und schließlich Einbringung in die Gesetzgebung der Länder. Die Konferenz in Peking beschloß zum Beispiel »die Verpflichtung, ein Konzept zur Implementierung (!) von Gender Mainstreaming zu entwickeln«. Schon 1994 war das Gender-Mainstreaming-Konzept im Europarat »implementiert«. Durch Einsetzung eines Lenkungsausschusses, der bis heute direkt beim Ministerkomitee angesiedelt ist. Man ver-

liert keine Zeit. Schon beginnt die Arbeit in den einzelnen Ländern. Schweden macht den Anfang. Dort wird Gender Mainstreaming »auf nationaler, regionaler und kommunaler Politikebene« umgesetzt. 1995 Resolution der Generalversammlung der UN Nummer 52/100. Die Europäische Union verpflichtet sich 1996 auf Gender Mainstreaming, und im gleichen Jahr werden in Norwegen die Staatssekretäre der Ministerien zuständig für die Durchführung von Gender Mainstreaming. Das Tempo ist atemberaubend. 1997 das Europäische Parlament. 1998 die Europäische Kommission. Im gleichen Jahr Umsetzung in den Niederlanden und Finnland.

1998 sind wir auch in Deutschland angelangt: Die ÖTV beschließt, Gender Mainstreaming in der Tarifarbeit umzusetzen, und stellt eine »Genderbeauftragte« im Tarifsekretariat ein. Besoldung nach Tarif. Die Landesregierung Niedersachsen beschließt unter der grün-roten Koalition: »Das gesamte Kabinett wird umfassend zu Gender Mainstreaming geschult.« Sie haben recht gelesen: geschult!

Gender Mainstreaming im Amsterdamer Vertrag 1999, im Bundeskabinett. In Niedersachsen wird eine Fortbildungsreihe »Wie bringe ich Gender Mainstreaming ins Tagesgeschäft?« begonnen. Wußten wir das? Kaum. Ein ähnlicher Beschluß der rot-roten Landesregierung von Sachsen-Anhalt. Die Gemeinsame Geschäftsordnung der Bundesministerien vom 26. Juli 2000 schreibt Gender Mainstreaming als Leitprinzip fest. Es folgen noch die Landesregierungen von Rheinland-Pfalz und Mecklenburg-Vorpommern, 2001 Hamburg und 2002 Bremen.

Vorläufiger Höhepunkt: Als erste Gewerkschaft verankert *ver.di* Gender Mainstreaming 2001 als Aufgabe in der Satzung (§ 5) und setzt ein Mann/Frau-Team als Genderbeauftragte beim Bundesvorstand ein. 2001 Einweihung des Gender-Instituts GISA in Sachsen-Anhalt. Dann wurde die SPD-PDS-Regierung abgewählt. Wie die Regierungen in Niedersachsen und Hamburg.

Die Genderbeauftragten blieben.

Gender Mainstreaming, wird immer wieder betont, soll die bestehenden Diskriminierungen von Frauen aufheben, aber auch die von Männern! Was in der Praxis bedeutet, daß Männer endlich (!) auch Friseusen werden können oder Krankenschwestern und Hebammen, da freuen wir uns aber. Während Frauen da, wo es wirklich um die Wurst geht, um Hunderttausende Arbeitsplätze bei

Behörden, Universitäten, Bibliotheken und Schulen, auf lange Zeit noch bei Beförderungen und Einstellungen bevorzugt werden sollen, soweit es irgend machbar, das heißt vertretbar ist. Da fliegen die Fetzen, da ist Willkür nicht auszuschließen. Die neuen Genderbeauftragten, die Organisatoren der Kongresse sind natürlich -innen, wie denn auch die umfangreiche, aus Landes- und Bundesmitteln bezahlte Genderliteratur fast ausschließlich von Frauen geschrieben wurde. Die Genderwelt ist eine kleine, finanziell gut ausgestattete Welt für sich, jenseits der Realität, die heute vom Bundesfamilienministerium und den Ländern bis zu den Landkreisen reicht und in die Bezirksämter und schließlich in die Rathäuser Einzug gehalten hat, in aller Stille. In den nächsten Jahren soll noch mehr Geld in Genderaktivitäten gesteckt werden. Wie zum Beispiel in die Berliner Männergruppe »Dissens«, die inzwischen 20 Mitarbeiter beschäftigt und Schulungskurse für Teenager anbietet, aktive »Jungenarbeit«, bei denen den Jungen das Gefühl, männlich zu sein, mit ziemlich obskuren Methoden ausgetrieben werden soll. Nach eigenen Angaben geht es dabei um die »Zerstörung von Identitäten«, das Ziel ist »nicht ein anderer Junge, sondern gar kein Junge«. Na fein.

Immer wieder wird von den Genderbeauftragten die Notwendigkeit der Kontrollen betont. Controlling. Die Gleichstellungsstellen sind inzwischen so etwas geworden wie der Wohlfahrtsausschuß in der Französischen Revolution. Sie arbeiten ohne Guillotine. Es geht auch anders. Die Betonung liegt auf der Dreieinheit: Beschluß, Gesetz und Kontrolle. Auf die Einsicht der Betroffenen gibt man nicht viel. Möglicherweise besteht bei einigen Genderaktivisten die Befürchtung, daß Gleichstellung ohne Zwang nie zu erreichen ist. Also eben Zwang.

Wir treiben hier keine Motivforschung, sondern sehen die geschaffenen Realitäten. Im Alltag ist Gender Mainstreaming eine Vorgabe nicht für Gleichstellung, sondern für Frauenvormacht. Der uralte Traum von der Überlegenheit der Frauen über das andere Geschlecht, den schon die Amazonen träumten und der zum Albtraum der Menschheit wurde.

Gender Mainstreaming ist auf lange Sicht angelegt. Als die Regierung Schröder schon längst den Langen Marsch in den wohlverdienten Ruhestand angetreten hat, brauste der Amazonen-Mainstream erst richtig los. Im Bundesfamilienministerium wird, wie der

SPIEGEL 2008 berichtete, auch in der Großen Koalition das Gender-Netzwerk weiter ausgebaut. Erst langsam erkennt die Union, was da mit viel Steuergeldern betrieben wird.

Vielleicht werden Sie jetzt sagen, der Röhl übertreibt wieder mal, maßlos. Wenn das stimmte, wäre es sehr beruhigend.

' Was aber ist aus der neuen Generation geworden, die die 68er, trotz aller Bedenken und Ängste, Abtreibungen und Antibabypillen, dann doch auf die Welt gebracht haben - ein Vierteljahrhundert danach?

## *Die Generation der Hypochonder*

> *»Schließlich leben wir in einer hypochondrischen Gesellschaft, die ihre Wehwehchen unablässig besprechen muß, jedenfalls solange ihr größeres Leid erspart bleibt und sie nichts Größeres mehr vorhat.«*
>
> *Botho Strauß*

Vor einiger Zeit telefonierte ich mit einem Bundestagsabgeordneten der SPD, der früher ein stets zu allen Scherzen aufgelegter Partylöwe war, heute aber eine Kultfigur der Betroffenheitsszene ist. Trotzdem versuchte ich es mit einem harmlosen »Wie geht's?« - »Na, das kannst du dir doch denken«, antwortete er düster, fast beleidigt. »Die politische Entwicklung und überhaupt. Alles nicht sehr lustig. Gar nicht lustig.« - »Na schön«, dachte ich, »der gehört also auch zu den Politikern, die die Wiedervereinigung als narzißtische Kränkung erlebt haben. Aber gleich so den Kopf hängenlassen?«

Ein früherer Enthüllungsjournalist, der jetzt nur noch Sozialarbeit (mit Ausländern) macht, erklärte wenig später, es sei fünf Minuten vor zwölf, eigentlich schon fünf Minuten nach zwölf. Ausländerfeindlichkeit, Rassismus, Faschismus, klar? Darauf hingewiesen, daß wir doch, von aller Welt bewundert, in einem ziemlich stabilen Rechtsstaat leben, meinte er nur: »Wie lange noch?« Das ist ein Argument. Wenn man so fragt. Eine frühere Freundin, nach eigener Definition als »Jüdin, Frau und Linke« schnöde benachteiligt (in Wahrheit in allen drei Eigenschaften weit über Gebühr gehätschelt), meinte mit Leichenbittermiene, wenn es so weiterginge mit Deutschland, wandere sie aus. Aus Höflichkeit fragte ich nicht, wohin.

Wohin ich in meiner Generation sehe - überall griesgrämige, miesepetrige, sorgenzerfurchte Gesichter, ohne Hoffnung zu Pfingsten und ohne rechte Freude sogar bei den Stadtteilfesten und Antirassismusdemos. Betroffenheit oder Besoffenheit, meistens beides. Lassen wir diese Generation. Setzen wir also die Hoffnung auf die Jungen.

Wenig später traf ich ein paar junge Leute aus der Generation meiner Kinder, mit denen ich seit der Sandkiste befreundet bin. »Geht's gut?« versuchte ich es auch hier, gewiß, daß aus solchen strahlenden Kinderaugen keine Kassandrablicke zucken könnten, zumal bei den meisten auch alles gut zu laufen schien: Studium abgeschlossen, Beruf, Arbeit macht Spaß, Wohnung, Auto, Urlaub in Ordnung, Partnergeschichten? Na ja - mal rauf, mal runter. Aber?

»Mir geht es nicht so gut«, meinte die eine Schöne. »Ich bin heute gar nicht so gut drauf«, ergänzte der Freund, »ich habe Probleme mit... Ich bin ganz schön gestreßt, das ist alles ganz schön stressig, Mann, das streßt ... Die geht jetzt in eine Selbsthilfegruppe, der macht jetzt einen Selbsterfahrungskurs, die beiden müssen erst mal sehr viel au/arbeiten, der muß erst mal viel abarbeiten, wegarbeiten, der macht Reiki, die Tai Chi, der kriegt Rebalancingmassage, die hat kein richtiges Körperbewußtsein, der macht einen Psychodramakurs mit, die ein spirituelles Sehtraining, der macht Tantra, die macht die Bachblütenkur, aber das machen eigentlich fast alle, das ist unheimlich gut. Fußreflexzonenmassage machen alle, Biokost essen sie alle, Naturschuhe tragen alle, Yoga machen alle. Alle meditieren. Die legt jetzt Tarotkarten, die hat sich für 400 Mark ihr Computerhoroskop machen lassen. Dem und der hat alles nicht geholfen, aber keine Angst, die machen jetzt Rebirthing oder Sufi-Trance-Meditation oder Bioenergetik oder Dipankara, schamanisches Tantra, Kundalini-Yoga, pränatale Fußmassage ...« *Pränatal?*

»Halt mal! Das darf doch nicht wahr sein, wollt ihr mich auf den Arm nehmen oder mir angst machen?« - »Na aber«, beruhigte man mich, »was haben Sie denn gegen Fußreflexzonenmassage und gegen Rebirthing? Haben Sie da Probleme? Mir hat das kolossal gutgetan, ich möchte mal wissen, wie das *ohne* weiterlaufen sollte.«

War das eine Zufallsauswahl? Ist das nur eine kleine Minderheit von Studenten, Akademikern in Großstädten? Ist das vielleicht nur in Berlin so? O nein, es handelt sich um eine Generation. Die post68er Generation, die von 68er Lehrern und Hochschullehrern

gewaltfrei, angstfrei, repressionsfrei, oft auch lernstofffrei erzogenen, unheimlich coolen Kids, ohne schwarzen Mann oder Weihnachtsmann, Struwwelpeter und Bleisoldaten, teilweise auch ohne Lollis, Gummibärchen und Fernsehen, aber alle ohne Konsumzwang aufgewachsen: eine Generation von Griesgrämigen, Mißgelaunten - eben Hypochondern.

Eine Generation, die ständig in Angst lebt. Ständig befürchtet, irgendeine furchtbare Wahrheit nur noch nicht erkannt zu haben. Trotz strenger Fernseh-, Illustrierten- und Zeitungsabstinenz vermitteln Mundpropaganda, szeneeigene Medien, Veranstaltungen, Bücher, Broschüren diesen liebenswerten und kerngesunden jungen Leuten eine fast lückenlose Apokalypse ins Haus, die sich unaufhaltsam und sich ständig vergrößernd wie ein Ozonloch über die Erde ausbreitet. Wie ein Leichentuch. Das Ende. Ängste über Ängste. Das geht weit über das Einzelwehwehchen hinaus und wird zum kollektiven, apokalyptischen Endzeitgefühl, das Fünf-Minuten-nach-zwölf-Gefühl, gegen das ist die Offenbarung des Johannes eine miese Schwarzwaldklinik.

Alles tot: Atomtod, Strahlentod, Sevesotod, Klimatod, Kältetod, Hitzetod, Seuchentod. Nahrungsmitteltod, Fleisch = totes Tier, Eier: »Tod im Topf«, Cholesterintod. Volkszählung (= Überwachungsstaat). Energietod. Kohlenkraftwerke (Klimatod), Treibhauseffekt (Klimakatastrophe), Atomkraftwerke (GAU). Siehe Tschernobyl. Die ganze Welt verstrahlt für rund 2000 Jahre. Ungefähr. Ohne Gewähr.

Außerdem: Waldsterben. Walsterben. Robbensterben. Aalsterben. Seehundsterben. Möwensterben. Schildkrötensterben. Krötensterben. Igelsterben. Elefantensterben. Regenwaldsterben. Artenvielfalt: gestorben. Klimaerhitzung (Polkappen schmelzen). Klimaabkühlung (durch Smog, Vulkanausbrüche). Neue Eiszeit. Kältekatastrophe. Wärmekatastrophe. Wasserspiegel steigt (zwei Zentimeter bis zum Jahr 2030). Bildung von Hochfluten. Flußüberschwemmungen. Ausbleiben von Flußüberschwemmungen. Flüsse trocknen aus. Wasserspiegel sinkt (Baikalsee). Bildung von Wüsten. Bildung von Gletschern. Schmelzen von Gletschern. Lawinen (Berg schlägt zurück).

Zuwenig Ozon (Ozonloch). Zuviel Ozon (Ozonwerte am Boden).

Falsches Sitzen. Falsche Stühle. Falsche Tische. Falsche Betten. Falsch stehende Betten (Wünschelrute). Falsche Schuhe. Falsche

Kleidung. Aber Vorsicht: Auch Naturstoffe enthalten Gift. Gift befand sich in früheren Zeiten nur im Schminktäschchen der Lucrezia Borgia oder in der Togafalte der spätrömischen Kaiser. Heute aber ist Gift in der Baumwolle (vom Bearbeiten). Gift in der Wolle (von der Schafhaltung). Gift in der Seide. Gift im Flachs (kein Flachs). Gift im Zaun (Beizmittel). Gift in der Farbe (Lösungsmittel). Gift im Bau (Asbest). Gift im Stall (Gülle). Gift im Auto. Gift im Abgas. Gift auf dem Fahrrad. Gift ohne Fahrrad. Gift in der Donau, Gift im Rhein, Gift in der Elbe. Gift in der Kosmetik. Gift ohne Kosmetik (pH-Werte). Gift in der Luft: Großstadtsmog, Höhensmog, Waldsmog. Dazu kommen: Elektrosmog. Durch Autotelefone, Mobilfunk, Handy, Funkwecker, Sendemasten.

Gift im Meer: Dünnsäure (unsichtbar), Algenblüte (sichtbar), also immer Gift. Gift in der Nahrung. Gift in der Bionahrung. Gift in der Milch. Gift im Kühlschrank. Gift im Wein (nicht im Bier, aber das ist deutsch = doof). Gift im Biowein. Gift im Apfelsaft. Gift im Fruchtsaft. Gift im Kaffee. Gift im Tee (bestrahlt). Gift im Gewürz (bestrahlt). Gift im Fleisch (Hormone), Fleisch ist Gift. Fisch ist Gift. Gift im Käse, Gift in der Wurst, Gift im Salat, Gift im Spinat. Gift in der Nudel (Salmonellen). Und so weiter. Gift im Medikament. Sozusagen Gift im Gift.

So, nun kommen Sie. Würden Sie unter diesen Umständen nicht krank werden und - fünf vor zwölf - etwas dagegen unternehmen? Die ganze Krankheit ist längst vernetzt. Ein - beherzter - Hypochonder braucht auch vor einer Reise nicht zurückschrecken. Er kann überall sofort Hilfe finden. Und Hilfe braucht er ja ganz massiv.

Eine schöne, aber, wie sich herausstellte, sehr (!) anstrengende Kollegin aus Wien, die mich eines Tages in Hamburg besuchte, fragte mich schon am ersten Tag ganz beiläufig, wo man denn hier Fußreflexzonenmassage bekommen könne und wo die nächste Zen-Gruppe sei. Ich wußte es nicht. »Macht nichts«, sagte sie, »das haben wir gleich, wir brauchen bloß einen Bioladen.« Natürlich fand sich in unserem schönen Blankenese sofort ein Naturkostgeschäft (dort gab es gerade Getreidemühlen aus Indien und echte Spinnräder aus Polen [!] im Sonderangebot), und dort waren alle einschlägigen Adressen angeschlagen: Schon wußten wir, wo es in Hamburg indische Vollwertplätzchen und Zimtbällchen gibt, die man als Zwischenmahlzeit vor dem Hirsebrei und den Tofuwürfeln essen kann.

Denn der Hypochonder ist zwar krank, aber noch nicht tot, er

kämpft mit List und Einfallsreichtum ums Überleben in einer Welt zwischen zuviel Ozon (unten) und zuwenig Ozon (oben), zwischen zuviel Wasser im Rhein und zuwenig Wasser in der Sahelzone. Der kranke Mann stirbt, und der Hypochonder ficht. Weitaus gestreßter als Don Quichotte kämpft er im rasenden Rundumschlag gegen die Krankheiten und Gifte. Zum Gegenangriff gegen die Totalapokalypse steht ihm glücklicherweise eine ganze Armee gutausgebildeter und ausgerüsteter »Heiler«, ja eine ganze blühende Industrie zur Verfügung.

Und dieses sind die Gegenmittel: keine toten Tiere essen (nur Austern?). »Vollwertkost«, also keine »toten« Nahrungsmittel (gebleichtes Mehl, weißer Zucker), von den Getreidearten am besten Dinkel, eine fast vergessene, weil im Anbau unproduktive Getreideart, ferner bei Vollmond/Neumond gepflanztes Gemüse, das ohne Schädlingsbekämpfungsmittel gezogen wurde (für Gartenhypochonder: die Schädlinge im Strohtrichter fangen, wieder laufen lassen - Artenvielfalt). Ebenso funktioniert auch die alternative Mausefalle (in jedem Bioladen erhältlich): Mäuse bleiben unbeschädigt, gleich wieder freilassen. Unbehandeltes Gemüse und Obst erkennt man daran, daß es schrumpelig und wurmstichig ist, Kohl und Salate können gerne etwas angefault sein, sie bleiben biodynamisch.

Alle Milchprodukte müssen »linksdrehende« Milchsäure enthalten. Die wenige Nahrung, die man noch ohne Ängste essen kann, nur dünsten (Spezialtopf, im Naturkostladen), noch besser roh, salzarm, fettarm, cholesterinarm, kalorienarm. Alles schmeckt scheußlich. Deshalb empfiehlt es sich, sich gegenseitig pausenlos zu versichern: »Lecker!« Noch besser ist nur noch: überhaupt nicht essen (Heilfasten).

Nun kommen wir zu den Genußmitteln, und da erhebt sich zunächst die Frage, warum überhaupt Genuß, bei dem Elend in der dritten Welt? Dieses Problem läßt sich aber lösen. Soll es also unbedingt Kaffee sein, dann nur »Nica«-Kaffee aus dem Eine-Welt-Laden, aufzubrühen im altertümlichen Setzverfahren (auch schon umstritten wegen Cholesterin). Besser ist ohnehin Tee, selbstverständlich »Natur-Darjeeling aus pestizidfreiem Anbau«. Fair bezahlte Arbeitsplätze schaffen Erosionsschutz im krisengeschüttelten Nordindien! Etwas Neues in der Szene ist »Guarana«, koffeinhaltig und indianisch (= gut), als Pulver in jedem Körnerladen, auch schon als Büchsengetränk. Lecker!

Rauchen? Gift. Besser nimmt der Hypochonder das von den Behörden (= doof) verfemte (= also gute) Haschisch aus eigenem biologischem Anbau. Wenn es schon Alkohol (deutsch = doof) sein soll, dann Biowein. Dabei ist allerdings Vorsicht geboten, der kommt meist aus Mittelmeerländern, wo die »Biobauern« sich oft einen Jux mit den deutschen Hypochondern machen, indem sie einfach Normalwein in die Fässer füllen, den man ja nicht vom Biowein unterscheiden kann. Sollte man aber nicht erwähnen (= ausländerfeindlich!).

Trotz Beachtung aller Regeln, was leicht zu einem Ganztagsjob ausarten kann, fühlt sich der Hypochonder meist krank. Da trifft es sich gut, daß in jeder deutschen Großstadt Therapiegruppen, Inspirierte und »Heiler« wie Pilze aus dem Boden geschossen sind, darunter auch die ach so seltenen »Geistheiler«. Inder, Perser, Chinesen, Indios und Afrikaner. Deutsche gehen auch, das muß aber nicht sein. Allein in einer Stadt wie Berlin bieten in den Szenezeitungen allwöchentlich mehrere hundert Institute, Gruppen und Einzelpersonen mit Werbekosten zwischen 16 000 und 20 000 Mark ihre Dienste an, von denen wir eingangs nur ein paar der wichtigsten nennen konnten. Den Umsatz aller dieser Dienste kann man ahnen. Vom Kopf bis zum Zeh wird alles befummelt, analysiert, massiert, mit der Hand, mit dem Mund, mit Akupunktur, mit Akupressur, mit Augendiagnostik, mit Hypnose, mit Elektrowellen, mit Psiwellen, mit Reiki, mit Yoga, mit Tantra, mit Schröpfköpfen, Blutegeln, Eigenblut. Mit Eigenurin, dreimal täglich. Lecker!

Wenn alles nichts hilft, weil man trotzdem nicht so gut drauf ist, was fast immer der Fall ist, kann man sicher sein, daß das Problem tiefer liegt (was auch fast immer der Fall ist), dann kommt - na was wohl? Ayahnasca, die Stimme des Amazonas, das schamanische Ritual der Inkas. Das ist der letzte Schrei (ohne Gewähr). Das gleiche gilt für »Speichelziehen nach Professor Orlowski« (Orlowski lebt jetzt auf Sylt).

Apropos Sylt. Auch der Hypochonder braucht Urlaub, gerade er. Natürlich ist es am besten, zu den Ursprüngen der Heiler zu fahren, zu den Indern in den Ashram oder zu den Indios in die Anden. Wem das aber nicht möglich ist, der findet in der Toskana''' und auf

Vgl. die Kleinanzeigen in der Wochenendausgabe der *Tageszeitung* (»Wiese«) über Urlaubszeit, eine unerschöpfliche Lachnummer.

Sylt bereits eine komplette Heilszene vor, mit allem, was der eingebildete Kranke braucht. Am besten, man bleibt gleich etwas länger, damit man das ganze Jahr über meditieren kann. Dabei hilft ein Krankensemester (mit Bafög), ein Freisemester (Bafög), bei Lehrern beliebt ist ein Bildungsjahr, auch Sabbatjahr genannt (bei reduziertem Gehalt). Eine Zeitlang gab es auch noch Bildungsurlaub und ein Umschulungsjahr für Arbeitslose, die sich dann zum Reflexzonenmasseur oder Heiler ausbilden lassen konnten. Da schloß sich der Kreis.

So kann man das ganze Jahr über die betroffen blickenden Hypochonderfamilien über die Insel ziehen sehen, mißtrauisch das Meer auf Algen und Ölrückstände prüfend und das Watt nach verölten, am liebsten toten Möwen oder Robben absuchend. In ihren verfilzten und verwaschenen Naturpullovern und Röcken, die von einem totalen Verzicht auf phosphathaltige Waschmittel, ja auf Waschmittel überhaupt zeugen, versuchen sie ihre Kinder davon abzuhalten, im Wasser zu planschen (oder gar zu baden!) oder sich der (Ozon-)Sonne auszusetzen. Anstelle solcher deutscher (= doofer) Urlaubsfreuden verabredet man ein Treffen mit Sylter Naturschützern, die gerade einen Krötenwanderweg über eine Autostraße bauen oder einen Lichtbildervortrag über brütende Seevögel organisieren, denn: selber sehen, etwa auf einem Wattspaziergang, soll man die Brutvögel nicht, weil sie sich sonst erschrecken. Man darf auch nicht einfach mit seinen Kindern durch die Kliffwiesen von Morsum oder durch die Heide laufen, weil man dort die Artenvielfalt zertrampelt. Aber den Himmel, den unbeschreiblich riesigen, vielfarbigen Himmel über Sylt, den darf man noch betrachten. Mit sehr ernster Miene natürlich, darüber ist ja das Ozonloch.

Und es fällt auf, daß alle die pausenlos durch die Therapien und Psychogruppen linksdrehenden, pH-neutralen, vollwertkosternährten Jungen und Mädchen nicht nur ständig diese mißmutigen, beleidigten Gesichter ziehen, sondern auch ziemlich schlecht aussehen: Sie sind wirklich nicht gut drauf. Biodynamische Schlabberkleider aus Indien oder selbstgestrickte Wollungetüme von meditierenden Peruanerinnen machen die jungen Leute nicht hübscher.

Nur nehmen sie das selbst gar nicht mehr wahr, weil sie sich praktisch ständig unter ihresgleichen bewegen, keinerlei bürgerliche Zeitschriften lesen, Warenhäuser besuchen oder »Glotze« sehen. Durch diese Enthaltsamkeit gehen ihnen allerdings auch die von

immer mehr Filmemachern gedrehten alternativen Mißmutsstreifen verloren, in denen sich die Darsteller und Zuschauer am Ende des Films eigentlich nur noch aufhängen können. Solche Filme erreichen ihre Zielgruppe fast nie.

Diese Generation hat keine materiellen Sorgen. Sie lebt in der üppigsten, selbst für Randgruppen abgepolsterten Wohlstandsgesellschaft, die es je in unserer Geschichte gab und die turmhoch über dem Lebensstandard der großen Masse der Erdbevölkerung liegt. Sie hatte am Ende des 20. Jahrhunderts, dieses Apokalypsejahrhunderts, die unvorstellbare Summe von 2000 Milliarden, also zwei Billionen Mark von den Erbauern des Wirtschaftswunders, ihrer Großeltern- und Elterngeneration geerbt. Eine Summe, über die sie frei verfügen kann. Sie kann dieses Geld zur Unterstützung von »Greenpeace« und zum Bau von Brunnen in der Sahelzone ausgeben, aber. Sie wird sich mehrheitlich für die Mühle in der Toskana oder einen alternativen Bauernhof auf Sylt entscheiden, wo sie noch mehr als bisher die Sylter rote Grütze, nach Uromas Rezept mit Fruchtzucker gesüßt, die unverwechselbar gute Pasta, die urigen, wenn auch kaum noch auffindbaren toskanischen Bauern, aber auch das Meditieren, das kreative Töpfern, das spirituelle Batiken mit Naturfarben, das inspirierte Malen und das Singen zur indischen Harfe kultivieren wird.

Tatsächlich gab es zu allen Zeiten Naturkatastrophen. An manchen war der Mensch schuld, an den meisten übrigens nicht. Immer schon schlug der Berg zurück, und der blanke Hans überflutete mehr als ein Vineta.

Vulkanausbrüche gigantischen Ausmaßes verdunkelten die Erdatmosphäre für Jahre, mit verheerenden Folgen. Der Mensch, seit dem Beginn von Ackerbau und Viehzucht, greift durch Brandrodungen massiv in den Kohlendioxidhaushalt ein. Tatsächlich wurden viele gravierende Fehler beim Aufbau und Ausbau der industriellen Welt gemacht. Aber gleich groß ist die Anzahl der Forscher, die dabei sind, die Fehler zu korrigieren, und eine sensible, hellwache Öffentlichkeit ist um den Schutz der Umwelt besorgt und leitet Gegenmaßnahmen ein.

Ein Land ist dabei führend in der ganzen Welt: Deutschland. Doch das darf eigentlich nicht sein, weil es nicht sein darf nach der Theorie der Nationalmasochisten. Deshalb ist eine Erklärung und Relativierung bald zur Hand: Die Politiker da oben haben ein

schlechtes Gewissen. Soll sich der eingebildete Kranke auch damit noch beschäftigen, bei *dem* Streß?

Die wirkliche Krankheit dieser Generation Hypochonder hat Ursachen. Geführt und angeleitet von ihren 68er Eltern, Lehrern und Hochschullehrern, hat sie sich stets für die falsche Sache engagiert und mußte notwendig das Scheitern aller Bewegungen erleben, an denen sie sich beteiligte. Wer erinnert sich heute noch an die machtlosen Aktionen gegen die Volkszählung, die »Berufsverbote« und den Bau von Atomkraftwerken? Ihre traumatische Niederlage aber erlebte diese Altersgruppe gerade auf dem glanzvollen Höhepunkt ihres Engagements: der Demonstration der 500 000 gegen die von Helmut Schmidt entworfene Nachrüstung. Zähneknirschend mußte eine ganze Generation miterleben, daß sie nur einem letzten, verzweifelten Winkelzug des maroden Breschnewregimes als Hilfstruppe gedient hatte, ja daß es ebendiese Nachrüstung war, die wenig später zum Abtransport aller Raketen aus Europa, langfristig aber zum Zusammenbruch des ganzen kommunistischen Zwangssystems führte. »We shall overcome one day!« Wie billig wurden diese jungen, begeisterungsfähigen Menschen mißbraucht von den Liedermachern, die ihnen zynisch den Sieg nach etwa einer Million Jahren (ohne Gewähr) verhießen: »Wir werden wie das Wasser sein/Das weiche Wasser zwingt den Stein.« Wie da die Stasi-Offiziere lachten! So empfanden sicher nicht nur Grass, Gaus oder Bahr die Wiedervereinigung als persönliche, zu oft narzißtische Kränkung, sondern auch die Generation, die für Breschnews Konzept in den Bonner Hofgarten gezogen war. Die Umkehrung der Aggression gegen sich selbst, die Flucht in die eingebildete Krankheit war zu erwarten. Die Erben der 68er: eine verzagte Generation.

# *Lebenslüge Antifaschismus*

## *Und die Bilanz nach Flut und Ararat?*

Eine ganze Generation von Oberschülern und Studenten nahm 1968/69 bereitwillig die im Grunde uralten kommunistischen Feindbilder wieder auf und stürzte sich fast begierig auf die neuen Identifikationsangebote: Kämpfer zu sein in einer weltweiten Schlacht gegen den »Imperialismus«, der nun an die Stelle des Kapitalismus trat, demgegenüber die »Arbeiterklasse« sich zu einem Heer der »ausgebeuteten und entrechteten« Völker der dritten Welt erweitert hatte. Doch die Völker der dritten Welt ließ die ganze »Revolution« im luftigen Uberbau ziemlich kalt, und gerade die Arbeiterklasse in Deutschland begegnete den mit Worten herumfuchtelnden, in ihren Augen nichtsnutzigen Söhnen und Töchtern ihrer Arbeitgeber mit einem geradezu »arbeiterklassenspezifischen« Mißtrauen. Die hartnäckig vor den Fabriktoren umworbenen Objekte der studentischen Agitation, die Arbeiter, verweigerten den selbsternannten »Verbündeten der Arbeiterklasse« schlicht die Gefolgschaft. »Was wir wollen, Arbeiterkontrollen!« skandierten Schüler und Studenten vor einem Bremer Fabrikgelände. »Wat? Ji wüllt uns kontroleeren!« empörten sich die Arbeiter und machten Anstalten, die Demonstranten zu verprügeln.

So begann der »Lange Marsch durch die Institutionen« (früher hätte man es vielleicht einfacher »Ochsentour« genannt), zu dem nach der Aufforderung von Rudi Dutschke Hunderttausende aufbrachen, ihr Studium beendeten und in die Berufe strebten (die überwiegende Mehrzahl wurde Lehrer) oder ein politisches Betätigungsfeld bei den etablierten Parteien suchten, vornehmlich bei der SPD, später auch bei den Grünen. Als Folge dieses sich über mehr als vier Jahrzehnte hinziehenden »langen Marsches« hat sich heute eine gutbezahlte Generation von C4-Professoren an Deutschlands Universitäten unkündbar etabliert. Der Rest der Eliten findet sich mittlerweile in den höheren und mittleren Rängen der Parteihierachien, in einflußreichen Positionen bei Funk- und Fernsehanstalten, Tageszeitungen, Werbefirmen und Filmproduktionen; das Fußvolk hat immerhin als Lehrer, Pfarrer, Leiter von Volkshochschulen oder SPD-Ortsgruppen sein Etappenziel erreicht. Die Verheißung des Endkommunismus »Jedem nach seinen Bedürfnissen« haben sie für sich schon einigermaßen verwirklicht, sind aber trotzdem unzufrieden. Fast allen gemeinsam ist die Überzeugung, daß der Mensch

durch Menschen ausgebeutet wird, aber auch, daß ein Besuch in Mailand interessanter ist als eine Reise nach - sagen wir - Chemnitz und daß man eine wirklich gute »Pasta« nur in der Toskana essen kann.

Die gigantische Desinformation ist nach dem auch infolge des natürlichen Generationswechsels erfolgreichen »langen Marsches« nun im Bewußtsein eines nicht unerheblichen Teils der deutschen Bevölkerung fest verankert. Entscheidende Defekte der deutschen Gesellschaft wurden damals eingeleitet: die totale Sehstörung bei der Beurteilung linken und rechten politischen Terrors - bis hin zum politischen Mord; die ins Ermessen des einzelnen gestellte willkürliche Interpretation des Gewaltprivilegs; der leichtfertig-antihumane Umgang mit der Unversehrtheit des Körpers (einschließlich der Beliebigkeit der Diskussion über das ungeborene Leben), die nach wie vor von Dilettanten in allen Regionen der Bundesrepublik vorgenommenen, verantwortungslosen (nämlich keiner Institution verantwortlichen) Erziehungsexperimente an eigenen und fremden Kindern, die ebenfalls im Kern einer antihumanen Tradition zuzuordnen sind. Hier wurde nicht etwa »nur« eine Umwertung aller Werte angestrebt und bewirkt, sondern eine allgemeine Abwertung von Wertvorstellungen überhaupt.

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die bekannte Äußerung eines ehemaligen Kanzlerkandidaten in der SPD, jetzt Parteichef der Linken, daß Tugenden wie Fleiß, Ordnung, Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit Sekundärtugenden seien, mit denen man auch ein KZ leiten könne. Das ist ein typisches Zitat der Toskanafraktion: die spöttische Abwertung aller Gemeinschaftsanstrengungen und der vage Faschismusvorwurf als Dreingabe. Statt Liebe zu Deutschland - Liebe zur Pasta.

Eine ethikfrei aufgewachsene, sich selbst nach beliebigen Moden und »Trends« orientierende Generation (»Mein Sohn ist manchmal so aggressiv, kloppt sich dauernd mit anderen Jungs, aber das macht nichts, der geht dann später zu Greenpeace!«), die meist gar nicht erzogen, sondern sich »zur Selbstverwirklichung« überlassen wurde; der man beigebracht hat, daß Mütter und Väter auswechselbare »Bezugspersonen«, Ehen »Beziehungskisten«, Ehepartner höchstens für einen Lebensabschnitt angenommene »Lebensabschnittspartner« (sprich LAP) sind, daß eheliche Treue unnatürlich ist, daß man zur Schule, aber eigentlich auch schon zum Kindergarten/Kinderladen nur gehen soll, wenn man »gut drauf« ist. Wer

sich schon in der Schule aussuchen konnte, auf welche Fächer er »Bock« hat, wer frühzeitig ab 16 von zu Hause wegstrebt - um sich (endlich!) selbst zu verwirklichen - und Anspruch auf eine eigene Wohnung erhebt, am liebsten auch auf das Geld dafür (Schüler-Bafög), hat Anspruch auf Gehör: »Wohnungsnot« sekundieren die in die Positionen gelangten Genossen Journalisten.

Wem beigebracht worden ist, vom Kinderladen bis zur Universität, daß sein Land zu lieben fast schon faschistisch, zumindest faschistoid ist, wer gesehen hat, daß Menschen unter einem Transparent »Scheißdeutschland« oder »Deutschland, verrecke!« demonstrieren, wer gelesen hat, daß Soldaten grundsätzlich Mörder sind, darf sich nicht wundern, wenn bei dem ersten größeren Krieg (ohne die Schuldigen zu kennen oder sich auch nur die Mühe zu machen herauszufinden, wer da der Agressor war) gleich in ganzen Universitätsvierteln ein Meer von weißen Tüchern heraushängt. Wundern muß der Beobachter sich nur, daß dieselben Leute, die gegen die Amerikaner im Irak so vehement demonstrierten, noch nie gegen die Raketen auf Israel oder die Greueltaten der Serben bei ihren ethnischen Säuberungen demonstrieren gegangen sind.

Wer von sozialdemokratischen Amtsinhabern, Zeitschriftenherausgebern und Schriftstellern - vor allem in Fernseh-Talk-Shows - gelernt hat, daß Drogen nicht so schädlich seien und man damit durchaus »umgehen« könne, daß dagegen eigentlich das Verbot von Rauschgift falsch und an den Drogentoten schuld sei, der wird auch die Folgerung mittragen, daß gegen Drogendealer kein »Lauschangriff« eingesetzt werden dürfe und sie eigentlich auch nur arme Schweine seien, wenn man an die Verbrechen der internationalen Konzerne denke.

Wer diesen Teil der heutigen Jugend verstehen will, auch und vor allem die sich täglich mehr ausbreitende Gewalt an den Schulen und auf den Straßen, muß auf die 68er Experimente zurückgehen und die Gewaltdiskussion von damals noch einmal nachlesen. Da wird er kaum positive Langzeitfolgen der 68er Bewegung, aber viele seelische Defekte und ethische Defizite erkennen können, die damals ihren Anfang genommen haben und als Ergebnis des erfolgreichen »langen Marsches« durch Schulen, Universitäten, Erwachsenenbildungsstätten und auch durch die evangelische Kirche heute weite Teile nicht nur der großstädtischen Bevölkerung, sondern auch der Provinz erreicht haben.

## *Recht gehabt - recht behalten: Ein Gruß an Matthias Waiden*

Mein »Langer Marsch durch die Illusionen« dauerte 30 Jahre. Erst 1986 brach ich endgültig mit jeder Form der sozialistisch-kommunistischen Heilslehre, auch mit ihrer utopischen Variante, wie sie von den Nachfolgern der Frankfurter Schule vertreten wird. Nach dem Historikerstreit nahm ich Verbindung mit Professor Ernst Nolte auf und wurde bei ihm Doktorand. Nach erfolgter Promotion veröffentlichte ich Aufsätze in der *FAZ* und der *Welt* und 1994 das Buch »Linke Lebenslügen«. Es erschien in dem zum Springer-Konzern gehörenden Ullstein-Verlag und wurde im zehnten Stock des Springer-Hauses von Brigitte Seebacher-Brandt vorgestellt. Frühere Intimfeinde wie Gerhard Löwenthal, Erwin K. Scheuch, Reginald Rudorf, Will Tremper und viele andere Springer-Journalisten wurden damals meine Freunde. Matthias Waiden, den ich bekämpft und am Ende bewundert hatte, war an diesem Abend schon seit zehn Jahren tot. Ich wünschte, ich hätte auch ihn noch zu meinen Freunden zählen dürfen.

Ich habe den Freiherrn von Saß, der sich seit seiner Flucht in den Westen Matthias Waiden nannte, nicht ein einziges Mal gesehen. Aber er war einer der größten Symbolfeinde unserer Zeitschrift *konkret.* Er und sein Verleger Axel Springer standen für alles, was wir erbittert bekämpften. »Springer-Hetze« nannten wir seine Artikel, ihn selbst den letzten »kalten Krieger«, einen Vertreter des blinden Antikommunismus, Feind des Friedens also und der Völkerverständigung. Der schärfste und gefährlichste »Hetzer« war er in unseren Augen, weil er besonders eindrucksvolle und prägnante Polemiken schrieb. Das wußten wir sehr wohl zu schätzen, denn *konkret,* 1955 als Studentenzeitschrift gegründet, war ja am Vorbild der *Weltbühne* von Ossietzky und Tucholsky orientiert. Das Blatt trat in der ersten Zeit nationalkommunistisch auf, forderte die Aufhebung der Westbindung und Remilitarisierung zugunsten einer Wiedervereinigung Deutschlands und stellte sich zum Beispiel gegen die Abtretung des Saargebiets.'"

Ein Teil unserer Redakteure sympathisierte mit der ab 1956 ver-

Klaus Rainer Röhl, Drei Minuten Gehör! In: *Studentenkurier* (später in *konkret* umbenannt), Juni 1955.

botenen KPD, doch schon im Frühjahr 1964 kam es zum endgültigen Bruch mit den Kommunisten, und die Zeitschrift wurde nun zu einem strikt antikommunistischen Blatt, das für einen radikalen, vom Ostblock unabhängigen Sozialismus eintrat und ab 1967 mit einer auf 500 000 anschwellenden Leserschaft"'fast automatisch zum Z'entralorgan - Lenin hätte vom »kollektiven Organisator« gesprochen - der über die ganze Republik verstreuten »Außerparlamentarischen Opposition« wurde, der sogenannten 68er.

Neben Strauß, Springer, dem Fernsehpublizisten Gerhard Löwenthal und Professoren wie Erwin K. Scheuch gehörte Matthias Waiden zu den bevorzugtesten Feindfiguren und Watschenmännern für die Kommentatoren in *konkret,* zu deren begabtesten Vertretern die bereits zu Lebzeiten legendär verklärte Ulrike Meinhof zählte. Waiden dagegen war die lebendige Verkörperung dessen, was man damals mit dem Ton äußersten Abscheus »Springer-Presse« nannte, gegen die man Schriftstellerboykotte organisierte, die für die Ewigkeit durchgehalten werden sollten, und Orwellreife Haßwochen veranstaltete, Springer-Puppen symbolisch verbrannte oder jene für die damalige Zeit typischen Sprechchöre skandierte, im Ton von Kinderversen wie »Jeder, der den Springer liest - auch auf Vietnamesen schießt!«.

Alle diese Verse klangen kindlich und irrational - alle schienen für die Agitpropbühne »Gripstheater« gemacht zu sein, bei der schon die Fünfjährigen Sprüche lernen sollten wie »Haut dem Springer auf die Finger!«, aber auch schon »Terror, Haschisch, Meskalin - für ein freies Westberlin!« oder das verhängnisvolle »Hattu Haschisch inne Taschen - hattu immer was zu naschen!«. Die Sprüche hörten sich harmlos an, aber der Haß auf Springer und Waiden hatte einen guten Grund - Leute wie sie standen nicht nur dem realen Kommunismus, sondern auch allen neuen sozialistischen Bewegungen, die den Terror als legitimes Mittel der Auseinandersetzung ansahen, schroff ablehnend gegenüber.

Vor allem aber fochten Waiden und seine politischen Freunde erbittert und mit polemischer Härte gegen die Beschwichtigungspolitik eines Egon Bahr, den »Wandel durch Annäherung«. Waldens

Verkaufte Auflage von 175 000, durch das Institut IVW geprüft, mit einer geschätzten »Mitleserschaft« von zirka drei Personen pro Heft, macht rund 520 000 Leser.

Artikel wurden zu einem ärgerlichen Hindernis beim Versuch deutscher Sozialdemokraten, die Spaltung Deutschlands als historischen »Fakt« hinzunehmen, wie es im Falschdeutsch von Walter Ulbricht so schön hieß, sondern die auch Teilung des Landes als Kriegsfolge und also verdientes Schicksal sogar noch schönzureden.

Zwischen dem Herausgeber von *konkret,* der publizistischen Speerspitze der 68er, und Waiden, dem Kolumnisten der *Welt am Sonntag* und Stellvertreter des Verlegers im Vorsitz der Geschäftsführung, konnte - so müßte man annehmen - kein größerer Gegensatz denkbar sein.

Es gab jedoch schon damals zwei Verbindungslinien oder Gemeinsamkeiten: Der aus der persönlichen Erfahrung mit dem Stalinismus kommende strikte Antikommunismus des *konkret-Her*ausgebers. Dazu kam meine schonungslose Ablehnung der DDR-Diktatur - eine Feindschaft, die auch erwidert wurde - und zweitens mein vom ersten Tag ihrer Entstehung geführter Kampf gegen den Terrorismus und die zunächst nach meiner geschiedenen Frau genannte »Baader-Meinhof-Gruppe« (RAF).

Damals begann *mein* »Langer Marsch durch die Illusionen«, und die Radikalen im Lande riefen nach der erfolglosen »Enteignet Springer«-Kampagne und dem ebenso mißglückten Versuch, den *SPIEGEL* durch ein Redaktionskollektiv zu übernehmen, auch bald »Enteignet Röhl!«. 1973 wurde die Zeitschrift *konkret,* nicht ohne die tätige Mithilfe der alten KPD-Seilschaften, unter Anwendung abenteuerlicher Intrigen und bürgerkriegsartiger Gewalttätigkeiten schließlich von ultraorthodoxen Kommunisten übernommen, der Herausgeber und seine wichtigsten freien Mitarbeiter hinausgedrängt, *konkret* fiel innerhalb weniger Monate wieder in die frühere Bedeutungslosigkeit zurück. Seine unabhängige Linie führte ich mit einer neuen Zeitschrift *dasda/avanti* fort.

Nur ein einziger Autor, Wolfgang Venohr, hatte 1979 noch den Mut, das Buch »Die Wiedervereinigung kommt bestimmt« zu veröffentlichen, aber die Neuerscheinung wurde kaum beachtet, als realitätsblind und abseitig bestensfalls belächelt. Vorabgedruckt wurde es in *avanti.* Hier fand auch schon 1978/79 die erste Diskussion über »Die Linke und die nationale Frage« statt, und ich freue mich, der Herausgeber gewesen zu sein, der damals diese Diskussion angeregt und über ein Jahr lang fortgeführt hat - ein Diskurs,

der heute noch nicht abgeschlossen ist.* *avanti* jedoch wurde, wiederum nicht ohne Beihilfe der KP-Seilschaften, politisch mehr und mehr isoliert und das Blatt wirtschaftlich zugrunde gerichtet. Von nur drei Mitarbeitern war einer der Stasi-IM Bernd Michels, der Mann, der von Markus Wolf ausersehen war, als Topagent die Nachfolge Guillaumes anzutreten, der damals noch nicht einmal enttarnt war. Da siegte die DDR erneut, auf dem einzigen Felde, auf dem sie dem Westen stets überlegen gewesen war, auf dem Gebiet des Betrugs, der gezielten Desinformation und des Anheuerns von nützlichen Idioten. Die Zeitung, in der junge Sozialisten damals begannen, über die Nation zu sprechen, während das Establishment und die herrschende Klasse sie gerade endgültig abgeschrieben hatten, wurde liquidiert.

Matthias Waiden hat von dieser Entwicklung, soviel ich weiß, keine Kenntnis gehabt, jedenfalls hat er nicht darüber geschrieben. Auch nicht über den unerbittlichen Kampf, den ich schon im alten *konkret* gegen die Anfänge der RAF geführt hatte.

Meine Entwicklung verlief nicht an einem Abend. Die Vernichtung meines bescheidenen Lebenswerks, der Verlust zweier Zeitungen, ihrer Verlage und meines Hauses, die Zerstörung meiner Familie und meiner persönlichen Existenz führten im Laufe von 30 Jahren in mehreren Stufen zur Annäherung an die Position des früheren Erzfeinds Matthias Waiden.

Nicht nur die linken Kritiker des realen Sozialismus wurden mundtot gemacht. Auch die konsequenten Antikommunisten im bürgerlichen Lager wie Gerhard Löwenthal und Matthias Waiden gerieten langsam ins Abseits.

Die Zeit schien gegen die Vernunft zu arbeiten. Welcher Unsinn wurde damals nicht verbreitet: »Die Schule der Nation - ist die Schule!« Doch gerade die Schule war ja den schlimmsten Verheerungen und Verwüstungen durch die 68er ausgesetzt. Goethe und Schiller, Hölderlin und Benn wurden mehr und mehr durch Reportagen aus dem Alltag und Wallraff-Texte ersetzt und dessen Methode, sich durch Amtsanmaßung und andere Schwindeleien »Informationen« zu ergaunern, den Schülern zur Nachahmung

Die meisten Beiträge wurden später in dem Buch »Die Linke und die nationale Frage« abgedruckt, herausgegeben von Peter Brandt und Herbert Ammon, Reinbek 1981.

empfohlen. Exaktes Lernen der Mathematik wurde für eine ganze Generation durch die viel zu spät als Nonsens erkannte »Mengenlehre« ersetzt, Vaterlandsliebe durch den Homunkulus »Verfassungspatriotismus«, nationale Selbstwahrnehmung durch multikulturelle Beliebigkeit, Pflichtgefühl und Arbeitsethos durch die Empfehlung, möglichst nur bei guter Laune und gutem Wetter, »Bock« und richtiger Motivation (»Moti«) tätig zu werden.

Außenpolitisch trieb die von Stalins und später Honeckers Propagandaministerien auf Hochtouren gehaltene Desinformationskampagne immer ärgere Wort- und Stilblüten. Wurden auf dem Höhepunkt des kalten Kriegs sogar die bis an die Zähne bewaffneten russischen Raketentruppen »sowjetische Friedensfreunde« genannt, die sowjetische Wasserstoffbombe von übereifrigen Fellowtravellern als »Friedensbombe« verklärt, so begaben sich in den 80er Jahren Hunderttausende gutwilliger Schüler und Studenten als »Friedensbewegung« auf auf den Weg, um die von Helmut Schmidt initiierte »Nachrüstung« durch Massendemonstrationen zu stoppen. »Frieden schaffen - ohne Waffen!« Das hätte man in Moskau skandieren müssen.

Nur wenige Publizisten stellten sich der Entwicklung noch in den Weg, ein großer Teil der Massenmedien sympathisierte bereits offen mit den Entspannungspolitikern und »Friedensmarschierern«.

»Wir werden wie das Wasser sein. Das weiche Wasser zwingt den Stein«, dichtete Stasi-IM und Popsänger Dehrn, und die Friedensbewegung sang es mit verklärtem Lammblick nach. Klar, langfristig gesehen hatten die Sänger recht: in Millionen von Jahren ist alles vorbei. Der Wandel in den Köpfen ging schneller vor sich. Nachdem man den Konkurs von Honeckers Marx-und-Murks-Wirtschaft durch westliche Kredite immer wieder hinausgeschoben hatte, schien die DDR am Ende wirklich »Fakt« geworden zu sein, eine Wiedervereinigung Deutschlands in einem parlamentarischen System undenkbar. Im Umbruch und all der Verwirrung dieser Jahre standen Leute wie Springer und sein scharfsichtiger Waffengefährte Matthias Waiden unerschüttert gegen den Zeitgeist, sahen sich aber bestätigt in ihren finstersten Ahnungen.

Matthias Waiden starb 1984. Nach seinem Tode und der Kaltstellung von Löwenthal im ZDF wurde es still um die Gegner der Linken. Alle Zeichen standen auf Zusammenarbeit mit dem Ost-

block, Wandel durch Annäherung. Ein Fehlschluß, der zuletzt auch Strauß unterlief: Der von ihm eingefädelte Milliardenkredit ermöglichte der längst bankrotten DDR eine betrügerische Konkursverschleppung von noch einmal zwei Jahren.

Im Todesjahr von Matthias Waiden war selbst das Wort Wiedervereinigung verpönt, das heißt unter Strafe gestellt, der Strafe der gesellschaftlichen Isolierung, ja der Lächerlichkeit. Die kürzeste Antwort auf die Frage nach der Wiedervereingung gab Egon Bahr: »Quatsch!«""

1990 wurde der durch die keinen Beschwichtigungspolitiker und Koexistenzsurfer mehr aufzuhaltende Zusammenbruch der kommunistischen Weltmacht und die Wiedervereinigung Deutschlands, an die Waiden sein Leben lang geglaubt hatte, Wirklichkeit. Um mitzuerleben, wie sehr er, auch in Einzelheiten, recht behalten hatte, hätte Matthias Waiden nur fünf Jahre länger leben müssen.

Die Glaubwürdigkeit der deutschen Intellektuellen von heute hat viel damit zu tun, ob sie zuzugeben bereit sind, wie sehr Matthias Waiden in allen Punkten recht behalten hat vor der Geschichte.

Doch die meisten von ihnen sind weit davon entfernt, ihre gehätschelten Lebenslügen, die sie so lange erzählt haben, bis sie sie am Ende selbst glaubten, je in Frage zu stellen. Die Anpassungspolitiker, die zuerst in der SPD, später aber auch in der CDU auftraten, hatten ihre falsche Interpretation der Welt zu einem vollendeten, in sich selbst stimmigen monokausalen System entwickelt, eine im Grunde antigaliläische Kosmologie, deren Kernbehauptung die Annahme ist, daß der Regen von unten nach oben fällt.

Dazu gehörte die Heilsgewißheit, daß der Kommunismus eigentlich halb so schlimm sei und durch Annäherung zu wandeln, die notwendigerweise - »jeder müsse ein Stück weit nachgeben« - auch ein Stück Anbiederung sein müßte. Daß die Gunst der Gewaltherrscher, deren Trinkfestigkeit (bei Friedensverhandlungen und Banketten) man nicht müde wurde zu rühmen, ihr bärenhafttapsiges Wohlwollen durch Riesenkredite zu erkaufen sei, wenn diese nur groß genug ausfallen würden, und der feste, wenn auch

Vgl. Klaus Rainer Röhl, Dcutschcr Narrcnspicgcl. Hypochonder und Schutzheilige, München 1997, S. 198. Dort weitere Aussagen Bahrs zum Thema.

gewissermaßen klammheimlich gehegte Aberglaube, daß der Kapitalismus, besonders seine westliche Vormacht, die USA, an allem schuld sei, all diese selbstbetrügerischen Illusionen werden die meisten von ihnen mit ins Grab oder als sanftes Ruhekissen in ihr Seniorenbett nehmen.

Das endgültige Zerbrechen ihrer linken Lebenslügen sehe ich ohne Bedauern. »Einmal Kommunist - immer Kommunist« oder »Einmal Frankfurter Schule - immer Frankfurter Schule«, eine Devise, nach der viele prominente Schriftsteller und Wissenschaftler zu leben scheinen, halte ich, vorsichtig ausgedrückt, für die Folge von Altersstarrsinn.

Besonders unerfreulich, ja sogar ein wenig unappetitlich ist die dreiste Behauptung, daß die schließlich gegen ihren erklärten Willen doch noch erfolgte Wiedervereingung, die sie für »Quatsch« und die Forderung danach für einen gefährlichen Rückfall in den kalten Krieg gehalten hatten, im Grunde ihre Leistung gewesen sei - Ergebnis der neuen Ostpolitik, der Schlafwandlung durch Anpassung, der Beschwichtigung und Verharmlosung. Hoffen sie im Ernst, daß künftige Studenten der Geschichte keine Archive, keine geheimen Gesprächsprotokolle, keine SED/SPD-Papiere lesen werden?

## *Was wird bleiben von den 68ern?*

Nichts Nennenswertes. Nur die Kunde, daß mit ihnen das Ende Deutschlands als Nation begann. Den Zweiten Weltkrieg gewannen die Alliierten, unter ihnen auch die Sowjetunion mit dem Diktator Stalin. Aber wirklich am Boden lag das deutsche Volk nicht. Das Land, zerstückelt, abgetrennt ein Drittel, der Rest in zwei ungleiche Hälften zerteilt, wurde im Westen wieder aufgebaut in wenigen Jahren. Von den Uberlebenden der großen Katastrophe, den Flüchtlingen aus den Ostprovinzen, den Heimkehrern und Müttern und Kindern, die die Bombenteppiche und Feuerstürme in den Städten überlebt hatten. Sie bauten, unter Führung von Konrad Adenauer und Ludwig Erhard und unter kritischer, aber konstruktiver Mithilfe der damaligen Gewerkschaften und der SPD unter Kurt Schumacher und Erich Ollenhauer und dem jungen Willy Brandt als Bürgermeister von Berlin, das Land wieder auf. Aber die Kraft der überlebenden Kriegsgeneration reichte nur noch für das Wirt-

schaftswunder und das Fußballwunder von Bern, für Volkswagen und Fernsehen für alle und Ferien mit Touropa und Rückkehr nach Europa, für Nato-Integration und Aufnahme in die Völkergemeinschaft. Aber die Kraft reichte nicht mehr zum Widerstand gegen die eigenen Kinder, die Kinder von Marx und Marcuse, von Adorno und Horkheimer, die ihre Eltern umerziehen wollten zu »friedlichen Menschen« und deren Idole doch die Kriegshelden Che Guevara und Ho Tchi Minh waren und auch, was die meisten heute vergessen haben, die Massenmörder Mao und Pol Pot. Wirklich gewonnen wurde der Zweite Weltkrieg gegen die Deutschen erst von den 68ern.

Sie haben den Deutschen das Deutschsein so gründlich herausoperiert, wie die Siegermächte es einst gewollt hatten, das Rückgrat gleich mit.

Die Deutschen sind so friedlich geworden, daß sie am liebsten nur noch in Ruhe gelassen werden wollen. Bloß nirgends anecken. Nationale Debatten wie der Historikerstreit finden nicht mehr statt oder werden, wie vor einigen Jahren die Diskussion über die alliierten Kriegsverbrechen und die durch Flucht, Vertreibung und Bombenterror getöteten deutschen Zivilisten, sogleich mit der »Auschwitzkeule« niedergemacht. Die Tugendwächter der politischen Korrektheit bringen jede intellektuelle Debatte zum Schweigen. Die wissenschaftlichen Eliten verlassen das Land und erlangen die amerikanische Staatsbürgerschaft oder gehen in den Fernen Osten, sogar in die Schweiz. Was bleibt, ist kleinkariert und ängstlich. Das große Kapital, die Wirtschaft versucht, so gut es geht, ihre Produktion aus dem industriefeindlichen Deutschland ins Ausland zu verlagern, die Atomindustrie beliefert Finnland, Innovationen wie die Magnetschwebebahn gehen nach China. Arbeitsplätze »wandern ab«. Statt dessen holen wir, neuerdings auch mit Billigung von Angela Merkel, weiter unqualifizierte »Migranten« ins Land, zu den rund sieben Millionen Ausländern, die Mehrheit davon Muslime, von denen das Gros direkt in das deutsche Sozialsystem einwandert. Oder in die Kriminalität. Die deutsche Polizei wagt bis heute nicht einmal, die Nationalität der Schwerstverbrecher zu nennen, aus Furcht, ausländerfeindlich oder rassistisch genannt zu werden. 1970 folgten die deutschen Studenten dem Aufruf zum »Langen Marsch durch die Gesellschaft«, die sie erobern und umgestalten wollten. Schon lange vor 1998 hatten sie überall im

Land Erfolge. 1998 fiel ihnen das Land, nur noch schwach verteidigt von einer verbrauchten Elite, die keine Nachfolger mehr ausgebildet hatte, zu wie eine Beute, wie besiegtes Land, auf Gedeih und Verderb. Viele Jahrzehnte unter SPD-Herrschaft in Bund und Ländern und eine CDU, die nur noch aus einem einzigen Mann zu bestehen schien, hatten den Widerstand gelähmt. Der schleichende kulturelle und - es gibt kein anderes Wort dafür - ethisch-moralische Verfall des Landes hatte schon eingesetzt. Was Helmut Schmidt, der Sieger von Mogadischu, noch einfordern mochte und dafür von seinem Parteifreund Lafontaine verhöhnt und diffamiert wurde, die preußischen Sekundärtugenden, konnte Schröder in der tiefsten wirtschaftlichen Krise des Landes nicht mehr abrufen - niemand kannte sie mehr.

Was hat die Generation 68 geschaffen? Nichts. Das Land ist vernachlässigt wie seine Städte und seine zersiedelten Dörfer. Der Beton der nach dem Krieg wieder aufgebauten Häuser bröckelt, die Fassaden und Wände der einstmals vorbildlich modernen Schwimmbäder und Bibliotheken werden rissig, die Farbe blättert ab. Die fabelhaft künstlichen, autofreien Stadtkerne sind von jener gesetzlich vorgeschriebenen »Kunst am Bau« befallen, den die ideenlosen Nachfahren von Joseph Beuys und Fritz Wotruba für viele Zehntausende guter D-Mark aus Stahl und Beton verfertigt haben, manchmal hat eine Stadt auch eine der wie ein Hefeteig unförmig auseinanderlaufenden Plastiken von Henry Moore erworben; fast jede Stadt im Ruhrgebiet hat er für würdig befunden, eines seiner Kunstwerke an einem öffentlichen Ort aufzustellen. Der Rest der verbleibenden Mauern und Wände ist wie von einem Pilzbefall bedeckt mit Graffiti und alltäglichem Schmutz — unwohnlich und unbewohnt erscheinen die Städte, einander bis zur völligen Gleichheit ähnlich, öde und trostlos am regnerischen Alltag wie in sommerlicher Hitze, und die sogenannten Stadtteilfeste und Weihnachtsmärkte mit Flohmarkt und Glühwein genormt und langweilig von Flensburg bis Regensburg.

Die Kultur wird von den Kulturbeauftragten der Städte und der Länder betrieben. Viel Betrieb, viel Wichtigtuer, wenig Widerstand im Land. Musical statt Theater, aufwendig geförderte Unterhaltung auf Staatskosten, beliebt wie Popcorn und Kino. Theater? Deutsche Klassiker werden - nicht nur von Castorf und Schlingensief - grundsätzlich »gegen den Strich gebürstet«, und das heißt, in das

Gegenteil ihrer theatralischen Absicht verkehrt. Eigene Stücke dieser Generation sehen so aus wie sie selbst: Schlaff. Trotz reichlicher Verwendung von Sex, Alkohol und Drogen. Sie kennen nichts anderes. Die jungen deutschen Autoren haben in ihrer Schule wahrscheinlich keinen einzigen Text der deutschen Klassiker mehr gelesen. Statt dessen lasen sie im Deutschunterricht Günter Wallraff und seine Epigonen. Ausnahmen bestätigen die böse Regel nur.

Die »große Bewegung der Schüler und Studenten« war angetreten, um Deutschland zu verändern. Es ist ihnen tatsächlich gelungen. Aber fragen Sie mich nicht, wie. Wie sieht denn das Land aus? Nach verordnetem Antifaschismus und politischer Korrektheit, friedlichen Demonstrationen und mörderischen Terroristen - manchmal auch friedlichen Demonstrationen für mörderische Terroristen -, nach befreiten Menschen und befreienden Drogenräuschen, sozialer Gerechtigkeit und Gerechtigkeit für die Völker der dritten Welt, nach dem tiefen Schock, den der Zusammenbruch des Kommunismus für alle Linken war.

Es war wie im Märchen. Ach, wir alle, die wir dabei waren, glaubten an des Kaisers neue Kleider und bestärkten andere in dem Glauben. Aber da war nichts. War nur die Ausführung schlecht - die Idee gut? Der Kern gut? Wir wissen heute, daß der Kern hohl war wie eine taube Nuß: das perfekte monokausale System des Sozialismus, das zuerst als fehlerfrei gepriesen, später als fehlerhaft, aber veränderbar beschrieben wurde. Die Fehler würden korrigiert werden, hieß es. Fehler, die nichts zählen sollten gegen die einmalige Größe der Sache. Doch das System des Sozialismus hatte gar keinen Fehler. Es war der Fehler.

## *Lebenslüge Antifaschismus*

Immer wenn in Deutschland einer den Mund aufmacht und aus der Front der politisch Korrekten ausscheidet, wird er gejagt. Von einer Gruppe, die sich Antifa nennt. Antifa, von Antifaschismus. Eine kleine Gruppe meist junger Leute, die versuchen, Einfluß auf die Politik zu nehmen. Abgeordnete der PDS, heute DIE LINKE, unterstützen die Antifa-Gruppen. Meist versucht man, breitere Kreise, am liebsten ganze Stadtparlamente, Verbände, Ausschüsse für den Kampf gegen Rechts zu gewinnen. Gegen die Extremisten. Dabei

wird ganz offen mit Diffamierung gedroht, die demokratischen Parteien werden erpreßt. Seid ihr etwa für die Nazis? Für die Rechtsextremisten, für das rechtsradikale Gedankengut? Manchmal genügt es schon, wenn man Hitlers Autobahnen erwähnt, die bekanntlich schon lange vor seiner Machtübernahme geplant waren, oder den Arbeitsdienst, der schon lange vor 1933 existierte oder gar, wie im jüngsten Skandal um die beliebte Fernsehmoderatorin Eva Herman, bestimmte Mutterschutzgesetze im NS-Staat, mit denen der Kinderreichtum gefördert werden sollte. Dann erfolgt ein Appell der Antifa-Kommandos an die demokratischen Parteien zur Einheitsfront, nicht selten mit Erfolg auch bei CDU und FDP. »Antifaschistische« Bündnisse werden geschmiedet und Steuergelder dafür eingeworben, die in Höhe von jährlich 24 Millionen Euro für den Kampf gegen die Extremisten bereitstehen. Der Treppenwitz ist nur der, daß die Antifa-Leute meistens selber Extremisten sind - Linksextremisten. Anhänger von Stalin und Lenin. Kommunisten. Selten auch Anarchisten. Ihre eigenen Grüppchen haben kaum Aussicht auf Erfolg bei Wahlen. Deshalb suchen sie ihren Einfluß durch die Antifa-Ausschüsse zu verstärken.

Das hat eine lange Tradition bei den Kommunisten und reicht weit in die 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein. In das Jahr 1922. So lange gibt es »Antifaschisten«, und sie hatten schon damals die gleiche Funktion wie heute: den Bock zum Gärtner zu machen. Radikale Linke zu Hütern der Demokratie zu befördern.

Die Erben Stalins als Vorkämpfer für Humanität und Menschenrechte? Mit den Autonomen und gewaltbereiten Linken gegen den Faschismus? Die Frage wird kaum diskutiert. Denn beim Stichwort »Antifaschismus« rastet der gesunde Menschenverstand bei geschlossenen Gruppen deutscher Meinungsbildner, Politiker, Buchautoren, Publizisten, Politiker und Fernsehjournalisten einfach aus. Ursache dafür ist eine geradezu abenteuerliche Affinität deutscher Intellektueller für bestimmte Seiten kommunistischer Propaganda. Gerade diejenigen, die sich viel darauf zugute hielten, zu den redlichsten, scharfsinnigsten, unbestechlichsten Kritikern von Staat und Gesellschaft in der ersten deutschen Republik zu gehören, blendeten häufig ihren Verstand aus, wenn die Kommunisten sich ihnen gegenüber als die Opfer von Verfolgung und Unterdrückung darstellen konnten. Sie ergriffen Partei für die Kommunisten, von denen schon seit 1918 bekannt war, daß sie ihre

Herrschaft in Rußland ausschließlich besonders brutaler und konsequenter Unterdrückung politischer Gegner zu verdanken hatten, getreu dem Wort Lenins an die Tscheka: »Rücksichtslosigkeit ist unsere Pflicht. Innerhalb dieser Pflicht ist Grausamkeit das höchste Verdienst.«

Das hinderte deutsche Publizisten und Schriftsteller nicht an einer geradezu blinden, romantischen Parteinahme für das russische Experiment, die Natur des Menschen gewaltsam zu verändern. Kurt Tucholsky, der als Mitarbeiter der *Weltbühne* durchaus über Informationen, sogar über Hintergrundinformationen aus der damaligen Sowjetunion verfügen konnte, antwortete 1930 auf die Frage der *Moskauer Rundschau,* wie er sich im Falle eines Kriegs gegen die UdSSR verhalten würde, unumwunden: »Für Rußland gegen jene Mächte, auch dann, wenn es sich um Deutschland handelt.«

Mit dieser Parteinahme ist Tucholsky kein Einzelfall. Als scheinbar realer Hoffnungsträger für alle linken Utopien wurde die Sowjetunion mit einem Vertrauensvorschuß bedacht, an dem weder Lenins Zarenmord, die blutige Ausschaltung aller politischen Gegner mit einem neuartigen flächendeckenden System von Konzentrationslagern (GULAG) noch der singuläre Massenmord an zehn Millionen russischer Bauern etwas ändern konnten. Scharenweise rekrutierten die Kommunisten unter den Intellektuellen des Westens diejenigen, die Lenin einmal »nützliche Idioten« genannt hatte: Intellektuelle, die keine Kommunisten sind, aber in bestimmten Fragen ein Bündnis mit ihnen eingehen.

Solche Bündnisse hatten die Kommunisten auch dringend nötig. Für die Partei der Bolschewiki (eigentlich = Mehrheitler) zu deren Geburtsfehler es gehörte, eine Politik zu verfolgen, die unter demokratischen Verhältnissen niemals irgendwo mehrheitsfähig war, wurde die Infiltration und Manipulation anderer Parteien, Räte, Gewerkschaften und anderer Organisationen ein elementares Instrument ihrer Politik.

1918 scheitert in Deutschland der kommunistische Versuch, die Masse der Sozialdemokraten und Gewerkschaftler zu mobilisieren, um über eine Räteregierung oder direkt über einen Aufstand zur Macht zu gelangen. 1921 und 1923 gibt es noch zwei blutige gescheiterte Aufstandsversuche in Deutschland, in Sachsen und Thüringen und später in Hamburg. Seitdem versucht die KPD, die

Macht auf Umwegen zu erreichen. Allerhand Unterorganisationen, Komitees, Ausschüsse, Aktionen und Kongresse sollen die Partei in die Lage versetzen, potentielle Mitkämpfer zu gewinnen. Hauptobjekt dieser Infiltrations- und Bündnisversuche sind die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften, die sich jedoch als außerordentlich immun gegen kommunistische Unterwanderung erweisen.

Ab 1928 mehren sich die Anzeichen einer weltweiten Wirtschaftskrise. Gleichzeitig tritt mit den Nationalsozialisten eine Partei auf den Plan, die als einflußlose Splitterpartei von den kommunistischen Taktikern bisher kaum beachtet worden war: Aus nur 14 Mandaten von 1926 werden plötzlich 85. Jetzt wird der »Antifaschismus« zum Instrument kommunistischer Bündnispolitik.

Dieser Begriff ist in Italien entstanden. Gegen die mit schwarzen Hemden uniformierten Faschisten (aus *Fasci di combattimento,* Kampfbünde aus Kriegsteilnehmern) bildet sich unter kommunistischer Initiative schon 1922 ein »antifaschistisches« Bündnis, die »Alleanza del Lavoro«, in der auch Sozialisten und Populari (Christdemokraten) mitarbeiten. Diese rief im Juli 1922 gegen die Schwarzhemden zu einem Generalstreik auf, konnte aber den Sieg Mussolinis im Oktober nicht verhindern. Die »antifaschistischen« Gruppen wirkten von Paris aus weiter. Ab Juni 1929 soll nach dem Willen Stalins in Moskau der »Antifaschismus« zu einer Waffe werden, um den Kommunisten zu größeren Erfolgen zu verhelfen.

Die Kommunistische Partei und ihre vielen kleinen Funktionäre hatten nun, ganz ähnlich wie heute, die schier unlösbare Aufgabe, die Sozialdemokraten und Gewerkschaftler in Stadt und Land davon zu überzeugen, daß es notwendig sei, zusammen mit den Kommunisten eine »antifaschistische Einheitsfront« zu bilden. Aber das fand damals (!) wenig Verständnis bei den sozialdemokratischen Mitgliedern.

Nur die Intellektuellen, allen voran die *Weltbühne,* wurden nicht müde, die SPD in immer neuen Aufrufen zu einem gemeinsamen Vorgehen mit der KPD zu ermuntern. Alle Intellektuellen waren Antifaschisten, aber der Antifaschismus der meisten Schriftsteller war genauso naiv wie ihr Pro-Bolschewismus.

Beide Einstellungen hatten sich schon sehr früh ausgebildet. Hier wie dort waren es mehr oder weniger romantische oder ästhetische Gesichtspunkte, nach denen die Parteinahme erfolgte. Die Abnei-

gung gegen Marschmusik und Uniformen, preußischen Kommiß und Polizeistiefel, bürgerliches Ambiente und völkische Großmannssucht, gegen Nietzsche-Kult und Wagner-Opern hatte schon Vorkriegstradition. Hitler war in den Augen der meisten Intellektuellen in erster Linie ein kleiner Popel, eine »Promenadenmischung« (Tucholsky). Als heiseren Schreihals, der von der Großindustrie Geld bekommt, stellten ihn die Fotomontagen John Heartfields 1932 eher lächerlich als tödlich dar.

Ganz anders die Haltung zur Sowjetunion. Gedichte von Majakowski, Musik von Schostakowitsch, das Moskauer Liebermann-Ensemble, der russische Futurismus und das sowjetische Tanztheater, allem voran aber die Filme von Eisenstein und Pudowkin trugen viel zur Herstellung eines positiven Bilds vom »neuen sowjetischen Menschen« bei. Diesen glaubten die nach Rußland reisenden Schriftsteller dann in der Wirklichkeit der potemkinschen Landschaften, durch die ihre sowjetischen Reisebegleiter sie führten, wiederzuentdecken. Was scherte es die begeisterungswilligen westlichen Schriftsteller, daß Majakowski längst in den Selbstmord getrieben worden war, die Futuristen verboten, Tretjakow abgesetzt wurde, Eisenstein und Pudowkin Produktionsverbot hatten, und Schostakowitsch barbarisch zensiert wurde (von einem Kultusminister wie Schdanow, dem das Wort zugeschrieben wird »Musik ist nur, was ich nachsingen kann«). Hier beginnt das Phänomen einer geschichtlich einmaligen selektiven Wahrnehmung. Was man in der *Weltbühne* pausenlos der deutschen Justiz vorwarf, daß sie nämlich auf dem rechten Auge blind sei, galt für die eigenen Leute: Sie hatten die Sehstörung auf dem linken Auge.

1928 stehen viele deutsche Schriftsteller und Intellektuelle links (»Links, wo das Herz ist!« [Leonhard Frank] und blicken voll Hoffnung auf die Sowjetunion.

Das einmal geprägte positive Rußlandbild wollte man auch dann nicht preisgeben, als die Berichte über die Ermordung von Millionen russischer Bauern, über Massenverhaftungen und Schauprozesse unüberhörbar geworden waren. Die Front der nützlichen Idioten wankte und wich nicht. Die Kunst des Selbstbetrugs blühte. Schieden einmal einzelne wie André Gide, Arthur Koestler und Ignazio Silone aus dieser Gruppe aus, so traten andere, jüngere an ihre Stelle und verkündeten ihrem Publikum abermals die Botschaft vom neuen, besseren sowjetischen Menschen. Und vom Anti-

faschismus. Zwar brauchte die Komintern nach Hitlers Machtantritt noch mehr als zwei Jahre, um endlich auf ihrem siebten Kongreß im Mai 1935 die unselige These vom Sozialfaschismus über Bord zu werfen und den Sozialdemokraten Bündnisse anzubieten. Tatsächlich kam es zu Volksfrontregierungen in Frankreich und Spanien, von denen die letztere den Spanischen Bürgerkrieg auslöste und durch das Engagement deutscher und italienischer Freiwilliger auf beiden Seiten (Legion Condor, Thälmann-Kolonne) den Bestand an Märtyrern und Romantik, Liedern und Legenden gewaltig anschwellen ließ.

Die Zahl der »nützlichen Idioten« wuchs durch den Spanienkrieg enorm an, bei vielen Intellektuellen auch als Reaktion auf den nun offenkundigen Antisemitismus in Hitlerdeutschland. Schriftsteller und Künstler pilgerten nach Moskau oder traten in großer Anzahl auf dem »antifaschistischen Kongreß« in Paris auf, so Heinrich Mann, Henri Barbusse, Ernst Bloch, Lion Feuchtwanger, Ernst Fischer, G. B. Shaw und Romain Rolland, und es überrascht nach dem eben Gesagten schon nicht mehr, daß sie sich durch die im gleichen Jahr beginnenden, in der Geschichte der Zivilisation singulären Moskauer Schauprozesse nicht im geringsten von ihrer Wertschätzung der Sowjetunion abhalten ließen. Je schärfer die Anklagen gegen Mord, Folter und Unterdrückung in Hitlerdeutschland vorgetragen wurden, desto angestrengter mußten die Augen zugekniffen werden, um Mord, Folter und Unterdrückung in der Sowjetunion zu ignorieren. Schließlich war diese Vortrupp und zuverlässigster Stützpunkt des Antifaschismus.

Auch in Spanien war es ja keineswegs so schön heroisch zugegangen wie in Ernst Büschs wundervoll schmetternden Liedern, die heute noch in jedem linken Haushalt gern aufgelegt werden. Ernst Busch trat als Truppenbetreuer *hinter* der Front auf. In der Realität der »Thälmann-Kolonne« wurde wenig gesungen, dafür aber wurden durch den sowjetischen Geheimdienst und Helfer aus der KPD diskret »unzuverlässige« Genossen liquidiert oder verschleppt - unter bereitwilliger Mithilfe des Politkommissars Walter Ulbricht. Da wurde sogar der Erfinder oder Wiederentdecker des einprägsamen, oft befolgten Spruchs »Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft«, Heinz Neumann, aus Spanien nach Moskau zitiert und wenig später »liquidiert«.

Doch der sich auf wundersame Weise immer wieder regenerie-

renden Gruppe der Antifaschisten und Freunde der Sowjetunion wurde noch mehr zugemutet: Es spricht für ihre geradezu unbeirrbare Vorliebe für Stalin und das Reich der Schauprozesse, des Hotels Lux und des Archipel GULAG, daß sie von ihrer Treue auch dann nicht abließen, als Stalin es für nötig befand, einige Jahre ganz aus der antifaschistischen Einheitsfront auszusteigen und mit Hitler einen für beide Seiten lukrativen Nichtangriffspakt zu schließen. Das war nun wirklich starker Tobak, aber die meisten hielten auch das durch. Während dieser Zeit blieb es ausgerechnet nationalsozialistischen Schriftstellern, Journalisten und *Wochenschau-Reportern* überlassen, den sportlich-schönen, weniger verpimpelten neuen Sowjetmenschen zu entdecken und ihrem Publikum anzupreisen. Dann folgte der Angriff Hitlers gegen die Sowjetunion.

Jetzt erst kam das große Bündnis der westlichen Demokratien mit den Kommunisten zustande, die Anti-Hitler-Koalition, die Stalin noch 1939 strikt abgelehnt hatte. Die sowjetische Propaganda, die eben noch kurz zuvor die »westlichen Imperialisten« und »Kriegstreiber« angegriffen hatte, erklärte die Alliierten jetzt zu Verbündeten einer »antifaschistisch-demokratischen Einheitsfront«.

Nach dem Ende des Kriegs begann die Sowjetunion sogleich, den ihr in Jalta zugesprochenen Teile Europas in kommunistische Satellitenstaaten umzuwandeln. Im ersten Stadium dieser Gleichschaltung wurden sogenannte »antifaschistisch-demokratische« Koalitionsregierungen gebildet, was den Völkern Osteuropas und vor allem den Westmächten suggerieren sollte, hier seien ähnliche Bündnisse zwischen Demokraten und Kommunisten möglich wie im Krieg gegen Hitler. Als der Westen das Spiel durchschaute, war es bereits zu spät. Mit »antifaschistischer« Begründung wurden zuerst Land und Fabriken enteignet, später alle politischen Gegner, in erster Linie Sozialdemokraten, als »faschistisch« entlarvt und ausgeschaltet, oft auch physisch. Später bildeten sie sogenannte Regierungen der »Nationalen Front«, in denen die Kommunisten praktisch die alleinige Macht besaßen. Von einigen örtlichen Besonderheiten abgesehen, blieb dieser Zustand bis zum unerwarteten Ende des Kommunismus bestehen. Auch in der DDR, wo der »Antifaschismus« eine ganz besondere Rolle als Herrschaftsinstrument spielte, vor allem zur Disziplinierung von aufmüpfigen Schriftstellern, die sich bei aller Kritik am Regime immer den antifaschistischen Traditionen ihrer Zunft verpflichtet fühlten und darin von

ihren älteren, aus der Emigration zurückgekehrten Kollegen bestärkt wurden. Selbst wenn diese heftigen Angriffen durch Ulbricht und seine Nachfolger ausgesetzt waren, so blieb ein nie näher definierter »Antifaschismus« in ihren Köpfen doch die Basis ihrer Loyalität zum »ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat«. Dieser wurde der Bundesrepublik gegenübergestellt, von der sie mit zunehmend weniger überzeugenden Gründen behaupteten, daß in ihr die »alten Nazis« schon wieder an der Macht seien. Gegen die riefen sie alle »Antifaschisten« in der Bundesrepublik zum Kampf auf. Doch fanden diese Rufe aus der stacheldrahtumzäunten, wenig attraktiven DDR nur bei einer Minderheit Gehör.

Erst im Zeichen der 68er Bewegung wurden diese Signale von einer neuen Generation von Jugendlichen und Studenten aufgenommen. Die sich revolutionär fühlenden Studenten entdeckten neben dem ziemlich abstrakten »Staat« und dem Kapitalismus als höchst anschauliches Feindbild ihre eigenen Eltern. Sie waren angeblich autoritäre Faschisten oder zumindest »faschistoide Typen«. Die sich rasch wiederbelebende Proletkultromantik der vorwiegend bürgerlichen Jugend gab sich gern »antifaschistisch« und wurde durch eine Flut alter und neuer kommunistischer Literatur darin bestätigt. Als Teilnehmer oder gar Organisatoren von Lichterketten gegen Ausländerfeindlichkeit sahen sie später ihre alten Träume von der antifaschistischen Einheitsfront und von einem »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« am Ende des Jahrhunderts noch einmal verwirklicht.

Nur eine verschwindend geringe Minderheit nahm den Antifaschismus und Antiimperialismus für bare Münze: Die Terroristen der Rote Armee Fraktion (RAF), die Revolutionären Zellen und die »autonomen« Anarchisten. Sie allein handelten eigentlich sogar konsequent - im luft- und realitätsleeren Raum ihrer Phantomwelt. Wenn man fest überzeugt davon ist, daß die Bundesrepublik »faschistisch« ist, ein Zentrum des Imperialismus, der die Welt aus Profitgier in Kriege und Hungerkatastrophen stürzt, dann ist es auch legitim, sie mit den Mitteln des Guerillakriegs anzugreifen, politischen Mord inklusive. Wie Stauffenberg einst die Bombe gegen Hitler gezündet hatte: »Auf Bullen kann geschossen werden!«

Genau das dachte auch der 24jährige Erich Mielke, als er 1931, zusammen mit einigen anderen KPD-Genossen, die Berliner Polizeioffiziere Lenk und Anlauf durch gezielte Pistolenschüsse um-

brachte - verhaßte Vertreter des »Sozialfaschismus«. Lange hatte niemand es wahrhaben wollen, aber am Ende konnte es eigentlich keinen überraschen, daß ebenjener Mielke später den Kämpfern der RAF nicht nur Unterschlupf, sondern auch Logistik und Waffenhilfe gewährt hatte. Proletarische Solidarität.

»Was man auch immer gegen die DDR sagen kann, aber antifaschistisch war sie!« Mit dieser Lebenslüge im Herzen sind viele »gute« Genossen hier wie drüben alt geworden und gestorben. Andere werden, bis ans Ende unbelehrbar, diese Lebenslüge mit ins Grab nehmen, mit ihr die vielen Legenden, die Lieder - und die Märchen. Vom spanischen Heldenkampf, von der großen friedliebenden Sowjetunion, vom antifaschistischen Widerstand, der schon in Spanien begann. Eine Lüge.

Vielleicht sollten wir deshalb den mißverständlichen Begriff »antifaschistisch« in Zukunft besser ersetzen durch ein anderes, bescheideneres Wort, das den Kampf gegen die Menschenverachtung, die Folter, den Terror und den Völkermord von rechts ebenso meint wie den Kampf gegen den Völkermord, den Terror, die Folter und die Menschenverachtung von links: antitotalitär. Gegen den Totalitarismus. Das ist vielleicht nicht so attraktiv, aber es beschreibt eine Wahrheit. Ein Professorenwort von Hannah Ahrendt, eine Kopfgeburt. Darauf reimen sich keine Gedichte von Brecht und lassen sich keine Lieder von Ernst Busch singen. Dafür kann man mit dem Begriff Lüge von Wahrheit unterscheiden. Und danach handeln.

Gegen Stalin und Hitler mit Margarete Buber-Neumann? Von ganzem Herzen ja. Gegen Hitler mit Stalin? »Aufstand der Anständigen« mit ehemaligen Stasi-Helfern? Gegen rechtsextreme Gewaltbereite - mit Sahra Wagenknecht und den Schlägern der Antifa? Mit den Stalinisten gegen die NPD? Nee.

# Die Opfer der RAF

**Norbert Schmid**
Polizeibeamter
t 22.10.1971, Hamburg

**Herbert Schoner**
Polizeibeamter
t 22.12. 1971, Kaiserslautern

**Erwin Beelitz**
Bootsbauer
12.2.1972, Berlin

**Hans Eckhardt**
Polizeibeamter
1 22.3.1972, Hamburg

**Paul Bloomquist**
US-Militärangehöriger
1 11.5.1972, Frankfurt a. M.

**Clyde Bronner**
US-Militärangehöriger
t 24.5.1972, Heidelberg

**Charles Peck**
US-Militärangehöriger
t 24.5.1972, Heidelberg

**Ronald Woodward**
US-Militärangehöriger
124.5.1972, Heidelberg

**Günter von Drenkmann**
Kammergerichtspräsident
Berlin, + 10.11, 1974, Berlin

**Dr. Heinz Hillegaart**
Wirtschaftsattache, t 24.4.1975,
Stockholm (Schweden)

**Andreas Baron von Mirbach**
Militärattache, t 24.4.1975,
Stockholm (Schweden)

**Fritz Sippel**
Polizeibeamter
t 7.5.1976, Sprendlingen

**Siegfried Buback**
Generalbundesanwalt
t 7.4. 1977, Karlsruhe

**Wolfgang Göbel**
Fahrer, t 7.4.1977, Karlsruhe

**Georg Wurster**
Justizbeamter
1 13.4.1977, Karlsruhe

**Jürgen Ponto**
Sprecher des Vorstandes der
Dresdner Bank AG
t 30.7.1977, Oberursel

**Heinz Marcisz**
Fahrer
t 5.9.1977, Köln

**Reinhold Brändle**
Polizeibeamter
t 5.9.1977 Köln

**Roland Pieler**
Polizeibeamter
t 5.9.1977, Köln

**Helmut Ulmer**
Polizeibeamter
t 5.9.1977, Köln

**Arie Kranenburg**
Niederländischer Polizeibeamter,
t 22.9.1977, Utrecht
(Niederlande)

**Jürgen Schumann**
Pilot, f in der Nacht zum
17.10.1977, Aden (Jemen)

**Dr. Hanns Martin Schleyer**
Präsident der BDA und des BDI,
118./19.10.1977

**Hans-Wilhelm Hansen**
Polizeibeamter
t 24.9.1978, Dortmund

**Dionysius de Jong**
Niederländischer Zollbeamter,
1 1.11.1978, Kerkrade
(Niederlande)

**Johannes Goemans**
Niederländischer Zollbeamter,
1 14.11.1978, Kerkrade
(Niederlande)

**Edith Kletzhändler**
Hausfrau
1 19.11.1979, Zürich (Schweiz)

**Dr. Ernst Zimmermann**
Vorsitzender der Geschäfts-
führung der MTU,
1 1.2.1985, Gauting

**Edward Pimental**
US-Militärangehöriger
t 7.8.1985, Frankfurt a. M.

**Becky Bristol**
US-amerikanische Zivilangestellte
1 8.8.1985, Frankfurt a. M.

**Frank Scarton**
Militärangehöriger
t 8.8.1985, Frankfurt a. M.

**Prof. Dr. Karl Heinz Beckurts**
Mitglied des Vorstandes der
Siemens AG
t 9.7.1986, Straßlach

**Eckhard Groppler**
Fahrer
t 7.9.1986, Straßlach

**Dr. Gerold von Braunmühl**
Ministerialdirektor
1 10.10.1986, Bonn

**Dr. Alfred Herrhausen**
Sprecher des Vorstandes
der Deutsche Bank AG
t 30.11.1989, Bad Homburg

**Dr. Detlev Karsten Rohwedder**
Vorstandsvorsitzender
der Treuhandanstalt
11.4.1991, Düsseldorf

**Michael Newrzella**
Polizeibeamter
t 27.6.1993, Bad Kleinen

# Register


Abendroth, Wolfgang 89
Acel, Eve 29
Adenauer, Konrad 60 f.
Adorno, Theodor W. 102
Ahrendt, Hannah 305
Albertz, Luise 63
Allegs, Henri 76
Altvater, Elmar 88
Andersch, Alfred 112
Angenfort, Jupp 106 f.
Aragon, Louis 102
Atkinson, Ti-Grace 266
Augstein, Josef 214 f.
Augstein, Rudolf 70, 107, 116, 127, 131, 133, 139, 249
Aust, Stefan 120, 129, 146, 173, 195, 197,218, 223,227, 249

Baader, Andreas 122, 140, 189, 194, 197 f., 204 f., 209,213, 217 f., 222, 227, 231 f., 234, 257
Bachofen, Johann Jacob 260 f.
Bahr, Egon 289
Barbusse, Henri 302
Bardot, Brigitte 129
Barthel, Kurt 105
Beauvoir, Simone de 267
Beier, Jürgen 188
Benjamin. Walter 102
Benn, Gottfried 53
Bichsei, Peter 113
Biermann, Emma (Emmi) 105, 154,200,206,208
Biermann, Wolf 52, 120, 154
Bissinger, Manfred 110, 149, 161 f., 254
Bloch, Ernst 102, 107,302
Boenisch, Peter 236
Boll, Heinrich 63
Borchert, Wolfgang 31
Brandt, Willy 213, 220 f, 294
Brauer, Max 63
Braun, Volker 105, 113
Brecht, Bertolt 22, 31, 102, 223
Bredel, Willy 50, 102
Brückner, Peter 69, 181
Buber-Neumann, Margarete 305
Bucerius, Gerd 144
Buchholtz, Ernst 95
Burmeester, Siegfried 44 f.
Busch, Ernst 50 ff., 55 f., 76, 94, 196, 302, 305
Busse, Werner 25, 28, 32, 38

Castro, Fidel 142
Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch 120
Cohn-Bendit, Daniel 160, 169
Coulmas, Peter 199
Cremer, Fritz 50
Cremer, Jan 123

Dahrendorf, Ralf 42
Davis, Angela 194
Dehler, Thomas 63
Densmore, Dana 266
Desch, Kurt 60, 76, 105
Deschner, Karlheinz 95, 104, 115, 117, 181

Diekmann, Kai 121
Ditfurth, Jutta 66, 108, 162, 199, 203, 225 ff.
Döblin, Alfred 22, 30
Dolci, Danielo 196
Dönhoff, Marion Gräfin 132, 235
Doutiné, Heike 113, 120
Dutschke, Rudi 27, 68, 128, 131, 136, 147, 154 ff., 181,222, 241 f., 246,285
Duve, Freimut 120, 139

Ehmke, Horst 213 f.
Eichinger, Bernd 129, 173, 218
Eisler, Hanns 89
Engelmann, Bernt 124
Engels, Friedrich 260
Engler, Michael 120
Ensslin, Gudrun 134, 197, 204, 213, 217 ff., 227 f., 231 ff., 236, 257
Enzensberger, Hans Magnus 62, 76, 95,104,114, 117, 157, 161,181

Feltrinelli, Giangiacomo 143
Feltrinelli, Inge 143
Fest, Joachim 139
Feuchtwanger, Lion 102, 302
Fichte, Hubert 31,113, 181
Finck, Werner 31
Firestone, Shulamith 265
Fischer, Ernst 302
Fischer, Josef (»Joschka«) 229, 232
Forster, Albert 10
Fried, Erich 113,117, 181, 243
Fuchs, Gerd 181
Fühmann, Franz 50

Gaus, Michael 139
Gautier, Hermann 107
Geißler, Christian 55, 104, 115
Gide, André 301
Gillhausen, Rolf 164
Gorbatschow, Michael 76
Grass, Günter 13, 43, 114, 116, 233
Gregor, Ulrich 62, 95
Gremliza, Hermann L. 81, 121
Griem, Helmut 53
Groenewold, Kurt 167, 205
Guevara, Ernesto »Che« 169

Habermas, Jürgen 72
Hachfeld, Eckhart 133
Hacks, Peter 105
Hädrich, Rolf 42, 53
Haffner, Sebastian 110, 112, 177, 181, 188
Hagemann, Walter 70
Hager, Kurt 107
Hamm, Peter 95, 181
Handke, Peter 117
Heartfield, John 50
Heidemann, Gerd 120 f.
Heimendahl, Eckart 41
Heinemann, Gustav 59 f., 63, 96
Henkel, Gabriele 160
Herburger, Günther 104, 113
Hermlin, Stephan 50, 105
Herms, Uwe 113, 120,181
Hertz-Eichenrode, Winfried 132
Herzfelde, Wieland 50
Herzog, Marianne 181
Heß, Rudolf 10
Heuer, Rolv 113, 118, 120
Heym, Stefan 50
Hiepe, Gisela 53 f., 57 f.
Hiepe, Richard 54, 57 f.
Hiller, Kurt 24, 48
Hitler, Adolf 47, 96, 301 ff., 305
Hochhuth, Rolf 181
Holtkamp, Ehrengard, geb. Zorn, (»Lili«) 89, 92, 226
Holtkampjürgen 62, 89, 91 f., 107 ff., 119,129,132,189 ff., 203
Holtkamp, Ulrike 132
Holz, Hans Heinz 95
Holzer, Horst 95

Homann, Peter 174, 197
Honecker, Erich 76
Horkheimer, Max 102
Horlemann, Jürgen 158
Hübotter, Christine 30, 40 f.
Hübotter, Klaus 38
Huffsky, Hans 143,213
Huffsky, Karin 213
Hüller, Osswald 88
Hurwicz, Angelika 51

Jahnn, Hans Henny 30, 64, 116
Jahr, Jonny 111
Jelinek, Elfriede 27
Jens, Walter 113
Johnson, Uwe 114, 116

Kahl, Werner 174, 176
Kaiser, Georg 35, 113, 117
Kapluck, Manfred 61, 75, 96,102, 136,214
Kästner, Erich 22
Kaul Fritz (Professor, Staranwalt) 144, 165 f., 194,213
Kennedyjohn F. 120
Kirsch, Rainer 105
Kirsch, Sarah 105
Kisch, Egon Erwin 120
Klarsfeld, Beate 169
Klemke. Werner 51
Kluge, Alexander 113
Koegler, Monika 125
Koestler, Arthur 301
Köhler, Otto 70, 177
Kolle, Oswalt 166
Krause, Petra 175
Kreuder, Ernst 116
Krohn, Paul 123
Krüger, Hans Peter 114, 116
Kuby, Erich 52, 60, 86 f., 95, 104, 113
Kühl, Kate 52
Kumpf, Richard 47, 96
Kunz, Charly 120
Kunzelmann, dieter 128, 246
Kunzes, Charly 130
Kurras, Karl-Heinz 134

Lahrssen, Uwe-Jens 82, 84
Landefeld, Hermann 76
Langhans, Rainer 68, 128
Laudan, Peter 72, 85
Lauschke, Gerd 62, 84
Leers, Johann von 260
Lehmann, Lutz 120
Lenz, Reimar 72, 86
Leonhardt, Walter 113
Lettau, Reinhard 181
Leyen, Ursula von der 267
Liebknecht, Karl 45
Linke, Karl 231
Lippmann, Walter 95
Lohmar, Ulrich 87
Löwenthal, Gerhard 236, 288 f., 291
Lübke, Heinrich 143
Lutz, Regine 51
Luxemburg, Rosa 45, 75, 263

Mahler, Horst 199
Mann, Heinrich 302
Manthey, Jürgen 61, 91, 104, 109, 114, 123
Marcuse, Herbert 169, 257 f.
Mayer, Hans 102, 113
Meinhof, Ingeborg 65 f.
Meinhof, Ulrike Marie 62, 64 f., 67, 69 f., 72 f., 84 f., 90, 94,101, 105, 112, 117, 130 f., 134, 140, 157, 166, 168, 173, 183 f., 186, 190, 194,205, 212 ff., 217 ff., 224 ff., 230 f., 233 ff., 252, 254 f., 257
Meinhof, Werner 65, 225 f.
Meins, Holger 213, 218
Mcnde, Erich 63
Mendes-France, Pierre 95
Menne, Lothar 129, 183, 188

Merkel, Angela 295
Meyer-Bruhns, Till 39, 44, 185
Meysel, Inge 268
Michels, Bernd 188,212,291
Mielke, Erich 304 f.
Mies, Herbert 47
Mitscherlich(-Seifert), Monika 62, 65, 181
Mommer, Karl 85, 90
Monk, Egon 139
Moreau, Jeanne 129
Morlock, Martin 132
Müller, Phillip 35
Mummert, Ingo 188
Murato, Yoshiko 72

Nannen, Henri 144, 164, 235
Nau, Ludwig 28 f.
Negt, Oskar 88, 222
Nettelbeck Uwe, 174 f., 178 ff., 187
Neuhauser, Peter 121, 149, 162 f.
Neumann, Heinz 302
Neumann, Oskar 106
Neumann, Robert 95, 116 f., 120, 143 f., 177, 188
Neuss, Wolfgang 120, 127 f.
Niemöller, Martin 63, 109
Nikel, Hans 177
Nirumand, Bahman 156 f., 181
Noharra, Eric 72
Nolte, Ernst 288
Nossack, Hans Erich 116 f.

Oehrens, Holger 188
Ohnesorg, Benno 36, 130 f., 134 f.
Okopenko, Andreas 76
Ollenhauer, Erich 63, 294
Opitz, Reinhard 62, 70, 72, 74, 83 f., 86, 104
Ossietzky 44, 288
Ottersberg, Kurt 49 f.

Paczensky, Gerd von 121 f.
Parnass, Peggy 25 f., 188
Patalas, Enno 62, 95
Piwitt, Hermann 113, 181
Proll, Astrid 179

Rabehl, Bernd 242
Raddatz, Fritz J. 52, 117, 131, 144
Raspe, Jan-Carl 213, 218
Rauch, Georg von 126
Rauter, Alexander 125, 175,181, 188
Reding, Josef 95
Regnier, Henry 139
Reich-Ranicki, Marcel 113, 139
Reimann, Max 107
Rexin, Manfred 72, 85
Richter, Hans Werner 48, 63, 113 f., 116, 138
Ridder, Dorothea 128
Rieck, Horst 125, 127
Rieck, Monika 127
Riegel, Werner 34 f., 48 f., 52
Riemeck, Renate 66 ff., 93, 108, 202 f., 205, 207, 222, 225
Ripkens, Martin 95
Röhl, Bettina 92, 175
Röhl, Brunhilde (Bruni) 54
Röhl, Hugo 9
Röhl, Regine 175
Röhl, Wolfgang 165
Röhler, Klaus 114
Rolland, Romain 302
Roos, Hans Dieter 62
Rosenberg, Alfred 260
Roth, Karl-Heinz 199
Rowohlt, Ernst 52, 72
Rowohlt, Harry 153
Rudorf, Reginald 288
Ruhland, Karl-Heinz 197
Rühmkorf, Peter 22 ff., 27 f., 32, 34 ff., 42, 48 f., 53, 57, 59,61, 67, 104, 100, 108, 112, 117, 120, 139, 174, 177 ff, 188
Rühmkorf, Eva, geb. Tietze 89
Runge, Erika 62,65,71,84,91, 104, 117, 189

Salvatore, Gaston 150, 157, 167, 174
Sander, Heike 253
Sarkander, Klaus 38
Sartre, Jean Paul 102, 109
Schall, Ekkehard 51
Scheuch, Erwin K. 288 f.
Scheurich, Bodo 110
Schimmel, Annemarie 268
Schlegel, Klaus 43
Schmidt, Arno 61, 95, 109, 116
Schmidt, Helmut 71, 86 f., 296
Schnabel, Ilka 65, 70, 84
Schneider, Peter 157, 160, 181
Schnurre, Wolfdietrich 95
Scholl, Sophie 73
Schröder, Gerhard 232
Schröder, Jörg 188
Schultz, Rudi 62, 89, 104
Schütte, Wolfram 62
Schwarzer, Alice 267 ff.
Seifert, Jürgen 62, 69, 88
Semmler, Gerd 152,181
Shaw, G. B. 302
Silone, Ignazio 301
Skriver, Ansgar 72, 85
Spangenberg, Dietrich 46
Spoo, Eckart 189
Springer, Axel 129, 288 f., 292
Staritz, Jochen 104
Steffen, Jochen 87
Steffens, Klaus 62, 70, 91, 104, 156
Stelly, Gisela 195
Stempel, Hans 95
Stern, Hans 62, 70, 84, 86, 89, 91, 104, 106, 109
Strauß, Franz Josef 95, 289
Streicher, Julius 10
Ströbele, Hans-Christian 193
Sturm, Beate 197, 205

Teufel, Fritz 68,128, 246
Tiedemann, Claus 24, 120
Tietze, Eva 65, 89
Tremper, Will 288
Tucholsky, Kurt 31, 44, 51, 73, **288**
Tucholsky, Mary 51, 72
Turba, Kurt 49 f.
Tzaro, Zie 76

Ulbricht, Walter 61, 98, 290, 302

Valvo, Philips 82
Venohr, Wolfgang 290
Vesper, Bernward 185, 197, 233
Voss, Helga (verh. Rauter) 125

Wagenbach, Klaus 33, 114, 116
Wagenknecht, Sahra 305
Waiden, Matthias 236, 288 f., 290 ff.
Wallek, Lothar 69
Wallraff, Günter 117, 124,181, 186,188, 222, 297
Walser, Martin 181
Weigel, Helene 51, 55
Weinert, Erich 102
Weise, Christian 93
Weisenborn, Günter 104
Weiss, Peter 181
Weizsäcker, Richard von 63
Westphalen, Karl Graf von 98
Wienke, Meinhof 66
Wilke, Jochen 53
Winkler, Willi 229
Winter, Klaus 53
Wolf, Markus 236, 291
Wolffheim, Hanns 33

Zamory, Eberhard 29, 188, 206
Zenkel, Gerhard 53
Zetkin, Clara 263
Ziem,Jochen 95, 104, 113, 120, 181
Zweig, Arnold 50, 102
Zwerenz, Gerhard 104, 181

Klaus Rainer Röhl, Jahrgang 1928, wohl einer der interessantesten noch lebenden Vertreter der »Flakhelfer-Generation«, legt zu seinem achtzigsten Geburtstag seine »endgültige« Lebensgeschichte vor. Als ein wahrer Simplizius Simplizissimus des 20. Jahrhunderts wuchs er auf unter Hitler und entkam allen Gefährdungen und Nachstellungen der »großen Zeit«. Er entzog sich, anders als sein Danziger Mitschüler Günter Grass, auch der »Einberufung« zur Waffen-SS und fand sich nach Kriegsende allein in einem winzigen Dorf in Niedersachsen wieder.

Nach dem Abitur gründete er mit seinem Freund Peter Rühmkorf ein Kabarett gegen den Krieg, einen Jazz- und Lyrikkeller, das Wolfgang-Borchert-Theater und den Kurt-Tucholsky-Kreis. Aus dieser linken Ursuppe ging am Ende jene Studentenzeitschrift hervor, die bis heute mit dem Namen Röhl verbunden bleibt: *konkret.* Den Einflüsterungen der Hamburger Kommunisten widerstand er zunächst, aber nach dem Verbot der KPD wurde er Mitglied, ohne sein Parteibuch je gesehen zu haben. Um so effizienter erwies sich sein Einsatz für »die Sache«, bei dem er Unterstützung fand durch seine spätere Ehefrau, Ulrike Meinhof.

Der Frieden mit dem »Friedenslager« dauerte indes nicht lange, und im Frühjahr 1964 kam es zum Bruch der gesamten *konkret*-Gruppe mit der KPD. Das Blatt wurde selbstständig und bald die erfolgreichste Zeitung der Linken überhaupt. Mit dem späteren SPIEGEL-Chef Stefan Aust als einzigem Mitarbeiter

begann der Traumtänzer und immer noch romantische Held ab 1967 seinen folgenschweren Flirt mit den Rebellen der APO, die später die 68er genannt wurden. Er befreundete sich mit Rudi Dutschke, ebenso wie mit Inge Feltrinelli und fand als Vertreter des linken Establishments Gefallen an dem bunten Treiben in Kampen.

Als Chefredakteur von *konkret* aber machte er sich neue Feinde durch einen Feldzug gegen die »drei Nachgeburten von 68«: die Verharmlosung von Drogen, die militante Frauenbewegung und den Terrorismus. Vor allem durch sein radikales Auftreten gegen die zunehmende Propagierung der Gewalt geriet er in das Visier der Täter, als deren Anführerin Ulrike Meinhof, seine eigene Frau und Mutter seiner Töchter, schließlich die sogenannte »Rote Armee Fraktion« gründete – Zeit für einen selbstkritischen Rückblick mit »Fünf Finger sind keine Faust«. Dadurch war Röhl endgültig zum Buhmann der Linken geworden und Ziel mehrerer Gewaltanschläge.

Damals endete, wie er es heute nennt, sein »langer Marsch durch die Illusionen«. Nach der Zerstörung seines Verlages durch die ehemaligen Genossen, dem Ende seiner Ehe und der Eskalation der Gewalt wurde der »sozialistische Zauberlehrling« immer nachdenklicher und wandte sich zunehmend vehement gegen die Geister, die er einst selbst gerufen hatte – Kämpferisch, wie eh und jeh und mit unglaublich jung gebliebener, (selbst)ironischer Feder.

# Tödliche ILLUSIONEN

Als »Pimpf«
in Danzig 1939

Walter Ulbricht am Rednerpult –
VI. Parteitag der SED 1963 (ullstein Bilderdienst)

Sein Lebenswerk

Berlin 2. Juni 1967, Tod Benno Ohnesorg (akg)

# Die gefährlichen Jahre

ISBN 978-3-8004-1484-0